
3 1761 05367415 6


DIE BÜCHER DER ROSE



Die Bücher der Rose

Neue Friedensreihe

Jean Paul

Das Ziel meiner literarischen Eintagsfliegen ist: den Menschen Ruhestätten zu zeigen schon vor der tiefsten, sie mit den Toren zu versöhnen auf Kosten der Torheit, ihnen in der Wüste Blumen, an Pedanten Freunde, am Hof Tugenden, im Schmerz die Seligkeit, in der Armut einen ebenso großen Reichtum, und sogar in diesem einen, und am Ende auf der ganzen Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen künftigen.

*

Komm, liebe müde Seele, die du etwas zu vergessen hast, entweder einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr oder einen Menschen, der dich kränkt, oder einen, der dich liebt, oder eine entlaubte Jugend oder ein ganzes schweres Leben; und du, gedrückter Geist, für den die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit eine Narbe ist, komm in meinen Abendstern und erquicke dich mit seinem kleinen Schimmer.

Jean Paul

Ein Lebensroman in Briefen

mit geschichtlichen Verbindungen

von Ernst Hartung

1763–1825



Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München



Die Bildnisse und
Ansichten hat Frau Dora
Brandenburg-Polster in München
nach alten Vorlagen
gezeichnet

*

Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte — ist der: mit den beiden andern zu wechseln.

*

Alles, was ich tue, wenn ich von Kriegs- oder anderer Not lese, der ich nicht abhelfen kann, ist, nicht zu fluchen oder zu jammern oder untätig zu sein, sondern recht tätig: nämlich — da alle dieses Elend nur aus der Immoralität mehrerer Individuen entsprungen — recht zu verwünschen und zu vermeiden die kleinste Immoralität in mir, da jede sich in fremden Wunden endigt.

Mag die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit Jean Paul zum alten Eisen werfen, ich werde ihn nicht verleugnen, solange mein Herz nicht vertrocknet. Denn dies ist der Unterschied zwischen ihm und den andern Helden und Königen des Geistes: bei diesen ist man vornehm zu Gaste und geht umher in reichen Sälen, wohl bewirtet, doch immer als Gast — bei ihm liegt man an einem Bruderherzen.

Gottfried Keller



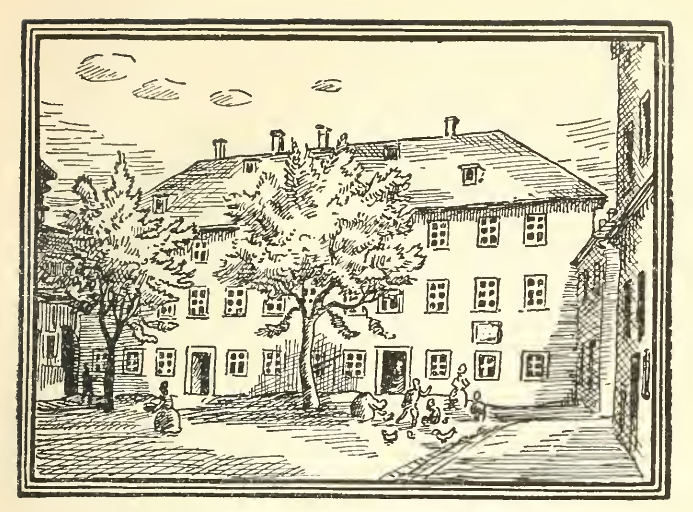


JEAN PAUL IM JAHRE 1797

Nach der Zeichnung von Hottinger

Dein bestes Bildnis, lieber Paul, werden wohl ewig Deine Schriften bleiben. Bis jetzt hatte ich Deine Bücher in Einem Fache mit denen Hippels, aber je mehr ich Dich studiere, je weniger kann ich irgend eine Nachbarschaft für Dich aussuchen und leiden. Du bist mir der Eine, der Ganze. Ich kenne keine Kraft noch Fähigkeit in mir, die Du nicht abwechselnd bewegest und erweckest; alle Töne meines Herzens und Geistes durchläufst Du in eilenden, schmelzenden, durchdringenden Akkorden. Die andern alle schreiben für dies und das, fürs Gedächtnis, Verstand, Witz, Gefühl oder Phantasie, Du allein für das Ich, für den ganzen Menschen. Wer Dich ganz verstehet und fasset, der hat den Mikrokosmus des Menschen gemessen. F. von Oertel.





Jean Pauls Geburtshaus in Wunsiedel

Heimat · · Herkunft · · Kindheit

Wunsiedel · Joditz · Schwarzenbach · 1763 bis 1779

Von Wolken und Nebeln umspielt, von Quellen durchrauscht, die ihr Wasser zur Elbe, zum Rhein und zur Donau senden, von Kobolden bevölkert, bildet das bewaldete Fichtelgebirge, das heute zum bayerischen Kreise Oberfranken gehört und vom großen Reiseverkehr nur gestreift wird, den Mittelpunkt der deutschen Mittelgebirge. Holz und Beerenobst, Marmor, Eisen, Kupfer, Blei liefert es dem Fleiß seiner genügsamen, lebens- und sangesfrohen Bewohner, von denen viele ursprünglich slawischer und wendischer Abstammung sind. Bis tief ins Mittelalter hinein hat das Heidentum sich hier gehalten, um dann noch lange in mancherlei krausem Aberglauben fortzuleben.

Mit den weiten, ihm nördlich (Hof) und westlich (Bayreuth) vorgelagerten, heiteren und fruchtbaren Landschaften einst dem ersten

Burggrafen von Nürnberg durch Erbschaft zugefallen, hat das Fichtelgebirge als Markgrafschaft Bayreuth (Kulmbach) jahrhundertelang den Nachkommen dieses fränkischen Hohenzollern gehört, bald mit der gleicherweise entstandenen Markgrafschaft Ansbach verbunden, bald von ihr getrennt. Auch diese beiden Fürstentümer haben wie die meisten andern unter der Willkür ihrer Herrscher schwer gelitten, auch sie sind von verschwenderischen Hofhaltungen ausgesogen, auch aus ihnen sind Landeskinder als Soldaten ans Ausland verkauft worden. Alexander, der letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth trat 1791 seine aufatmenden Länder freiwillig an Friedrich Wilhelm II. von Preußen ab, die dann aber schon 1810 von Napoleon dem neuen Königreich Bayern zugewiesen wurden.

Wie sein Vater, der Kantor, Organist und Schulrektor war, bevor er endlich Pfarrer wurde, und wie dessen Vater, der Kantor, Organist und Schulrektor war, ohne es bis zum Pfarrer zu bringen, so ist auch Jean Paul Friedrich Richter ein echtes Kind des Fichtelgebirges und der von diesem beherrschten Landschaft gewesen. Von wenigen Jahren abgesehen, hat sich sein ganzes Leben in Hof und Bayreuth oder doch im Umkreis dieser Städte abgespielt.

Sein Geburtsjahr, 1763, war das Todesjahr des vorletzten Markgrafen von Bayreuth, der seine Frau, die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, und ihr einziges Kind überlebt hatte. Es war aber auch das Jahr, worin der Friede zu Hubertusburg den Siebenjährigen Krieg Preußens zum Abschluß brachte, und worin der Friede zu Paris Englands amerikanischen Besitz durch Kanada und andere bis dahin französische Kolonien vergrößerte.

Als Fünfundfünfzigjähriger hat Jean Paul zu Bayreuth seine Kindheitserinnerungen niedergeschrieben, als den ersten Teil einer unvollendeten Selbstdarstellung seines Lebens. Und zwar in der Form von akademischen Vorlesungen, die er als „Professor der Geschichte von sich selbst" hält.

Diese Jahre, die der Knabe in den stillen Saaledörfern verlebte, füllten sich draußen in der Welt mit folgeschweren Ereignissen:

Preußen, Österreich und Rußland vollzogen die erste Teilung Polens, die Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärten sich für unabhängig von ihrem englischen Mutterlande, Friedrich der Große rettete Bayern vor den Habsburgern für die Wittelsbacher, James Cook unternahm seine epochemachenden Erdumseglungen, James Watt erfand die Dampfmaschine, J. J. Rousseau versprach der aufhorchenden Menschheit in der Rückkehr zur Natur den Himmel auf Erden, Lessing ließ seinen „Laokoon", seine „Hamburgische Dramaturgie" und „Minna von Barnhelm", Goethe seinen „Götz" und „Werthers Leiden" erscheinen. Überall, im politischen, bürgerlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben, in den Köpfen und Herzen der Menschen waren Kräfte am Werke, die wir meinen, wenn wir von „Aufklärung", „Weltbürgertum", „Humanität", „Sturm und Drang" und „Rationalismus" sprechen.

Alle Enge und Gebundenheit landschaftlicher, kleinstaatlicher, dörflicher, pfarrhäuslicher, kleinbürgerlicher Herkunft und Heimat verband sich mit aller Weite und Fülle der Sehnsucht einer aufgeregten Zeit, um in Jean Paul einer Seite des deutschen Wesens zum Ausdruck zu verhelfen, dessen andere Seite ihren Ausdruck in Goethe fand.

Jean Paul im Vorwort einer nicht vollendeten Selbstdarstellung seines Lebens: Der Unendliche weiß es, wie wenig ich nach mir frage und mich nur gebrauche zum Gerüste. — Ich will über alles in der Welt gern ernst sprechen, nur nicht über mich. Ohne alle Scherzhaftigkeit kann ich nichts über mich sagen. Wenn ich nun eine historische Professur annahm, wo ich keine andere Geschichte zu lesen habe als meine, so war doch einigem Scherze Luft gemacht und Weg gebahnt. — Was mir auch manches erleichtert auf meinem biographischen Wege, sind die kleinen Lächerlichkeiten, die mir eigen sind, und die ich also darzugeben habe. — Wer mich aber rein und recht beurteilen will, muß mich in meinem Ganzen nehmen, denn sonst gibt und nimmt er mir im Einzelnen zuviel und ist nie meiner Meinung über mich.

Aus der ersten, zweiten und dritten „Vorlesung" der unvollendeten Autobiographie „Aus Jean Pauls Leben": ... Mein Vater Johann Christian Christoph Richter war der Sohn des Rektors Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt einer von seinen zwei noch übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; Alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet; und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten ...
Mein Vater, in Neustadt 1727 den 16. Dezember geboren — fast mehr zum Winter des Lebens als gleich mir zu einem Frühling, würde ich sagen, hätte seine Kraftnatur sich nicht auch in Eisberge gute Häfen einzuschneiden vermocht — konnte das Lyzeum in Wonsiedel, wie Luther die Schule in Eisenach, nur als ein Alumnus oder armer Schüler genießen oder erdulden; denn wenn man 150 Gulden jährliche Einnahme gehörig unter Vater, Mutter und mehrere Schwestern verteilte, so mußte auf ihn selber gerade gar nichts kommen als höchstens das Alumnus-Brot. Darauf bezog er das Gymnasium poeticum in Regensburg, um nicht nur in einer größeren Stadt zu hungern, sondern auch darin statt des Laubes die eigentliche Blüte seines Wesens zu treiben. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis — des bekannten Kenners und Gönners der Musik — konnte er der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen. Klavier und Generalbaß erhoben ihn zwei Jahrzehnte später zu einem geliebten Kirchenkomponisten des Fürstentums Bayreuth ...
Darauf studierte er statt der Tonkunst in Jena und Erlangen Theologie; vielleicht bloß um in Bayreuth, wo sein Sohn alle diese Nachrichten sammelt, als Hauslehrer eine Zeitlang, d. h. bis in sein zweiunddreißigstes Jahr, sich abzuplagen. Denn schon 1760 rang er dem Staate den Posten eines Organisten und Terzius in Wonsiedel ab; und machte sonach unter dem Bayreuther Mark-

grafen mehr und früheres Glück als jener Kandidat in Hannover, welcher siebzig Jahre alt wurde und doch keine andere Kirchenstelle bekam als eine im Kirchhof.
Nur fürchte aus dem Bisherigen ja niemand von meinen Zuhörern, daß sie etwa einen Vater von mir vorbekommen, welcher erbärmlich, wie einige neuere Überchristen in tränennasse Schnupftücher eingewindelt, daherzieht; er lebte auf Flügeln und wurde als der anmutigste Gesellschafter gesucht. Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indes er im Amte als strengster Geistlicher und auf der Kanzel als Gesetzprediger galt. In seiner Vaterstadt gewann er durch seine begeisterten Predigten seine Anverwandten, in Hof im Vogtland noch etwas Wichtigeres — eine Braut und, was noch schwerer war, die reichen Schwiegereltern dazu ...
Im Jahre 1761, den 13. Oktober, ging die Liebende als Braut mit ihren Schätzen in sein enges Schulhäuschen, das er zum Glück ohnehin durch kein Hausgerät noch enger gemacht ...
[Am 21. März 1763 ist Johann Paul Friedrich Richter als ältestes Kind des Pfarrers Johann Christian Christoph Richter und seiner Ehefrau Sophia Rosina, der ältesten Tochter des Tuchhändlers Kuhn in Hof, zu Wunsiedel geboren worden.]
Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen! ...
1765 wurde mein Vater nach Joditz voziert von der Freifrau von Plotho in Zedtwitz, einer geborenen Bodenhausen, der Gemahlin desselben Plotho, der beim Beginn des Siebenjährigen Krieges Friedrichs des Einzigen Gesandter am Reichstage in Regensburg war ...
Sie finden jetzt den Professor der Selbstgeschichte im Pfarrdorfe Joditz, wo er in einer Weiberhaube und einem Mädchenröckchen mit seinen Eltern eingezogen; die Saale, gleich mir am Fichtelgebirge entsprungen, war mir bis dahin nachgelaufen, so wie sie, als ich später in Hof wohnte, vorher vor dieser Stadt unterwegs vorbeiging. Der Fluß ist das Schönste, wenigstens das Längste von Joditz und läuft um dasselbe an einer Berghöhe vorüber, das

Örtchen selber aber durchschneidet ein kleiner Bach mit seinem Stege kreuzweise. Ein gewöhnliches Schloß und Pfarrhaus möchten das Bedeutendste von Gebäuden da sein ...

Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen ...

Alles Lernen war mir Leben, und ich hätte mit Freuden, wie ein Prinz, von einem Halbdutzend Lehrern auf einmal mich unterweisen lassen, aber ich hatte kaum einen rechten ...

Wie gewöhnlich gewann ich alles Lebende in der Schule lieb, und den lungensüchtigen, mageren, aber aufgeweckten Schulmeister zuerst, mit welchem ich alle Warteangst teilte, wenn er hinter seinem zum Fenster hinausgehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, oder wenn er das Zuggarn über die Emmerlinge auf dem Vogelherde draußen im Schnee herüberzuschlagen vorhatte ...

Leider schloß ich mir selber durch eine unzeitige Klage bei meinem Vater, daß ein langer Bauernsohn mich mit einem Einlegmesser ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen, auf immer die Schulstube zu. Er, in seinem ehrgeizigen Zorne, gab nun mir und meinen Brüdern allein den Unterricht; und mir gegenüber mußte ich jeden Winter die Schulkinder in einem Hafen einlaufen sehen, der mir versperrt war ...

Vier Stunden vor- und drei Stunden nachmittags gab unser Vater uns Unterricht, welcher darin bestand, daß er uns bloß auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langens Grammatik ...

Nur werfe dieses bloße Auswendiglernenlassen kein falsches Licht auf meinen unverdrossenen und liebevollen Vater, der den ganzen Tag dem Aufschreiben und Auswendiglernen der Predigten bloß aus überstrenger Amtsgewissenhaftigkeit für seine Bauern opferte.

In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie

eine offene Himmelpforte, durch welche ich hineinsah in lange, lange Freudengärten. Nie vergesse ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr, und seitdem leuchtend stehenblieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selbst gesehen und auf ewig ...

In der Kälte war der Vater, wie eine Sennerin, gewöhnlich von der Treppenhöhe der Studierstube herabgezogen und hielt zur Freude der Kinder sich in der Ebene der allgemeinen Wohnstube auf. Am Morgen saß er an einer Fensterecke und lernte seine Sonntag-Predigt auswendig, und die drei Söhne Paul (das bin ich selbst) und Adam und Gottlieb (denn Heinrich kam erst gegen Ende des Joditzer Idyllenlebens dazu) trugen abwechselnd die volle Kaffeetasse zu ihm, um noch froher die leere zurückzuholen, weil der Träger aus ihr die ungeschmolzenen Reste des gegen Husten genossenen Kandiszuckers frei nehmen durfte. Draußen deckte zwar der Himmel alles mit Stille zu, den Bach durch Eis, das Dorf mit Schnee; aber in der Wohnstube war Leben, unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser, auf dem Boden die unbändige Bullenbeißerin, unsere Bonne, die Nachtwächterin des Pfarrhofs, und ein Spitzhund, und der artige Scharmantel, ein Geschenk der Frau von Plotho — und daneben die Gesindestube mit zwei Mägden; und weiter gegen das andere Ende des Pfarrhauses der Stall mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh und dessen Geschrei; unsere auch vom Pfarrhofe umschloßnen Drescher könnte ich mit ihren Flegeln auch rechnen. So von lauter Gesellschaft umgeben, brachte nun leicht der ganze männliche Teil der Wohnstube den Vormittag mit Auswendiglernen zu, nahe neben dem weiblichen Kochen ...

Der Nachmittag wurde schon bedeutender und freudenreicher. Der Winter verkürzte und versüßte die Lernstunden. In der langen Dämmerung ging der Vater auf und ab, und die Kinder trabten

unter seinem Schlafrock nach Vermögen an seinen Händen. Unter dem Gebetläuten stellten sich alle in einen Kreis und beteten das Lied einstimmig ab: „Die finstre Nacht bricht stark herein." …
Um dieselbe Zeit geschah es dann, daß wir Kinder uns auskleiden und in langen Schlepphemden herumhüpfen durften. Entweder trug der Vater in eine mit leeren Folioblättern durchschossene Quartbibel bei jedem Verse die Nachweisung auf das Buch ein, worin er über ihn etwas gelesen; oder er hatte sein Folioschreibbuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter dem Kinderlärmen setzte: in beiden Fällen, im letzten aber am liebsten, sah ich dem Schreiben zu und freute mich besonders, wenn durch Pausen mancher Instrumente schnell ganze Viertelseiten sich füllten. Er dichtete seine innere Musik ganz ohne alle äußere Hilftöne …
Nur das Ende der Winterabende streckte für den Helden eine verdrießliche Wespenstachelscheide oder Vampirenzunge aus. Die Kinder mußten sich nämlich um neun Uhr in die Gaststube des zweiten Stocks zu Bett begeben, meine Brüder in ein gemeinschaftliches in der Kammer, und ich in eines in der Stube, das ich mit meinem Vater teilte. Bis er nun unten sein zweistündiges Nachtlesen vollendet hatte, lag ich oben mit dem Kopfe unter dem Deckbette im Schweiße der Gespensterfurcht und sah im Finstern das Wetterleuchten des bewölkten Geisterhimmels, und mir war, als würde der Mensch selber eingesponnen von Geisterraupen. So litt ich nächtlich hilflos zwei Stunden lang, bis endlich mein Vater heraufkam, und gleich einer Morgensonne Gespenster wie Träume verjagte. Am andern Morgen war die geisterhafte Angst rein vergessen …
Er verschonte uns nicht mit einer von allen Geistererscheinungen und Geisterspielen, wovon er gehört, ja selbst einige erfahren zu haben glaubte; aber er verband, wie die alten Theologen, zugleich mit dem festen Glauben daran den festen Mut davor, und Christus oder das Kreuz war ihm Schild gegen das Geisterall. Manches Kind voll Körperfurcht zeigt gleichwohl Geistermut, aber bloß aus Mangel an Phantasie, ein anderes hingegen, wie ich, bebt vor der

unsichtbaren Welt, weil die Phantasie sie sichtbar macht und gestaltet, und ermannt sich leicht vor der sichtbaren, weil diese die Tiefen und Größen der unsichtbaren nie erreicht. So machte mich eine auch plötzliche körperliche Gefahrerscheinung — z. B. ein herrennendes Pferd, ein Donnerschlag, Krieg, ein Feuerlärm — nur ruhig und gefaßt, weil ich nur mit der Phantasie, nicht mit den Sinnen fürchte; und sogar eine Geistergestalt würde, hätte ich nur das erste Schaudern überlebt, mir sogleich zu einem gemeinen Körper des Lebens gerinnen, sobald sie nicht wieder durch Mienen und Laute mich ins endlose Reich der Phantasie überstürzte. ... Sobald der Schnee verschwunden war, wurden wir armen, vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahreszeit befreit und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Da wird geackert — gesät — gepflanzt — gemäht — Heu gemacht — Korn geschnitten — geerntet, und überall steht der Vater dabei und hilft mit und die Kinder helfen ihm nach, besonders ich, als ältestes ...

Der schönste Sommervogel indes, ein zarter, blauer Schmetterling, welcher den Helden in der schönen Jahreszeit umflatterte, war seine erste Liebe. Es war ein blauäugiges Bauernmädchen seines Alters, von schlanker Gestalt, cirundem Gesicht, mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangennehmen. Auguste oder Augustina wohnte bei ihrem Bruder Römer, einem feinen Jüngling, als guter Sänger im Chore und als Rechner bekannt. Zu einer Liebeserklärung kam es zwar bei ihrem Liebhaber nicht, sie müßte denn diese Vorlesung gedruckt in die Hand bekommen — aber von weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus sie in ihrem Weiberstuhle ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dies nur Anfang; denn wenn sie abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die er am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, so kletterte er auf die Hofmauer, um sie zu sehen und heranzuwinken, und lief dann wieder herab an den Torweg, an das Sprachgitter — sie, die

Nonne, außen, er, der Mönch, innen — um durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen, und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst etwas Köstliches in die Hand zu geben. Leider trieb er es in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück, sondern er mußte meistens alles Gute, besonders den Gram dazu, in sich fressen ...

Unter den Sommeridyllen kommen nun die häufigen Gänge vor, welche er mit einem passenden Quersack auf dem Rücken nach der Stadt Hof zu den Großeltern tun mußte, um Fleisch und Kaffee und alles zu holen, was im Dorfe entweder gar nicht zu haben war, oder doch nicht um den äußerst geringen Stadtpreis. Denn die Mutter gab ihm nur einige wenige Geldstücke mit — es sollte nämlich nicht alles hergeschenkt erscheinen — damit seine Großmutter, spendend gegen Tochter und Enkel, und nur kargend gegen die übrige Welt, den Quersack mit allem füllte, was etwa auf dem jedesmaligen Küchenzettel stand.

Noch erinnert er sich eines Sommertages, wo ihn, da er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ährenfeldern und die Laufschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandsloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Es gibt eine Zeit der Sehnsucht, wo ihr Gegenstand noch keinen Namen trägt, und sie nur sich selber zu nennen vermag.

Die Ausgaben für vier Söhne wuchsen, und diesen wurde die versprochene bessere Schule immer nötiger. Auch den Vater faßte zuweilen ein Unmut an, daß er schöne Jahre und schöne Kräfte in einer so engen Dorfkirche abmatte und verzehre. Endlich starb der Pfarrer Barnikel in Schwarzenbach an der Saale, einem kleinen Städtchen oder großen Marktflecken. Der Tod ist der eigentliche Schauspieldirektor und Maschinenmeister der Erde. Er nimmt

einen Menschen wie eine Ziffer aus der Zahlenreihe vorn, mitten oder hinten heraus und siehe, die ganze Reihe rückt in eine andere Geltung zusammen; die Pfarrstelle, welche der Graf von Schönburg-Waldenburg und die Frau von Plotho wechselnd besetzten, bekam dieses Mal die Gönnerin Richters in die Hand, welche sich lange und unverhohlen auf die Gelegenheit gefreut, den guten uneigennützigen, heiteren und verarmenden Pfarrer zu erretten und zu belohnen ...

Schwarzenbach an der Saale hatte freilich viel, einen Pfarrer und einen Kaplan, einen Rektor und einen Kantor, ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zwei große. Diesem gegenüber zwei große Brücken mit der dazugehörigen Saale, und gleich daneben das Schulhaus, so groß (wenn nicht größer), wie das Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathaus, nicht einmal gerechnet das lange, leere Schloß!

Gerade mit dem Vater trat auch ein neuer Rektor an. Werner, ein schöner Mann voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedsamkeit, übrigens aber ohne alle Tiefe ...

Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach bekam Paul vom Kantor Gressel Unterricht auf dem Klavier ...

Die musikalische Grammatik, den Generalbaß, erlernte er durch viel Phantasieren und Notenspielen etwa so wie wir die deutsche durch Sprechen ...

Zu gleicher Zeit, nämlich kurz darauf, bat der junge Kaplan Völkel sich vom Vater den Jungen auf täglich zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie mir beizubringen ...

In der Philosophie las er oder eigentlich ich ihm vor die Weltweisheit von Gottsched, welche mich bei aller Trockenheit und Leerheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit ...

Diese Stunden des Kaplans setzte ich endlich auf ein Schachspiel und sie wurden verspielt, weil — nicht gespielt wurde. Zuweilen nämlich beschloß der Kaplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach; mein liebstes Spiel noch bis jetzt, ob ich gleich darin wie in jedem andern der Anfänger geblieben, als der ich

gleich anfangs aufgetreten. Da ich nun einmal die Stunde ungeachtet der Kopfschmerzen besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe aus Vergessen nicht kam: so kam ich auch niemals mehr wieder . . .
Wie früher dem Kirchenstuhl gegenüber, so konnte ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin — mich verlieben, in ihr niedliches, rundes, rotes, blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davonlief. Am Schulkarneval, das den ganzen Fastnachtvormittag einnahm, in Tänzen und Spielen bestand, hatte ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so dem regelrechten gleichsam vorzuarbeiten, und vorzutanzen. Ja, bei dem Spiele, „wie gefällt dir dein Nachbar" — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu küssen befehligt wird und auf das Verneinen einem Hergerufenen unter einigen Ritterschlägen des Klumpsackes laufend Platz zu machen hat — trug ich letzte häufig neben ihr davon; eine Goldschlägerei, durch die meine Liebe wie reines Gold größer wurde, und ein unterhaltendes Abwechseln, wie sie mir immer den Hof verbot und ich sie immer an den Hof rief, waltete vor. Alle diese böslichen Veranlassungen konnten mir die Seligkeit nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegenlief, aus dessen Fenster ich schaute. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowohl zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mundvoll Obst — dies war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinablief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie imstande. Aber ich genoß genug, daß ich sie vom Fenster aus auf der Brücke lieben konnte, was, denke ich, für mich nahe genug war, da ich immer hinter langen Seh- und Hörröhren stand. Ferne schadet der rechten Liebe weniger als Nähe . . .
An einem Winterabende beredete mich der Pfarrsohn, der unter allen meinen Schulkameraden der schlechteste war, zum verbotenen Wagstück, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater be-

schäftigte, im Finstern das Pfarrhaus zu verlassen, die Brücke zu passieren und geradezu in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmerchen wohnte, zu marschieren und unten in einer Art von Schenkstube einzudringen. Ob Katharina aber zufällig da war, und wieder hinaufging, oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwand herunterlockte auf die Mitte der Treppe, oder kurz, wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand: dies ist mir alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Eßgeschenke, und dann drückte ich — der ich in Joditz nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte, und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum ersten Male ein lange geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßte ich auch nichts zu sagen, es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wiederkam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunftstraum war in einen Augenblick zusammeneingepreßt; — und im Finstern hinter den geschlossenen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für einen Blick und war dahin. Aber ich habe es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche ...

Es war, wie gesagt, der erste Kuß, und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu, wenn ich nicht absichtlich, da sie noch lebt, nach Schwarzenbach verreisen und da einen zweiten geben will ...

Das Abendmahl steht auf dem Lande oder noch richtiger unter rechten Christen durchaus als die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt, da. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche sooft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonnentage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht ...

Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher, wie der Rektor ist, der uns die schreckliche, bloß dieser Religionshandlung eigentümliche Bedingung glühend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und

wenn ein Erlöser und Heiliger in einem unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Tränen, die er selbst mit vergießen half, waren das wenigste, was seine Herzrede aus mir und anderen hervortrieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges, tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen! Und wie wohl tat es dann, an dem Beichttag selbst noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen.

Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, lichter, heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und mit den Menschen einen heiteren, weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden, warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altar hinaus ...

Gymnasium und Universität
Hof und Leipzig 1779 bis 1784

Unmittelbar bevor der einundfünfzigjährige Pfarrer Richter von Schwarzenbach am 15. April 1779, eine kränkelnde Frau und fünf Söhne in ärmlichen Verhältnissen zurücklassend, eines unerwarteten Todes sterben mußte, hatte er seinen sechzehnjährigen Ältesten nach Hof aufs Gymnasium gebracht, damit er sich für das Studium der Theologie vorbereite. Die bayreuthische Grenzstadt Hof hatte zu jener Zeit rund sechstausend Einwohner, worunter allein achthundert Baumwollweber waren, auch ihr Handel war bedeutend. Nach wider Erwarten glänzend bestandener Aufnahmeprüfung wurde Jean Paul, der bei seinen Großeltern eine freundliche Unterkunft fand, in die mittlere Prima aufgenommen. Er lernte sehr leicht und leidenschaftlich gern, hatte aber dank seinem ländlich vertrauensvollen Wesen seitens seiner Mitschüler mancherlei Unbill auszustehen. So redete gleich anfangs der einzige, den er von früher her schon kannte, weil die Eltern befreundet waren, Reinhart, ihm ein, es sei üblich, daß jeder Neueingetretene dem Lehrer des Französischen beim Eintritt ins Klassenzimmer die Hand küsse. Als Jean Paul das dann mit treuherziger Dienstbeflissenheit tat, glaubte der Lehrer, ein ehemaliger Tapetenwirker, er wolle ihn verhöhnen, und überschüttete den Arglosen mit den wütendsten und kränkendsten Scheltworten. — Der Zufall hat es gefügt, daß Reinhart fast ein halbes Jahrhundert später, 1825, als Pfarrer in Bayreuth dem Dichter die Grabrede halten mußte, der jenes Streiches eingedenk, jeden Verkehr mit ihm vermieden hatte. Mit dreien seiner Mitschüler hat Jean Paul eine lebenslängliche Freundschaft verbunden, mit Adam Lorenz von Oerthel aus Töpen bei Hof, mit Johann Reinhard Hermann aus Hof und mit Christian Otto aus Hof, jedoch ist nur zu Oerthel schon auf der Schule ein ganz nahes Verhältnis entstanden. Überlebt hat ihn nur Christian Otto.

frommen Kinderglauben im Herzen, aber viele Zweifel im Kopf und mit einer unbändigen Neigung zum Philosophieren und Disputieren, so war der Landpfarrerssohn aufs Gymnasium gekommen. Es dauerte dann auch nicht lange, da brachte die überlegene kritische Schärfe seines Geistes dem Konrektor Rennebaum bei einer religiösen Debatte eine schwere Niederlage bei, die jener durch ein ärgerliches Schweigegebot notdürftig zu verschleiern suchte. Dieser Zwischenfall wurde in der Stadt rasch bekannt und machte den jungen Jean Paul den Hofern verdächtig, doch hob er sein Ansehen bei den Mitschülern. Aber sie verkannten ihn, wenn sie ihm fortan den vermeintlichen Ehrennamen „der Atheist" zulegten. Denn Jean Paul hat, auch theoretisch, den Glauben an das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele festgehalten. Nur von der Erbsünde wollte er, ein Kind seines „aufgeklärten" Zeitalters, nichts wissen: mit Rousseau und Herder glaubte er an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Deswegen vermochte er auch im Sterben Christi, den er im übertragenen Sinne als Gottes Sohn anerkannte, ein notwendiges „Versöhnungsopfer" nicht zu erblicken.

Eine große Bedeutung für die innere Entwickelung des Gymnasiasten, den der landläufige Unterricht nicht befriedigen konnte, gewann die väterliche Freundschaft, die ihm der dreißigjährige originelle Pfarrer Vogel im nahen Rehau zuwendete, „der lustigste aller Prediger, der noch als Jonas im Haifischmagen das Zwerchfell des Tieres erschüttern würde, wenn Tiere eines hätten". Er hatte die eigenartige Begabung des Knaben früh erkannt und ihm schon nach Schwarzenbach, wo auch der Kaplan Völkel ihm rationalistische Gedankengänge erschloß, manches Buch aus seiner reichen Bibliothek geliehen, in der fast alle großen Geister der Zeit vertreten waren. Alle großen Geister der Zeit aber standen auf der Seite der Aufklärung, das traditionelle Christentum mit seinen Wundern und seinem Erlösungsglauben wurde von allen angefochten. Ein Gegengewicht gegen die Gefahren einseitiger Verstandesschulung bildeten die Stunden voll Schwärmerei und Freundschaft, die Jean Paul mit Adam Lorenz von Oerthel in

dessen Wohnung, einem idyllischen Gartenhäuschen an der Saale, verlebte.

Zu Ostern 1781 bestand Jean Paul vor dem Konsistorium zu Bayreuth die „Admissionsprüfung zur Universität". Trotz seiner „liliputischen Barschaft" hatte er den Weg dorthin einer Sitte gemäß zu Pferde zurückgelegt, „auf einem Mietgaul, der vielleicht aus den Zeiten der Apokalypse stammte und längst statt des eigenen immer nur fremdes Fleisch trug". Dieser Ritt, der erste und letzte seines Lebens, ist ihm so eindrücklich geworden, daß er ihn noch nach zwei Jahrzehnten zu einer der vielen Kostbarkeiten seines Romans „Flegeljahre" gestaltet hat.

Am 19. Mai 1781 wurde Jean Paul als Studiosus der Philosophie und Theologie in Leipzig immatrikuliert, in der „galanten und eleganten" Stadt, wo sechzehn Jahre vor ihm der junge Goethe, nicht wie der Vater gewollt, als Student der Rechte, sondern als „der schönen Wissenschaften Liebhaber" sich strebend bemüht hatte. Er bezog ein Zimmer im zweiten Stock des Gasthofes zu den Drei Rosen an der Petersstraße. Sein Zimmernachbar war sein geliebter Adam Lorenz von Oerthel aus Töpen, der von einem reichen aber geizigen Vater ebenso knapp gehalten wurde, wie er durch die Armut seiner Mutter. Wenn Jean Paul auch, dank einem Hofer Testimonium paupertatis (Bescheinigung der Mittellosigkeit) keine Kollegiengelder zu bezahlen brauchte — was insofern auf Gegenseitigkeit beruhte, als die Professoren, die bedeutenderen in der akademischen Lehrfreiheit behindert, ihm nichts geben konnten — so ging doch seine Hoffnung auf Freitische und Schüler nicht in Erfüllung. Daheim bei der Mutter aber nahm die Not zu. Denn auch die Verhältnisse der Großeltern waren zurückgegangen, und nun starben sie beide, zuerst der Großvater, einige Monate später im März 1782 die Großmutter. Jean Pauls Mutter, von ihrem Schwager Riedel, dem Goldarbeiter und Winkeladvokaten, wegen des ihr vermachten Hauses in einen langwierigen Erbschaftsprozeß verwickelt und überdies in begründeter Sorge, ihre vier jüngeren Söhne möchten auf dem Lande verwildern, siedelte nach Hof über. Wie der junge Goethe, so wandte auch Jean Paul in Leipzig sich

bald immer ausschließlicher den Schönen Wissenschaften zu. Sein Lesehunger und seine Aufnahmefähigkeit waren über alle Begriffe. Hatte er, hierin wie als Briefschreiber ein echter Sohn seines schreibseligen Jahrhunderts, schon in Schwarzenbach und dann in Hof elf dicke Bände mit Auszügen aus seiner Lektüre angefüllt und auch eigene Gedanken und Phantasien massenhaft niedergeschrieben, so unternahm er nun in Leipzig ernsthafte schriftstellerische Versuche, in der Absicht „Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können". Und schon im März 1782 konnte er dem Pfarrer Vogel in Rehau, dem er immer enger sich anschloß, das Manuskript zu einem Buch Satiren übersenden. Satiren über das Leben einer Welt, nach der er sich sehnte, in die er mit Verlangen von ferne hineinsah, weil seine Armut sie ihm verschlossen hielt, „er, der die Welt ja nur aus Büchern kannte". Vogel meinte, dieses Buch werde seinen Verfasser, wenn nicht mit der ganzen, so doch mit der halben Welt „brouillieren". Nach längerem Suchen fand Jean Paul in dem Freunde Lessings und Hippels, dem Berliner Buchhändler Voß einen Verleger, der sich nicht wenig wunderte, daß ein bartloser Neunzehnjähriger schreiben könne, was in solchem Maße Haare auf den Zähnen habe, und zur Ostermesse 1783 Jean Pauls Erstling „Grönländische Prozesse oder Satyrische Skizzen" auf den Markt brachte: Über die Schriftstellerei. Über die Theologie. Über den groben Ahnenstolz. Über Weiber und Stutzer. Fragment aus einem zweiten Lobe der Narrheit. Über die Konfiskation der Bücher. — Der Erfolg blieb aus, ließ sich auch durch einen zweiten Band, der ein halbes Jahr später erschien, nicht herbeiführen. Erst nach zweiundvierzig Jahren konnte, wesentlich gemildert, eine neue Auflage erscheinen.

Bei der Übersendung des Manuskripts, das sein immer hilfsbereiter Freund Oerthel ihm abgeschrieben hatte, weil der Verfasser seine eigene Handschrift für unleserlich hielt, hatte Jean Paul bekannt, nun sei er kein Theolog mehr, sondern aus dem Paulus zum Saulus geworden. Als freier Schriftsteller gedachte er hinfort zu leben, wie er denn auch schon seit Jahr und Tag in „Oberhemden à la Hamlet" mit entblößter Brust einherging und statt des üblichen

Zopfes ungebändigte lange Locken trug. Übrigens war beides nicht nur einem älteren geistlichen Mitbewohner der Drei Rosen in Leipzig, sondern in den Ferien auch den Bürgern von Hof äußerst anstößig, und selbst der Pfarrer Vogel konnte eine so herausfordernde Neuerung nicht gutheißen. Aber Jean Paul blieb seiner neuen Tracht noch jahrelang treu. Erst 1789 flocht er sich wieder ein Zöpfchen.

Die junge Sophie Ellrodt aber, „seine geliebteste Ellrodtin", eine Tochter des Amtmanns zu Helmbrechts bei Hof, liebte ihren um vier Jahre jüngeren „hochedlen insonders hochgeehrten Herrn Kandidaten" nur um so inniger, bis ihr die Aussicht auf ein gesicherteres und näheres Glück die Lösung der Verbindung mit Jean Paul nahelegte, der seinerseits sich die zarte Fessel nicht ungern abstreifen ließ.

Inzwischen verging ihm die Zeit mit schriftstellerischen Plänen und Versuchen und vergeblichen Bemühungen um einen neuen Verleger. Dabei geriet er immer tiefer in Schulden. Schließlich, im November 1784, mußte er, um wenigstens nicht körperlich von seinen Gläubigern bedrängt zu werden, Leipzig bei Nacht und Nebel fluchtartig verlassen. Seine Speisewirtin, die Weinertin, war freilich energisch genug, nach vielen vergeblichen Mahnbriefen eines Tages ihren Mann nach Hof zu entsenden, um dem Säumigen mit maßlos übertriebenen Forderungen zuzusetzen, dem dann der Vesperprediger Otto in Hof, der Vater seines Freundes Christian, aus der Klemme half.

Hinsichtlich des zeitgeschichtlichen Hintergrundes der Gymnasiasten- und Studentenjahre Jean Pauls sei erinnert an die durch den Siebenjährigen Krieg errungene Großmachtstellung Preußens und sein moralisches Übergewicht in Deutschland, an den Tod Friedrichs des Großen (17. August 1786), mit dem der „aufgeklärte Absolutismus" zu Grabe getragen wurde, ferner an die Reformbestrebungen Josephs II. in Österreich (Toleranzedikt, Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, Aufhebung von rund siebenhundert Klöstern), an die Kulturarbeit Katharinas II. in Rußland, an die zunehmende Verarmung und Unzufriedenheit

in Frankreich, dessen gebildete Kreise sich immer mehr an den freiheitlichen Gedanken der Zeit berauschten, wie sie ihnen besonders durch die bändereiche „Enzyklopädie" (eine Art kritisch-revolutionär orientiertes Konversationslexikon) täglich klarer wurden. — Von bedeutsamen literarischen Erscheinungen jener Jahre sind zu nennen: Schillers Räuber (Freiheit), Lessings Nathan (Toleranz), Campes Robinson und Pestalozzis Lienhard und Gertrud (Pädagogik).

Pfarrer Vogel an Jean Paul. [Rehau, den 12. Mai 1781.] Vortrefflicher junger deutscher Mann, Mann von dem ich auf die Zukunft vieles der Welt verspreche, mein lieber Freund! Sie gehen also morgen nach Leipzig ab? Nun, so gehen Sie in Gottes Namen und kommen Sie nicht eher wieder bis Sie der sind, der Sie sein sollen und können. Meine guten Wünsche begleiten Sie. Daß Sie unter Ihrem Studium meiner nicht vergessen, daß Sie mit mir in Briefwechsel stehen werden, darf ich kaum bitten. Ich kenne Ihren Verstand, ich kenne Ihr Herz. Aber an mein Herz haben Sie auch mit Ihrem guten, schönen Dank empfindlich geschlagen: dies habe ich Ihnen noch zu guter Letzt von Rehau nach Schwarzenbach zu schreiben.

Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf. Und so noch einmal: Leben Sie denn wohl!

Jean Paul an den Rektor Werner in Schwarzenbach. [Leipzig, Ende Mai 1781.] Ich bin gesund in Leipzig angelangt. Die Stadt ist schön, wenn man eine Stadt schön nennt, die große Häuser und lange Gassen hat, für mich ist sie noch einförmig. Und die herrliche Gegend, die Sie mir versprachen, die find' ich um Leipzig herum nicht. Überall ein ewiges Einerlei, keine Täler und Hügel, völlig entblößt von dem Reize, der mir die Gegend, wo Sie noch wohnen, sonst so angenehm machte. In vielen Sachen ist's so hier, wie Sie mir vorausgesagt haben, in andern aber ist's anders. Für achtzehn Pfennige kann ich zu Mittage essen. Ferner: Beim Rektor Klodius hab' ich die Inskription ganz geschenkt bekommen und ebenso die Kollegien. Für mein

schönes Zimmer brauch ich nur sechzehn Taler zu zahlen, aber dafür muß ich zu Meßzeiten allemal ausziehen. Auch die Studenten, die gemeinen Leute sind so höflich, so poliert, wie Sie mir gesagt haben... Die Mode ist der Tyrann, der diese Stadt beherrscht. Alles gleißet und schimmert von außen, so die Studenten, aber von innen, wie ich einen schon kennengelernt habe, fehlt es an Kopf und Herz...

Jean Paul an den Aktuar Vogel in Schwarzenbach. [Leipzig, 30. Juni 1781.]... Haben Sie etwan einmal Bücher hier nötig, die Sie entweder in Hof gar nicht oder nicht um den genauen Preis bekommen können, so lassen Sie mir's Vergnügen, Ihnen meine Dankbarkeit gegen Sie durch diese unbedeutenden Dienste an den Tag legen zu können...

Sie werden mit mir den ehrwürdigen Mann bedauern, dessen Verlust ich Ihnen schon neulich schrieb, den Hommel. Neulich kannt' ich ihn nur als einen vorzüglichen Juristen, jetzt kenn' ich ihn als einen wahren Menschen, scharfsinnigen Philosophen. Unsterblich hat sich der Mann um Sachsen verdient gemacht. Durch seine scharfsinnigen Gründe, seine warme Beredsamkeit bracht' er's dahin, daß die Infamiestrafen aufgehoben worden sind, daß die Tortur, diese schwarze Geburt der Unwissenheit und des Fanatism und der Grausamkeit, in kursächsischen Ländern abgeschafft ist, und daß die Anzahl der Hinrichtungen der Menschen gering ist. Ja, er soll sogar, wie man mich versichert hat, sehr auf die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe gedrungen, und 's soll nur sein Tod die Ursache gewesen sein, daß er dieses Unternehmen nicht ganz zu Stande brachte. Edler Mann! wie sehr verdient deine Asche die Tränen und die Verehrung jedes Menschen...

Jean Paul an seine Mutter. A Madame Madame Richter, Douairière à Schwarzenbac sur la Saale. Abzugeben in Hof bei Kuhns Witwe in der Klostergasse. [Leipzig, 27. August 1781.] Geliebte Mama! Ich wünsche mir keinen solchen Brief mehr von Ihnen, wie der letzte war; mit Furcht erbrech' ich jeden, und immer kommt eine unangenehme Post mit der andern. Der letzte Brief ist fast ganz voll. Dies Mensch [eine Hoferin, die in dem Erbschaftsprozeß gegen Jean Pauls Mutter Partei ergriffen hatte]

deren Namen man verfluchen sollte, tut Ihnen ja einen Tort nach dem andern an. Das ist gar zu arg, was Sie mir geschrieben haben; ich wundre mich, wenn Sie nicht krank darüber geworden sind. Aber wenn sie dieses noch einmal tut, so halt' ich es für das Beste, wenn Sie tüchtige Zeugen, die es gehört haben, aufrufen und die Kanaille verklagen ...

Ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn Sie nach Hof ziehen. Den Hauszins ersparen Sie — das ist auch das Einzige. Aber hernach wird Ihnen der Aktuar nicht mehr dienen, und er kann es nach den Gesetzen nicht. Und in Hof finden Sie gewiß keinen solchen guten Advokaten. Ferner, bedenken Sie die Drangsalen, die Ihnen dieses grobe Mensch antun würde, die Schimpfworte, welche Sie täglich von ihr hören müßten; und dann das Riedelspack! Welche Plagen würden Sie nicht von denen auszustehen haben! Doch Sie können es überlegen ...

Sie brauchen mir keine Leinwand zu schicken ... Dafür schicken Sie mir lieber feine Oberhemde, keine Unterhemde brauch' ich nicht, aber jene müssen à la Hamlet gemacht sein. Bei Ihnen wird dies niemand verstehen; das heißt nämlich, vorn bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kann; das ist hier die Mode ...

Beiläufig schreiben Sie mir, was die Aktuariusin oder ihre Christiana so von neuer Ware nötig hat; ich möcht' ihr gern zur Messe ein Geschenk machen, wenn ich nämlich — Geld hab'. Ich bin Ihr bester Sohn J. P. F. Richter.

Aus Jean Pauls „Andachtsbüchlein", das er als Student sich nach dem Enchiridion des Epiktet und den Selbstbetrachtungen des Mark Aurel angelegt: Wirf kleine Schmerzen sogleich weg! / Das Betrüben hilft nichts und ist gerade das eigentliche Übel. / Denke dir die schlimmsten Folgen jedes Übels, so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest. / Denke dir einen schlimmeren Zustand, als in dem du bist. / Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit macht standhaft; warum nicht die Tugend noch mehr? / Nach einem Leiden im Traume fragen wir nichts; warum nach denen im Traum des Lebens?

Der Sieg über den Zorn gibt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Sieges und hebt das Übel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zornes in Anlässe des Vergnügens verwandeln. / Setze dich gewaltsam im Zürnen in die fremde Stelle. / Warum will ich nicht ohne Zorn und in Liebe strafen? Warum mit Zorn, den Zorn aber schelten? Stelle dir die Tugend des Feindes, seine vorige Liebe gegen dich, gegen andere (bedenke, daß er doch noch andere liebt) und deine vor und die Qual seines Hasses gegen dich.
Suche nicht alle deine Handlungen zu rechtfertigen. Bereue nicht.
Sei in Gesellschaft zugleich stolzer und liebender.
Meide geselliges Verleumden.
Du schiebst dem andern anstatt seiner Beweggründe deine unter, die ihn abhalten sollten; er beleidigt dich nicht so, wie du es dir denkst, sondern wie er sich dich denkt, und vergeht sich also an einem viel schlimmeren Wesen als du bist.
Wir rächen uns so, als wären wir von Teufeln beleidigte Engel.
Der verletzende Mensch, nicht der verletzende Stein ärgert dich.
Denke dir also jedes Übel als die Wirkung einer physikalischen Ursache oder als käme es vom Schöpfer, der diese Verkettung ja auch zuließ.
Nach einer kurzen Pause ist die Beleidigung kleiner geworden, nach einem Jahr zu gar nichts.

Jean Paul an den Rektor Werner in Schwarzenbach, der Witwer war. [Leipzig, 15. September 1781.] ... Ich habe hier noch keine Information [Beschäftigung als Privatlehrer], keinen Tisch [Freitisch], keine Bekanntschaft mit Studenten, noch gar nichts. Es ist eben nicht ganz leicht, Zutritt zu den Professoren zu erhalten ... Bedenk' ich noch die Menge von armen Studenten, die sich durch den Hunger auf ihrem Gesicht so leicht verraten, die Menge von schlechten Studenten, die den menschlichen Professor hintergehen und ihn gegen die bessern hart machen, so kann ich mir das ganze Phänomen erklären. Dem ungeachtet geben Sie Ihre Hoffnung nicht auf; ich werd' alle diese Schwierigkeiten überwinden ... allein ich brauch es auch nicht. Hier komm' ich auf das

Rätsel, dessen Auflösung Sie so begierig erwarteten, und welches ich meiner Mama nur dunkel angegeben. Allein jetzt ist's ebenso wenig noch aufgelöst; nur soviel kann ich Ihnen sagen, daß es weder ein Stipendium, noch einen Tisch, noch eine Information, noch sonst davon etwas betrifft. Es betrifft etwas, das Sie gar nicht vermuten, das ich Ihnen noch nicht sagen kann, bis der Ausgang meiner Erwartung entspricht ...
Aber wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt? Gerade das, was Sie in Ihrem Briefe gesagt — meine Mama. Ich bin ihr 's schuldig, einen Teil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitten hat, durch meine Hülfe zu mindern; es ist meine Pflicht, etwas zum Glück meiner Brüder beizutragen. Wäre dies nicht, so würden meine Studien anders sein, ich würde nur das bearbeiten, was mir gefiele, für was ich Kräfte fühlte; wäre dies nicht, so würd ich nie in meinem Leben ein — öffentliches Amt annehmen ...
Aber nichts ist mir unangenehmer als die Nachricht von der Faulheit meiner Brüder. Ich weiß kein anderes Mittel als Ihre Schärfe. Tun Sie 's, ich bitte Sie, und lassen Sie ihnen die Strafe ihrer Faulheit hart, oft überheftig fühlen. Es ist besser, wenn sie sich über eine Ungerechtigkeit beklagen, die an ihrem Buckel ausgeübt wird, als über eine Ungerechtigkeit, die sie an ihrem eigenen Glück ausüben. Aber noch ein Mittel! Ich wollte meinen Brüdern alle Monate etwas Geld schicken, um sie zum Fleiß anzureizen, unter der Bedingung, wenn sie ein kleines Testimonium diligentiae [Bescheinigung des Fleißes] von Ihnen hätten. Das brauchen nur zwei Zeilen zu sein ...
Und Sie sind noch immer frei? und wollen das Mittelding zwischen Mann und Junggesell noch bis an Ihr Ende sein? Was hat Ihnen doch der Gott Hymen getan, daß Sie ihm so auf einmal alle Verehrung aufsagen, seinen Altar umstoßen und zu einem Abgöttler werden. Wir leben kurze Zeit; allein eben deswegen sollen wir diese kurze Zeit recht fröhlich leben — dum loquimur, fugerit invida aetas; carpe diem, quam minimum credulus postero, möcht'

ich Sie mit dem Horaz anreden. [Horaz, der das Wort auf seine Freundin bezieht, sagt credula. Verdeutscht lautet das Zitat etwa: Während wir noch reden, ist vielleicht unsere Zeit mißgünstig schon dahingeschwunden, darum ergreife das Heute, verlaß dich nur nicht auf ein Morgen.]
Der Doktor Ernesti ist am 15. September begraben worden. Er wird sich wohl beim Cicero im Himmel Stunden in Latein geben lassen. Jetzt modert sein römischer Kopf, seine lateinischen Phrasen und sein ganzes Behältnis von alter Gelehrsamkeit im Grabe. Sein Ruhm flattert über sein Grab hin, er hört ihn nicht mehr; so zerstäubt der Schlag des Todes den ganzen Plunder von unsern Torheiten. Dies fällt mir oft so warm aufs Herz, daß ich nichts lernen möchte, als worauf ich in der andern Welt fortbauen kann; daß ich nichts tun möchte, als die Taten, die im Himmel Früchte für mich tragen. Genug! Ich ermüde Sie, ich schließe . . .
Ich muß Ihnen noch etwas sagen, was ich gewiß nicht aus Schmeichelei sage. Ihr Brief ist in einer modernen Schreibart geschrieben; Sie haben sich sogleich nach dem Verfasser der „Menschenfreuden [aus meinem Garten vor Z.", von Chr. Fr. Sintenis, Wittenberg und Zerbst 1778] gebildet und in Ihrem Brief neue Wendungen, Konstruktionen, Wörter und Beredsamkeit und kurze Sätze verbunden. Tun Sie gewissen Personen den Tort an und zeigen Sie ihnen, daß auch Sie neudeutsch schreiben können.

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Rehau. [Leipzig, 17. September 1781.] . . . Zur Messe kommen verschiedne wichtige Bücher heraus: Kants Kritik der Vernunft, witzig, frei und tief gedacht! Garves Übersetzung der Bücher Ciceros von den Pflichten, mit philosophischen Anmerkungen. Mendelssohn gibt etwas über den Charakter Lessings heraus, und Platner neubearbeitet seine Aphorismen . . . Burscher, das ist nun ein drollichter Mann. Er hält sich beinahe mit für den größten Geist auf Gottes Erdboden und hat den größten Stolz, lächerlich sein zu können. Nämlich, wenn er die Reformationsgeschichte liest, so erzählt er gerade wie der gemeine Mann erzählt, dieselben Figuren, platten Ausdrücke und sogar dieselben Stellungen des Körpers.

Die derben Satyren des D. Luthers besitzt er alle im Original; diese liest er vor und setzt noch eine Dosis von eignem Witz dazu. Alles läuft zu ihm; er hält sich das für die größte Ehre und sieht nicht ein, daß man sich auf Unkosten seines Verstandes lustig macht, und daß, wer nicht in die Komödie gehen will, sein Kollegium besucht und einen Harlekin auf dem Katheder belacht. — Man hat ihn mit soviel Titeln belegt, daß er Mühe hat zu wissen, was er ist, ihm soviel Ämter gegeben, daß er die Macht hat, keines recht zu verwalten, und soviel Verdienste in Gestalt des Sterns etc. etc. von außen angehangen, daß er inwendig keine zu haben braucht. Eine wahre Schöpfung aus — Nichts! Orthodox? Das versteht sich von selbst, daß er's ist: man hätt' ihn nicht so belohnt, wenn er größeren Verstand hätte. — Das Professorenvolk ist überhaupt das burleskeste Volk: sie haben Originaltorheiten, und man hat Unrecht getan, immer den Landgeistlichen in jeder Satyre zu züchtigen. Einen Professor nach dem Leben zu malen — gewiß, das wäre der zweite Don Quichote und sein Famulus sein Sancho Pansa ...

[Leipzig, den 9. Oktober 1781.] ... Folgende Anekdote möcht' ein Beitrag zum Ruhme der Inskriptionendeuter sein. Luignet, der jetzt in der Bastille sitzt, erzählt sie in seinen Annalen. Zu Beville fand man einen Stein mit dieser Inschrift in lesbaren römischen Buchstaben:

I.C. I. L. E. C.H. E.M. I.N. D.E. S.A.N.E.S.	Man schaffte diesen Stein mit vielen Unkosten nach Paris, um ihn der Deutung der Herren Akademisten von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu unterwerfen; man ernannte Kommissarien, diese hielten Sessionen, man zog die berühmtesten Hieroglyphendeuter zu Rate; man tat alles, was Gelehrte tun, um sich als Gelehrte zu zeigen; allein man erriet den Sinn nicht. Ein Küster vom Montmartre war neugierig,

diesen Stein zu sehen. Kaum hatt' er ihn erblickt, so erklärt er den Sinn desselben. Dieser Stein nämlich war lange an der Ecke eines Hauses gestanden, welches an einem Kreuzwege liegt, wo man

vorbei muß, um zu den Gipsgruben zu gelangen. Bei diesem Hause waren zween Wege: einer für die Wagen und ein kürzerer für die Esel. Diesen letzten nun sollte diese Hieroglyphe anzeigen, nämlich:

ICI LE CHEMIN DES ANES

[Hier der Weg der Esel.] Das wäre nun auch einmal eine menschliche Torheit, aber eine gelehrte: deswegen schätzen wir sie ... Rousseau hat sehr viele Schriften noch hinterlassen; in Mannheim druckt man seine sämtlichen Werke auf Pränumeration mit den schönen lateinischen Lettern, mit welchen die alten Autoren gedruckt wurden. Ein herrlicher Mann. Im Original liest sich sein „Emile" noch einmal so schön; und seine „Heloïse", die ist zu gut, um nur gelobt zu werden. — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen noch keinen Auktionskatalog geschickt habe; es waren erst zwei Auktionen und in denselben meistens unwichtige Bücher; nach der Messe werd' ich Ihnen den neuesten schicken ...

Jean Paul an seine Mutter. [Leipzig, den 3. November 1781.] ... Halten Sie ja meine Brüder recht zum Fleiß an; was wollten sie denn anfangen? Lassen Sie den Gottlieb nicht studieren; er kann ein Schreiber werden. Hüten Sie sich vor dem Zorn, und sehen Sie bei Ihrem Hineinzug nach Hof auf Ihre Gesundheit. Sein Sie ruhig, quälen Sie sich nicht immer mit Sorgen, lassen Sie es sein, wenn Sie auch von dem Schurken und dem Weibsbild gekränkt werden. Ach! es kommt vielleicht noch ein Tag, wo Ihre Feinde nicht so glücklich sind wie jetzt, und wo Sie mehr Ruhe, mehr Freude, mehr Vergnügen genießen. Wenn Sie eine Christin sind, und dies müssen Sie sein, wahrlich! so wüßte ich nicht, wie solche Sachen, die nichts als dies kurze Menschenleben betreffen, Ihnen soviel Unruhe machen können ...

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Rehau. [Leipzig, November 1781.] ... In Sachsen wird jedes freie Buch konfisziert ... Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgungen gelitten, und eben dieses macht ihn behutsam und hindert ihn, seine Meinung frei herauszusagen. Wo er ein Wunder, eine Stelle vom Teufel, mit Recht wegerklären kann oder eine

Allegorie aus dem Alten Testament zu einer Akkommodation machen, so tut er's ...
Ich habe gehört und höre exegetische Kollegien über den Johannes bei Magister Weber, und über die Apostelgeschichte bei Morus, über Logik und Metaphysik bei Platner, über Ästhetik bei demselben, über Moral bei Wieland, über Geometrie und Trigonometrie bei Geler, über des Philos Brief an den Cajus bei Morus, über die englische Sprache bei Hempel. Wenn ich Ihnen sage, was ich eigentlich studiere, so werden Sie den Grund finden, warum ich gerade diese Kollegien gehört habe. Die Sprachen sind jetzt meine liebste Beschäftigung, bloß deswegen, weil ich für gewisse Werke mehr Liebe bekommen habe ...
Das studieren, was man nicht liebt, das heißt, mit dem Ekel, mit der Langweile und dem Überdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt, das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas anderm geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weit kommt, und sie der Sache entziehen, wo man Fortgänge machen würde. „Aber eben dadurch verdienst du dein Brot" ist der elendeste Einwurf, der gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brot erwerben könnte ... Man muß ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick aufopfern und sich mit den andern nur deswegen beschäftigen, insofern sie der unsrigen eine Folie verschaffen ...
Sonst las ich bloß philosophische Schriften, jetzt noch lieber witzige, beredte, bilderreiche. Ich trieb sonst die französische Sprache noch nicht, jetzt les' ich die französischen Bücher lieber als deutsche Bücher ... Ich las den Pope, er entzückt mich, ebenso der Young. Er ist unfehlbar in der englischen Sprache noch viel herrlicher. Ich lerne sie jetzt, und vorzüglich, um die vortreffliche Wochenschrift, den Zuschauer, zu lesen, von der wir im Deutschen eine elende Übersetzung haben ... Die Beredsamkeit des Rousseau entzückt mich, ich fand sie im Cicero und Seneca — ich liebe diese beiden jetzt über alles und gäbe ihre Lektüre um keines der besten deutschen Bücher ...

Jean Paul an seine Mutter. [Leipzig, den 1. Dezember 1781.] Geliebte Mama! Ich erwarte täglich Briefe von Ihnen; ich hoffe immer, von Ihnen Nachricht von dem zu empfangen, was zeither vorgegangen ist, und das Geld zu erhalten, um das ich Sie gebeten habe. Allein ich erfahre, ich sehe nichts von Ihnen — Sie lassen mich zwischen Furcht und Hoffnung. Ich hab' Ihnen schon neulich um Geld geschrieben, und da hab' ich schon viel geborgt gehabt; jetzt hab' ich noch keines, ich borg' also immer fort. Aber auf was soll ich denn endlich warten? Sein Sie so gütig und verschaffen Sie mir Rat. Ich muß doch essen und kann nicht unaufhörlich beim Trakteur borgen. — Ich muß einheizen, wo soll ich aber Holz bekommen ohne Geld? Ich kann ja nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kann ich überhaupt nicht sorgen, ich habe weder morgens noch abends etwas Warmes. Ich habe Sie um 20 Taler sächsisch gebeten, jetzt ist's schon lange; wenn ich's bekommen werde, so werde ich kaum das bezahlen können, was ich schon schuldig bin. Glauben Sie nicht, daß ich Sie unnötigerweise um Geld bitten werde, um verschwenderisch leben zu können. — Ich weiß, wie nötig Sie es jetzt brauchen. Allein helfen Sie mir nur jetzt; ich denke, Sie sollen mir nachher mit Gottes Hilfe lange nicht helfen dürfen. Es muß gehen; vielleicht hilft mir das Mittel, das ich im Kopfe habe, zu Gelde. Allein jetzt muß ich Geld haben; ich wüßte wahrlich nicht, was ich anfangen sollte, wenn Sie mir entweder keines schickten oder mich doch lange warten ließen. —

Nun, was machen Sie denn jetzt? Sind Sie schon in Hof? und wie geht's und wie gefällt's Ihnen darin? Was macht der Aktuarius in Schwarzenbach? Was machen meine Brüder und mein Hund? Und wie steht's jetzt mit Ihrem Streite? führet ihn der Aktuar noch oder wer hat ihn? gewinnen oder verlieren Sie? und haben Sie schon geschworen? — Ich erwarte lauter Neuigkeiten von Ihnen; ich wünsche, daß sie nur nicht traurig sind. Schreiben Sie ja gleich, ich wäre sonst in doppelter Furcht, sowohl wegen des Geldes als auch wegen Ihnen. Nehmen Sie Ihre Gesundheit in acht; sein Sie standhaft und ertragen Sie die Leiden, die Sie vielleicht noch in großer Anzahl erwarten, mit Geduld und halten

Sie meine Brüder zum Fleiß an. Ich hoffe eine Antwort mit der ersten Post und mit dem Gelde — denn wahrlich, ich schreib's noch einmal, ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte. — Leben Sie wohl und vergnügt. Ich bin Ihr gehorsamer Sohn J. P. F. Richter. [Leipzig, 10. Juli 1781.] ... Meinen armen Bruder [Adam, der als Barbiergeselle auf Wanderschaft gegangen war] bedaure ich, vielleicht aber hat er es doch besser, als Sie es jetzt aus Kümmernis sich vorstellen. Er kann an einen guten Herrn geraten sein, er kann jetzt sich besser aufführen, weil er keine mütterliche Hülfe mehr zu erwarten hat. Daß er nicht schreibt, erklär' ich mir daher, weil er oft noch, da er bei Ihnen war, gesagt hat, er wolle nichts von seinem Aufenthalt schreiben. Sie brauchen sich also nicht so sehr zu kümmern — tausend wandern wie er in der Welt herum — und was hilft all Ihr Kümmern? — Mir aber können Sie die Schuld nicht beimessen, daß er fort ist. Wegen meiner Vermahnung hat er sich nicht fortgemacht, sondern weil Sie ihm durch mich schreiben ließen, er sollte sich jetzt nicht auf Ihre Hülfe verlassen ... [Leipzig, im August 1782.] Liebe Mama! Ich bin weniger darüber erschrocken, daß mein Bruder ein Soldat ist, als daß Sie sich darum so sehr ängstigen. Freilich wär' es besser, wenn er bei seinem Metier geblieben wäre, aber doch, wenn man bedenkt, wie liederlich er immer war, und wie er immer selbst verursachte, daß ihn kein Herr lange behielt, wenn man dies bedenkt, so ist der Schaden so groß nicht. Denn Sie irren sich sehr, wenn Sie den Soldatenstand für etwas Verächtliches halten. Sind denn nicht Edelleute, Grafen und Fürstensöhne Soldaten? Ein Soldat ist etwas Bessers als ein Barbier. Der Adam kann ja wohl auch avancieren, wenn er lang ist und sich gut aufführt. Ist ja der alten Frau Pfarrerin in Ködiz ihr Sohn auch einer, und hat es jetzt vielleicht besser und bequemer als ihr Sohn, der Pfarrer in Ködiz ... Mein Bruder wird's nun auch wohl bleiben. Aus dem Himmel und der Hölle ist keine Erlösung. An den Werber hilft also alles Schreiben nichts. Denn auf den kommt es gar nicht mehr an. Hier hat nur der General etwas zu sagen. Ein Brief hilft soviel wie nichts, zumal da er im Dienste des Landesherrn ist ...

Was den Kaffee anbetrifft, so wollt' ich Ihnen ihn gern schicken, aber — nicht, daß ich ihn nicht herauszubringen wüßte, wie Sie schreiben — sondern ich kann ihn nicht kaufen. Mein Geldmangel ist so groß wie der Ihrige. Ich borg' halt drauf los. Und kann nicht anders. Wenn nur mein Mittel anschlägt, wie ich hoffe ...
Und wie steht's denn mit meinen Brüdern? was wird denn aus ihnen? vielleicht nichts. Sehen Sie doch, daß wenigstens Gottlieb wo ankömmt, er ist ja schon so alt. Lassen Sie ihn ja nicht studieren. Wer nicht viele Gaben hat, der lasse es unterwegens, wenn er kein Geld hat ...

Jean Paul an den Buchhändler Voß in Berlin. [Leipzig, 2. Februar 1783.] Verzeihen Sie, daß ich mit meinem Dank für das überschickte Honorarium so lange gezögert. — Der Druck der Skizzen [„Grönländische Prozesse"] ist völlig meinen Wünschen und meiner Erwartung gemäß ausgefallen. Das zweite Bändchen, an dem ich jetzt arbeite, soll bis auf Ostern, vielleicht vor, vielleicht nach der Messe fertig werden. Dieses Bändchen wird, wie ich hoffe, das erste wenigstens dadurch übertreffen, daß ich mich der Laune und dem Witze mit mehrerer Schonung des Geschmackes überlasse, die Gleichnisse weniger häufe und mehr auswähle. Ich arbeite daran, wie an den gedruckten Skizzen, nicht länger als sechs Monate. Wer in kurzer Zeit nichts Gutes liefert, liefert es niemals; die Feile erzielt, aber erzeugt nicht Schönheiten, und Shandy hat Recht, dem Augenblicke des Empfängnisses eines Kindes mehr Wichtigkeit als jedem andern Zeitpunkte seines Lebens zuzuschreiben ...

Aus Jean Pauls Grönländischen Prozessen.
I. Man hat viele Arten, zu widerlegen; die beste ist, nicht zu widerlegen, sondern zu schimpfen. So schreiet der Wächter Zions bei der Erblickung eines Funkens von Vernunft „Feuer!" und sucht die christliche Kirche durch das Mittel zu retten, durch welches die Gänse das Kapitol retteten.
II. Kleider sind die Waffen, womit die Schönen streiten, und die sie, gleich den Soldaten, dann nur von sich werfen, wenn sie überwunden sind.

III. Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren, und nicht gemacht.

IV. Einige meinen zwar, er [der Theolog] ziehe das orthodoxe Schafkleid, wie andre Leute die Sonntagskleider, die Woche nur einmal an; er ist aber seiner Frömmigkeit das Geständnis schuldig, daß er unausgesetzt ein treuer Freund des Schafseins gewesen, welches er von seinem Vater seliger nebst alten Büchern und verschlagenen Münzen geerbet.

Jean Paul an seine Mutter. [Leipzig, den 3. April 1783.] Sie wollen wissen, was ich für Bücher schreibe? Es sind weder theologische noch juristische; und wenn ich Ihnen auch den Namen hersetze, so ist's Ihnen damit doch nicht deutlich: Satiren oder spaßhafte Bücher sind es. — Fast mußte ich lachen, da Sie mir den erbaulichen Antrag tun, mich in Hof in der Spitalkirche z. B. vor alten Weibern und armen Schülern mit einer erbaulichen Predigt hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist soviel Ehre, zu predigen? Diese Ehre kann jeder miserable Student erhalten, und eine Predigt kann einer im Traum machen. Ein Buch zu machen ist doch wohl zehnmal schwerer. Übrigens will ich Ihnen nur berichten, daß jeder Student wie ich in Hof gar nicht predigen darf, ohne vorher für sechzehn Gulden in Bayreuth die Erlaubnis dazu gekauft zu haben.

[Leipzig, 14. April 1783.] ... Sie haben mir eine Strafpredigt gehalten, damit ich in Hof eine Bußpredigt halten soll. Sie glauben, es ist so leicht ein satirisches Buch zu schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistliche in Hof eine Zeile von meinem Buch verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst soviel dafür habe bezahlt erhalten? ... Wenn ich nun Theologie studiert hätte, von was wollt' ich mich denn nähren? Noch einmal: die Erlaubnis, zu predigen, kostet ungefähr vierzehn Gulden; fragen Sie nach. Ich verachte die Geistlichen nicht, allein ich verachte auch die Leinweber nicht, und mag doch keiner werden. Ich hab' Ihnen deswegen kein Buch geschickt, weil es Ihnen zu nichts helfen würde. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines wie das jetzige dreihundert Taler sächsisch

bekomme ... Weil Sie auf Ihre zwei vorigen Briefe nicht Franco gesetzt haben, so mußt' ich es bezahlen, die Posten machen es nicht anders. Wenn der arme Heinrich hohle Zähne hat, so kaufen Sie in der Apotheke Kampherspiritus. Er soll sich doch nicht vom Gottlieb verführen lassen, sagen Sie ihm, ich habe ihn so lieb und würde mich ärgern, wenn ich sähe zu Pfingsten, daß er faul wäre. Wenn er geschwind studierte, so könnte ich ihn auf der Universität unterstützen ...

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Rehau. [Hof, den 22. Juli 1783.] ... „Die wahre Philosophie will nie, daß sich andre nach uns richten, sondern, daß wir uns nach andern richten," sagen Sie endlich. Aber verlang' ich denn, daß sich andre wie ich tragen sollen? Und eben darum müssen auch diese andern nicht verlangen, daß man sich wie sie tragen soll. Bin ich ihnen anstößig, so sind sie mir auch anstößig, das Klügste ist also, nur sich, aber nicht dem Nachbar die Schellenkappe zuzuschneiden. Überhaupt halte ich die beständige Rücksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urteile nehmen, für das Gift unsrer Ruhe, unsrer Vernunft und unsrer Tugend. An dieser Sklavenkette hab' ich lange gefeilt, aber ich hoffe kaum, sie jemals ganz zu zerreißen. So begehe ich z. B. eben darum in Leipzig mit Absicht sonderbare Handlungen, um mich an den Tadel andrer zu gewöhnen, und scheine ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen ...

Man traktiert gewöhnlich Leute, von denen man auf eine lange Zeit Abschied nimmt; da ich in meinem künftigen Briefe auch Abschied nehmen und in vierzehn Tagen Hof auf lange verlassen werde, so hoff' ich von Ihnen, daß Sie meinen Geist noch einmal mit Ihren Büchern traktieren. Der Küchenzettel der geistigen Speisen wäre folgender: etliche neue Bände der Chronologen, deren Verfasser die Briten so sehr hasset wie Sie, der mir aber dem ungeachtet so sehr gefällt wie Sie —, Merkwürdigkeiten der Kalmükken, Sulzers Theorie der Schönen Künste, erster Teil, Schrökhs Kirchengeschichte, zweiter oder dritter Teil ...

Jean Paul an Sophie Ellrodt in Helmbrechts. [Hof, 22. August 1783.] Der, welchen Sie um zehn Meilen weit entfernt glauben, wird von Ihnen immer noch nur durch vier

Stunden getrennt, und der Brief, den Sie jetzt lesen, kommt nicht von Leipzig, sondern von Hof. Meinen festen Entschluß, den vergangenen Mittwoch abzureisen, vereitelte eine Hindernis, die ich Ihnen jetzt erzählen werde, um mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich mein Versprechen, bald abzureisen, erst auf den nächsten Montag erfülle. Ich hatte nämlich alles mein Geld, das ich von Leipzig mitgebracht, meiner Mama geliehen. Allein sie konnte mir es zur Zeit, wo ich's brauchte, nicht wiedergeben und kann es erst jetzt, da ihr ein guter Freund damit ausgeholfen. Aber bald werd' ich die Gegenden auf lange verlassen, die mir nichts Schönes anbieten außer der Person, die sie auch verlassen will; bald werd' ich weiter von Ihnen sein, um früher Ihnen nah zu sein. Aber ich möchte Sie eher sehen als in Leipzig, und in Hof noch einmal glücklich sein, eh' ich es in Leipzig werde. Vielleicht, daß Sie mir das Glück, Sie zu sehen, noch einmal gewähren. Ihrem Verstande trau' ich viel zu, Ihrer Liebe alles. Zu einem Mittel, meine Bitte zu erfüllen, ließe sich vielleicht folgender Zufall anwenden. Der sogenannte schwarze Doktor Jördens — es gibt hier einen schwarzen und einen weißen wie unter den Engeln schwarze und weiße, wie auf dem Dambrett schwarze und weiße Steine — ließ uns heute sagen, daß er Ihrem Herrn Bruder den Tisch aufkündigen müßte, weil er bald käme, bald nicht käme. Wie, wenn Sie die Verschaffung eines neuen Tisches bei Ihren lieben Eltern zum Vorwand brauchten, den Herrn Bruder hierher zu begleiten? Bleibt mein Wunsch ungewährt, so nehme ich in diesem Brief zwar nicht noch einmal Abschied — denn Schmerzen lehren mich, daß ich ihn schon einmal genommen — aber ich küsse Sie noch einmal im Bilde, bitte um Ihre Briefe und reise mit der Hoffnung eines verbesserten Schicksals nach dem Orte hin, dessen Reizen keine fehlen als die Ihrigen . . .

[Leipzig, 21. November 1783.] Also ist der Vorhang zerrissen, auf dem so viele Hoffnungen gemalet standen? und unsre Liebe mit den Blumen verblüht, mit denen sie ihr kurzes Dasein anfing? Denn das und nichts anders will doch Ihre Verzögerung, auf meinen letzten Brief zu antworten, mir unfehlbar sagen. Vielleicht,

daß sich aber doch Ihr Stillschweigen für eine Bestrafung des meinigen ansehen ließe, wenn ihm nicht Ihr letzter Brief vorhergegangen wäre und wenn nicht andre Nachrichten mir Ihre so schleunige Veränderung zusicherten. Aber wir wollen uns nicht unter Vorwürfen voneinander scheiden. Ich will Sie so still verlassen als man das Grab derer verläßt, die man liebte und die nimmer lieben können. Sie entziehen mir Ihre Liebe, aber doch nicht Ihr Bild, das in meinem Herzen länger dauern wird als jene in Ihrem; Sie können doch die Freuden nicht zurückfodern, die ich mit Ihnen genoß und die die Erinnerung mir täglich wiedergebären kann. Möchte der, der an meine Stelle getreten ist oder treten wird, Sie für die Vergnügungen belohnen, die Sie mir verschafften! Möchte er Sie so lieben wie ich! . . .

N.S. Ich bitte Sie um die Zurückgabe meiner Briefe, die Ihnen nun gleichgültig sein müssen, da es Ihnen der ist, der sie schrieb und an Sie weiter keinen schreiben wird als den, welcher Ihre Antwort beantwortet. Meine Silhouette machen Sie zu einer Papillotte [Haarwickel, zum Lockenmachen].

Jean Paul an seine Mutter. [Leipzig, den 2. April 1784.] . . . In Betreff des Briefwechsels zwischen mir und der Ellrodtin da irren Sie sich ganz. Wir haben zwar sonst einige Briefe aneinander geschrieben, aber schon im November bekam sie den letzten von mir. Die Verbindung zwischen uns ist aufgehoben. Was Sie von einem Briefe von vor sechs Wochen schreiben, davon ist kein Wort wahr. — Was den Ring anlangt, so war die ganze Sache ein Spaß, denn ich gab ihr keinen, sondern schickte ihr ihren wieder zurück. Denn was hülfe mich ihr Ring? Sehen Sie, das ist die ganze Sache. Ich bitte Sie also nochmals, fodern Sie ihr mein Buch ab, weil mir daran gelegen ist . . .

[Leipzig, 21. Juni 1784.] . . . Mein Buch in Helmbrechts ist nur ein geschriebenes aus andern Büchern, und ich frage also wenig darnach. Ich schenke es also der Mademoiselle von Herzen gerne und muß wohl, da ich mich (Sie werden in Hof unfehlbar schon davon gehöret haben) entschlossen habe, dieselbe nächstens zu ehelichen. Den Hochzeittag werd' ich Ihnen gewiß mit nächstem

Brief melden. Sie geht hier ganz in Stillem vor sich . . . [Dies ist nur Scherz.]

Jean Paul an den Buchhändler Hartknoch aus Riga in Leipzig. [Leipzig, 22. Mai 1784.] Wenn Sie diesen Brief werden durchgelesen haben, wird Ihnen der Überbringer desselben ein Pack Satiren übergeben, das ich Sie auch durchzulesen bitte. Sie könnten ihren Wert wenigstens zum Teil erraten, wenn Ihnen die Grönländischen Prozesse, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Teilen verlegen lassen, bekannt geworden. Das Buch, dessen Probe ich Ihnen hier sende, wird einen starken Oktavband geben oder besser in zwei kleine zerfallen. Ich hätte dies statt schriftlich ebenso gut mündlich sagen können, aber niemand ist unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Blatte zu reden. Sie können diese Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich einen Brief geschrieben, ungeachtet ich doch der Überbringer desselben, der jetzt mit einem einfältigen Gesichte vor Ihnen steht, selber bin . . .

Jean Paul an August Gottlieb Meißner in Dresden, den Herausgeber einer Vierteljahrsschrift „Für ältere Literatur und neuere Lektüre". [Leipzig, den 19. Oktober 1784.] . . . Es wäre für mich schmeichelhaft, wenn meiner satirischen Abhandlung nichts den Eingang in Ihr Journal versperrte als ihre Größe: denn man könnte sie sehr gut in die zwei Hälften zerfallen lassen, deren eine von der Tugend unserer Zunge und deren zwote von der Tugend unsres Gesichtes handelt. Das Schicksal, das meine Abhandlung in Ihrem Journale erfähret, sei wie es will, und wenn sie darin gevierteilet wird, so muß sie zufrieden sein: mein Wunsch ist nur, daß sie hineingelassen werde . . . Ihrer Offenherzigkeit, die jetzt so etwas Seltenes ist, glaub' ich mich nur durch ihre Erwiderung würdig zu machen. Es stehe also denn da, was ich sonst keinem Menschen ohne Bemäntelung sagen würde: Ich bin arm; und bin es jetzt, da mir so viele unreife Hoffnungen zu Grunde gegangen, mehr als jemals und als vermutlich künftighin. Ich muß daher trotz der Überwindung, mit der man sich dem Scheine der Eigennützigkeit unterzieht, zu bitten wagen, daß Sie mir durch Anweisung soviel Lohn für meine Arbeit möchten zu-

kommen lassen, als Ihr Geschmack, der Debit Ihres Journals und andre Umstände, die ich nicht weiß, dafür etwan bestimmen mögen. Ich wünschte mir nichts als eine Lage, die mir das zu sein erlaubte, von dem mich die jetzige das Gegenteil zu scheinen zwingt. Ich will Leipzig in acht Tagen verlassen; ich darf hoffen, Sie tragen dazu bei, daß ich es kann ... [Elf Jahre später, 1805, erzählte Meißner: „Ich hätte mir damals wahrlich eher daß die Sonne im Norden aufgehen als daß er ein Lieblingsschriftsteller unserer Damen werden würde, werden könne, eingebildet. Ich ließ, weil wahrlich seine Briefe trefflich waren, ein paar seiner Aufsätze einrücken, und niemand wollte sie lesen.'']

Jean Pauls Tochter erzählt in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben": ... Der Vater war seit einem halben Jahre seiner Speisewirtin das Mittaggeld schuldig; ihre Mahnungen beschwichtigte er immer mit der Versicherung, daß gewiß nächstens Geld kommen und er sie dann bezahlen werde. Als aber immer nichts einlief und die Wirtin täglich die alten Witzworte wiederholte: „Nun, Herr Richter, ist das Geldschiff noch nicht da?" und ihm so das Essen versalzte, zu dem er sich den Appetit nicht allein durch Hungern, sondern auch durch weiße Pfefferkörner holte, so faßte er endlich verzweifelt und mutig den Entschluß, zu entfliehen. Oerthel trug den gepackten Koffer in der Dämmerung vors Tor, wo der Vater den vorbeifahrenden Postwagen abpassen wollte. Allein die Hauptschwierigkeit war noch immer, wie er selbst unerkannt aus der Stadt kommen sollte. Denn daß ihn jedermann im Gewühl der Menschen kennen und die Flucht ihm auf der Stelle ansehen mußte, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Er kauft sich also, und dies war seine Kriegslist, einen Zopf für einige der letzten Groschen, über die er noch Herr war, bindet sich ihn mit größter Sorgfalt unter den Hut und zieht (um in seinem Spaßton zu sprechen) sich daran aus der Stadt und aus der Not, wie Münchhausen am gleichen Instrumente aus dem Sumpfe.

Jean Paul an seinen Schul- und Studienfreund Adam Lorenz von Oerthel in Leipzig. [Hof, den 16. November 1784.] Mein lieber Örthel. Ich schicke Dir hier Deinen Mantel

zurück, und bloß die kalten Winde, von denen ich mir gar keine Vorstellung in Leipzig gemacht hatte, sind schuld, daß ich Dir für ihn sowie für die Überziehhosen weit mehr danken muß, als ich anfangs nötig zu haben glaubte: ohne beide wär ich — um ohne Hyperbel zu reden — sicher ganz hart gefroren bei den Meinigen angekommen, statt daß ich jetzt nur bloß die rechte Hand erfroren habe. Ich kann kaum mit ihr mehr schreiben ... Nichts kann wohl mehr ein schönes Gesicht verschönern, als eine schmale Binde, die eine Verletzung anzeigt, quer über die Stirn gebunden: ich sah das an einem schönen Mädchen unterweges. Man sollte sich dadurch fast versuchen lassen, seiner Frau von Zeit zu Zeit geschickt einige Stirnwunden beizubringen, um sie in die Notwendigkeit zu setzen, sich mit dieser Bandage zu zieren ...

Das entscheidende Jahrzehnt

Hof · Töpen · Hof · Schwarzenbach · 1784 bis 1794

Unfroh war, was den in die Heimat Zurückgekehrten aufnahm: die kleine Stadt Hof, voll Plattheit und Ablehnung, und das großelterliche Haus an der Klostergasse, worin die kränkelnde, von Sorgen und Kummer bedrückte Mutter für den Stadtklatsch zugänglicher war als für die schriftstellerischen Träume und Pläne ihres Ältesten, der sich mit Stundengeben kümmerlich durchschlug. Der durch den Tod des mißgünstigen Schwagers Riedel beendete Prozeß hatte alle Beteiligten in völliger Mittellosigkeit zurückgelassen. In einem Zimmer mußte sich das gesamte häusliche Leben der Familie abspielen, wie sehr auch Jean Pauls schriftstellerische Arbeiten dadurch erschwert werden mochten. Hunger und Not waren tägliche Gäste. Aber Jean Paul hielt sich an seine Lehrmeister, die stoischen Philosophen. Er suchte die bescheidenen Glanzpunkte seiner ärmlichen Existenz und brachte sie mit Hilfe seiner Phantasie zum Leuchten und Wärmen. Er wollte nicht unglücklich werden, darum wurde er's auch nicht, und die Energie seines Willens ließ ihn sein Leben lang die Leidenschaften überwinden und auf viele Genüsse verzichten. Verständnis und Anregung, wie er sie als werdender Schriftsteller brauchte, fand er in der Umgegend: in Rehau beim Pfarrer Vogel, der selber ein satirisches Buch vorbereitete „Raffinerien für raffinierende Theologen", das 1785/86 in zwei Bänden erschien, und in Schwarzenbach beim Pfarrer Völkel und beim Aktuar Vogel, die gleichfalls in der Nachfolge des Göttinger Professors Georg Christoph Lichtenberg sich als Satiriker versuchten und 1786 ein Buch „Mixturen für Menschenkinder aus allen Ständen, von verschiedenen Verfassern" erscheinen ließen. An beiden Büchern, die anonym herauskamen, hat Jean Paul sich mit Beiträgen beteiligt.

Im Blick auf seine eigenen schriftstellerischen Absichten suchte er Verbindung mit Archenholz, der eine Zeitschrift „Litteratur- und

Völkerkunde" herausgab und an seiner klassischen „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" arbeitete, mit Wieland, dem Herausgeber des „Teutschen Merkur" und mit Herder, dessen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" soeben zu erscheinen begonnen hatten und der ihm seinen Verleger Hartknoch gewinnen sollte. Aber alles schlug ihm fehl oder führte nur zu kleinen vorübergehenden Erfolgen.

Als um Ostern 1785 sein Freund Adam Lorenz von Oerthel aus Leipzig nach Töpen heimkehrte, nahmen beide den Verkehr aufs lebhafteste wieder auf, der aber schon im Herbst des folgenden Jahres durch Oerthels unerwarteten Tod ein jähes Ende finden sollte. Der Kammerrat von Oerthel, ein herrischer und kleinlicher Mann, der Kaufmann in Hof gewesen war, bevor er die Güter Töpen, Hohendorf und Tiefendorf und damit den Adel erworben hatte, erfüllte einen Wunsch des in den Armen des tief erschütterten Freundes Gestorbenen, indem er Jean Paul als Hauslehrer seines jüngeren Sohnes Christian nach Töpen berief. Dort gewann Jean Paul die Liebe seines Zöglings und die mütterliche Zuneigung der Frau von Oerthel, während sich zum Kammerrat ein erfreuliches Verhältnis nicht herstellte. Einen unvergeßbaren Eindruck machte ihm das Elend der von der Gutsherrschaft ausgesogenen ländlichen Bevölkerung, während er auf dem benachbarten Gute Venzka der Familie von Spangenberg Erholung und Freude, besonders im Umgang mit der Frau des Hauses und ihrer jüngsten Tochter Wilhelmine fand.

Im Juni 1789 kehrte Jean Paul in die Enge der kleinen Stadt und des mütterlichen Hauswesens zurück; einige Wochen vorher hatte sein Bruder Heinrich aus Verzweiflung über das häusliche Elend den Tod in der Saale gesucht.

Zur Ostermesse 1789 hatte Jean Paul bei Beckmann in Gera Satiren erscheinen lassen, die, schon vor vielen Jahren entstanden und immer wieder überarbeitet, bisher keinen Verleger gefunden hatten: „Auswahl aus des Teufels Papieren, nebst einem nötigen Aviso vom Juden Mendel". Das Honorar, 2 Taler 12 Groschen für den Bogen, wurde ihm in nicht vollgewichtigen Goldstücken aus-

bezahlt, der Setzer hatte „auf jedem Bogen eine Salve von Druckfehlern abgefeuert" und überdies blieb der Erfolg wieder weit hinter den Erwartungen zurück.

Tief trauerte Jean Paul seinem Herzensfreunde Adam Lorenz von Oerthel nach. Um so inniger schloß er sich nun brieflich an seinen Schulfreund Johann Bernhard Hermann an, einen schönen und reichbegabten Jüngling, der die allzu große Weichheit seines Herzens hinter Derbheiten zu verbergen liebte. Aus denkbar ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und in beständigem Kampf mit der Not, hatte Hermann in Leipzig, Erlangen und Göttingen Medizin studiert, als sein Tod 1790 auch diesen Freundschaftsbund löste, dem Jean Paul neben vielen naturwissenschaftlichen Anregungen starke menschliche Bereicherung verdankte. Die außergewöhnliche Persönlichkeit seines glücklosen Freundes hat er später in verschiedenen Romanen dichterisch festgehalten.

Kurz nach Oerthels Tode gewann Jean Paul an dem Theologen Friedrich Wernlein [1765—1831] einen nahen Freund, der dank einer außergewöhnlichen philosophischen Begabung und Schulung ihm viel zu geben hatte. Wernlein war seit 1787 Hauslehrer bei Herolds, nach einigen Jahren wurde er Kollaborator an der Lateinschule zu Neustadt an der Aisch, wo ihn Jean Paul im Sommer 1793 besuchte. Später verheiratete sich Wernlein mit Friederike Otto.

Im März 1790 beriefen die Freunde Pfarrer Völkel, Aktuar Vogel und Amtsverwalter Clöter den ewigen Kandidaten und verunglückten Satiriker nach Schwarzenbach, damit er ihre Kinder, sechs Knaben und ein Mädchen, unterrichte. Im Unterricht bevorzugte er mit Entschiedenheit die Realwissenschaften. Hinsichtlich der Sprachen hielt er dafür, „daß das Sprechen den grammatischen Regeln vorauszuschicken" und „daß es eine Narrheit sei, eine unsterbliche Seele sich im Lateinischen halbtot deklinieren, konjugieren, memorieren und analysieren zu lassen". „Wir sind jetzt aus den philologischen Jahrhunderten heraus, wo die lateinische Sprache alle gelehrte Schlafröcke und Schlafmützen von Ireland bis Sizilien in einen Bund zusammenknüpfte, und wo

man kein Gelehrter sein konnte, ohne ein Inventarium alles römischen und griechischen Hausrats und einen Küchen- und Waschzettel dieser klassischen Leute im Kopfe zu führen." Aber wichtiger als das Unterrichten war ihm das Erziehen, wobei der Schüler und Nachfolger der alten stoischen Philosophen dieselben Wege und Ziele suchte, die sich ihm bei seiner Selbsterziehung bewährt hatten. „Übrigens bleibt es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andre zu wecken, durch welche sie sich harmonisch dem Ganzen zufügt. So werde z. B. eine überweich liebende Seele nicht etwa ausgehärtet, sondern nur die Macht der Ehre und der Klarheit werde in ihr verstärkt, so werde der kühne Charakter nicht furchtsam gemacht, sondern nur liebend und klug gebildet." „Nicht Ertötung der Leidenschaften, aber Zucht in der Gefühlssphäre." Zugleich suchte er in seinen Schülern die Neigung zum Vergleichen und zum Witzigsein zu fördern, er lehrte sie Verwandtes und Gegensätzliches aufsuchen, und wenn sich dabei im einzelnen auch manche Geistreichelei ergeben mochte, so lobte das Werk dieser „Barockschule" als Ganzes doch seinen Meister. Es versteht sich, daß in ihr eine „Konduiten-Liste" davon Rechenschaft gab, wie oft die Kinder sich gegen die „Schulgesetze in einundzwanzig Paragraphen" vergingen. Außerdem hielt Jean Paul eine „Bonmots-Anthologie meiner Eleven" auf dem Laufenden, worin er besonders originelle Einfälle und Antworten verbuchte.
Diese vier Schwarzenbacher Jahre sollten für Jean Paul, den Menschen und den Dichter, sehr wertvoll werden. Der Erzieher wurde erzogen. Einmal durch die Kinder, dann durch ihre Eltern, bei denen er abwechselnd zu Mittag aß und mit denen er an jedem Mittwoch in einem ländlichen Gasthaus tafelte und fröhlich war. „Verdammt sind bloß die, die keinen Spaß verstehen, denn diese verstehen auch keinen Ernst", schloß eine humoristische Predigt, die der ehemalige Theologe bei solchem Anlaß gehalten hat.
Wesentlicher noch sah Jean Paul sich durch die ganz nahe Freundschaft gefördert, die er jetzt, nach Hermanns Tode, mit seinem ehemaligen Schulkameraden Christian Otto aus Hof schloß. Keinem

hat er je so rückhaltlos sich geöffnet, keiner hat seine dichterische Entwicklung mit so liebevollem Verständnis, so eingehender Beratung begleitet. Jean Paul selber hat diesen Freundschaftsbund gelegentlich eine Zweieinigkeit genannt. Ein Sohn des begüterten aber asketischen Hofer Vesperpredigers, hatte auch Christian Otto in Leipzig Theologie studiert, sich aber bald der Jurisprudenz zugewendet. Jetzt lebte er in Hof vielseitigen geschichtlichen Studien, zeitweise auch als Advokat sich betätigend, nebenbei an kaufmännischen und industriellen Unternehmungen sich beteiligend. Eine „Einleitung zu einer Geschichte des europäischen Gleichgewichts", die Christian Otto erscheinen ließ, soll das Problem an der Wurzel packen. Im Jahre 1800 verheiratete er sich mit Amöne Herold aus Hof, einer vertrauten Freundin Jean Pauls; er siedelte nach Bayreuth über, wurde preußischer Regimentsquartiermeister, nach dem Zusammenbruch bei Jena Geheimsekretär des Prinzen Wilhelm von Preußen. Später lebte er wieder in der Heimat, wo er 1828, wenige Jahre nach Jean Paul, gestorben ist.

Zu solchen Erziehern des Erziehers kam noch der Kreis sehr liebevoller, sehr empfindsamer und sehr junger Mädchen in Hof, den Jean Paul in scherzender Übertreibung seine „Erotische Akademie" nannte und in dem er seine Samstagnachmittage zu verleben pflegte. Er hat einmal in ihm die „Preisfrage" aufgeworfen: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen und welcher Unterschied ist zwischen ihr und der Liebe?" Und damit hat er das Wesentliche selber angedeutet: es handelte sich mehr um Freundschaft als um Liebe. Das Ziel war die Hingabe an die gemeinsamen Ideale, die gegenseitige Veredelung, und für den höchsten der erstrebenswerten Genüsse galt etwa ein nächtliches Gespräch über Gott und Unsterblichkeit, besonders wenn es gar auf dem Friedhof stattfinden konnte. Das Gefühl, womit Jean Paul alles umfing, was an junger und schwärmerischer Weiblichkeit ihm begegnete, war vielleicht näher mit allgemeiner Menschenliebe im christlichen Sinn als mit herzhaft begehrender Leidenschaft verwandt. Er pflegte es seine Tuttiliebe, Simultanliebe, Zugleichliebe, Universalliebe zu nennen und war der Ansicht, daß

jede Einzelliebe, wenn nicht mit dem ersten, dann doch gewiß mit dem zweiten Kuß ihr Ende erreiche, und daß es für den Mann das Wertvollere sei, seine „Generalwärme" zu erhalten. Das schloß nicht aus, daß bald dieses, bald jenes der jungen Mädchen im Vordergrunde seines Interesses stand, aber es schloß ein, daß er jedem und jedes ihm noch weit über jene Jahre hinaus in herzlich vertrauender Freundschaft zugetan blieb. — Zuerst kam die sechzehnjährige Renata Wirth an die Reihe, ihre Nachfolgerin, Helene Köhler, wurde sehr rasch von Amöne Herold abgelöst, und diese mußte einer Freundin der Renata weichen, Karoline von Flotow aus Bayreuth; ihr folgte Amönens fünfzehnjährige Schwester Karoline Herold, und mit ihr kam es sogar zu einer bald wieder gelösten Verlobung, während sich die Beziehung zu Friederike Otto ganz und gar in den Grenzen einer ruhigen Freundschaft hielt. Wenn der geldarme aber geistreiche, blasse und blauäugige Kandidat und Satirenschreiber in seinem grauen Flausrock Samstags mit diesen meist wohlhabenden Bürgerstöchtern, die sich die unschuldig verliebten Formen seiner Verehrung gern und nicht ohne sie in aller Ehrbarkeit zu erwidern, gefallen ließen, Stunden bald voll Sonne, Scherz und Spiel, bald voll Dämmerung, Musik und Wehmut genoß, dann mochten jene wohl seine Versicherung nicht allzu ernst nehmen, daß sie einst um solcher in seiner Gesellschaft verlebter Stunden willen noch von Prinzessinnen und Gräfinnen beneidet werden würden. Und doch sind ihm wirklich nicht lange danach schöne und geistreiche Aristokratinnen zu einer gefährlicheren „Erotischen Akademie" geworden.

In diesen vier Schwarzenbacher Jahren vollzog sich, was sich schon in Leipzig, Hof und Töpen vorbereitet hatte: die Wandlung des verstandesmächtigen Satirenschreibers zum empfindsamen Dichter. Bezeichnend für die Art dieser Wandlung ist das Dichterwort, welches anscheinend als erstes dem Leipziger Studenten tief eindrücklich geworden, aus Shakespeares „Sturm" in einem Kolleg bei Platner: „Wir sind aus solchem Stoff, aus dem der Traum besteht, um unser kleines Leben liegt ringsumher ein Schlaf" ... Bezeichnend für den Dichter, der wie so wenige die deutsche Sprache

beherrscht und bereichert hat, ist, daß er seit Jahr und Tag ein „Mitwörterbuch“ führte, welches alle erdenklichen Umschreibungsmöglichkeiten enthielt, so z. B. für Besserwerden rund vierzig verschiedene Ausdrücke, für Sterben gegen zweihundert.
Wir verdanken diesen vier Schwarzenbacher Jahren, in denen der Denker und Satiriker auf Anraten des Pfarrers Vogel dem Dichter das Feld räumte, die drei Erzählungen „Des Amtsvogts Josua Freudel Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon“, „Des Rektors Florian Fälbel und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“ und „Das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal“, aber auch die ersten beiden Romane „Mumien“ oder „Die unsichtbare Loge“ und „Hesperus“. Freudel ist ein Pechvogel, dem sein Dämon, die Zerstreutheit, tragische Possen spielt, Fälbel der Typus des geschmacklosen dumpfen pedantischen Philologen, der alles besser weiß, sogar wie die Weltgeschichte hätte verlaufen sollen, Wuz das große in Einfalt und Armut selige Kind, dem alle Dinge zum Besten dienen. Wie diese drei kurzen Erzählungen, so fand auch der erste große Roman bei den Zeitgenossen wenig Beachtung, obwohl ihn die maßgebliche Kritik, z. B. die Jenaer Litteraturzeitung als etwas Neuartiges und als ein Versprechen pries. Auf dem Titelblatt der Unsichtbaren Loge hat Jean Paul Friedrich Richter zum erstenmal nur die beiden Vornamen als seinen Verfassernamen gebraucht. Von jetzt an nannte er sich stets Jean Paul. War doch auch Rousseau, „der einzige große Mensch“, lediglich als Jean Jacques in aller Munde. Goethe, dem Jean Paul das Buch übersandte, ließ ihn ohne Antwort. Es ist ein vom krausesten Gerank der Phantasie und Laune überwucherter Erziehungs- und Entwicklungsroman, den Jean Paul selber mal „eine romantische Biographie“, mal „eine geborene Ruine“ nennt. Erst nach rund dreißig Jahren wurde eine Neuauflage nötig. Dagegen ist dem geschickter aufgebauten dreibändigen Roman „Hesperus oder fünfundvierzig Hundsposttage“, der 1795 bei Karl Matzdorff in Berlin erschien, sofort ein starker Erfolg beschieden gewesen. Dieses Buch, in das der Dichter „seine ganze gegenwärtige Seele mit allem, was ihn glücklich und nicht glücklich macht,

hineingedruckt" hat, reich an Naturschilderungen, Stimmungsmalerei und packenden Geschehnissen, reich allerdings auch an Empfindsamkeit und barocken Einfällen, an Abschweifung und Willkür, hat besonders alle weiblichen Herzen im Sturm erobert, ja seinen Dichter zum Abgott zahlloser Frauen und Mädchen gemacht und dem armen Winkelschullehrer den Weg zu behaglichen Lebensumständen erschlossen. Schon 1797 konnte die zweite Auflage erscheinen, die dritte allerdings erst 1819, denn inzwischen hatte der Dichter selber durch immer neue Bücher den „Hesperus" in den Hintergrund gedrängt.

Seinen neuen Verleger und damit die entscheidende Wendung seines Schriftstellerschicksals verdankte Jean Paul Goethes römischem Freunde, dem Professor an der Berliner Artillerie-Akademie Karl Philipp Moritz, dessen autobiographischer Roman „Anton Reiser" zu den großen deutschen Büchern des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Jean Paul hatte ihm, dem er so viel verdanke, das Manuskript der Unsichtbaren Loge gesandt mit der Bitte, ihm zu einem Verleger zu verhelfen. Nur widerstrebend hatte Moritz sich zum Lesen entschlossen, dann aber vermutet, es handele sich nicht um einen Unbekannten, sondern um einen der ganz Großen, Goethe, Herder, Wieland, der ihn mystifizieren wolle. Und dann hatte seine Begeisterung keine Grenzen mehr gekannt: Das begreife er nicht, das sei noch über Goethe, das sei etwas ganz Neues. Unter solchem Eindruck hatte er seinen Schwager Matzdorff für die starke und neuartige Begabung erwärmt, die aus jeder Zeile dieser Arbeit spreche. Das Erscheinen des Hesperus (1795) hat Moritz nicht mehr erlebt.

In das Jahrzehnt, in welchem Jean Paul im Schutz des weltentlegenen Fichtelgebirges aus einem verfrühten und erfolglosen Satirenschreiber zum empfindsamen deutschen Dichter, zum Erzieher und Tröster der deutschen Seele wurde, fällt Goethes mehrjähriger Aufenthalt in Italien, der ihn als Menschen und Dichter den Idealen der Antike zuwendete. Fällt ferner der Ausbruch und der blutigste Abschnitt der großen französischen Revolution, die den erhabenen Gedanken der Freiheit, das A und O aller geistigen

Strömungen des Jahrhunderts, verwirklichen wollte. Fällt endlich das erste Auftreten des jungen französischen Artilleriehauptmanns aus Korsika, der, zum Erben der Revolution berufen, ein Weltreich im Sinne des römischen Imperiums erstrebte, und von dessen Genius viele sich ein neues völker- und menschenbeglückendes Zeitalter versprachen.

Jean Paul an Adam Lorenz von Oerthel in Leipzig. [Hof, den 18. November 1784.] ... Unter der Zeit war ich bei deinen lieben Eltern, die ich nicht gelegener hätte besuchen können als jetzt: denn ich konnte ihnen die Sorgen um dich benehmen, in die dein letzter Brief sie gesetzet hatte und welche noch überdies durch verschiedene Fälle und Schläge, die seit einiger Zeit in deiner Kammer geschehen, sehr vermehret wurden. Möchte ich mit dieser Gespensterzeitung deinem in der Tat schrecklichen Unglauben einigen Abbruch tun! Denn ich bin fest überzeugt, wenn man einmal so weit wäre, daß du mit inniger Überzeugung das Dasein der Gespenster und Teufel annähmst, so würde man nur noch einen Schritt zu tun haben, dich zum Glauben an die Existenz Gottes zu bringen. — Bei dieser Sache fiel mir noch die Vermutung ein: Ob nicht gewisse Geister uns auch andere Dinge als körperliches Ungemach durch Zeichen weissagten? Denn warum sollten sie nicht vielmehr eher die Unpäßlichkeit der Seele anmelden, welche sie sicher noch besser kennen?

[Hof, den 5. Dezember 1784.] ... Angenehmes Gespräch, das dieser Brief mit deinem letzten gehalten hat: (Die beiden Briefe gehen miteinander die Stube auf und nieder und meiner fähret so fort:) Aber, lieber Brief, sag mir, von wem hast du dein Deutsch gelernt? — Dein Brief: Warum? — Mein Brief: Weil du einen guten Sprachmeister mußt gehabt haben. — Dein Brief: Ich habe gar keinen gehabt; mein Bisgen Deutsch hat mir mein Vater, der Herr von Oerthel, beigebracht; es ist nur meine Vatersprache. — Mein Brief: So ist dein Herr Vater ein geschickter Mann und er sollte ein Sprachmeister werden ... Mein Papa, der Herr Richter, hat mir zwar auch im Deutschen Stunden gegeben, denn er hält viel auf Privatinformation, aber mein Vater ist doch in allem ein

sonderbarer Kauz. Er hat sich blos auf das Deutsche geleget — neulich sagte er zu mir: „Die wahre Bestimmung des Menschen ist eigentlich, daß er, eh' er die Welt verlässet, gut Deutsch reden lerne; aber wieviele verfehlen sie, und wie wenigen kann man die Grabschrift setzen: Hier ruhet ein Mann, der Deutsch reden konnte" ...
[Hof, den 21. Januar 1785.] ... Die Weinertin hat an mich geschrieben, aber ich kann ihr unmöglich helfen. Sage ihr doch — wie oft wird sie dich überlaufen! — daß sie ihre Briefe dir zustellt, sonst gelangen sie nicht an mich und werden wie der vorige vorher von andern erbrochen. Wenigstens muß sie darauf setzen: in der Klostergasse.
[Hof, den 13. Februar 1785.] ... Ich komme von der Freundschaft auf die Hofleute und erzähle dir eine schöne Anekdote von einem. Unter dem vorigen Markgrafen [von Bayreuth] war einmal ein Hofmann, der hatte einen schönen Hund. Der schöne Hund war einmal mit dem Markgrafen und seinem Herrn und vielen Hofleuten in einem Zimmer und ließ seinen Urin ans Bein des gedachten Markgrafen. Die ganze stehende Armee desselben fiel jetzt mit Waffen über den Hund her; besonders tat sich unter denen, die ihn hinausprügelten, sein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes und sein Herr hielt an die Anwesenden folgende Rede: „Wenn ich je etwas getan habe, was eines echten Hofmanns nicht ganz unwürdig ist, so war es jetzt. Der Hund, den wir miteinander hinausprügelten, ist mein. Ich habe kein Weib, kein Kind, keinen Freund, aber den Hund hab' ich statt des allen und lieb' ihn. Sehen Sie indeß, da der Hund in die Ungnade meines Fürsten fiel, so kannt' ich ihn nicht mehr und schlug ihn mit ...
[Schwarzenbach, den 9. März 1785.] ... Ein gewisser noch lebender Jude in Bayreuth wurde einmal von einem Konsistorialrat mit der Erdichtung aufgezogen: Die Türken hätten viel verloren, und um sich eine höhere Gunst zu verschaffen, opferten sie und zwar allezeit einen Juden und einen Esel miteinander. Der Jude antwortete: Es ist für uns alle beide gut, daß wir nicht dort sind ...

Jean Paul an Herder in Weimar. [Hof, den 11. September 1785.] Wahrscheinlich haben Sie, edler Mann, gegen den ich nicht den Mut habe, höflich zu sein, vor ungefähr zwei Monaten ein Manuskript erhalten. Rührt Ihr Stillschweigen auf die Bitte, ihm den Herrn Hartknoch [in Riga] zum Verleger zu verschaffen, von der weiten Entfernung her, so verspricht mir dieses Stillschweigen eine günstige Antwort von Ihnen und von Herrn Hartknoch, und ich brauche zu diesem Briefe nichts hinzuzusetzen als was ich im vorigen vergessen: daß ich nämlich das Manuskript noch nicht ganz geschickt und daß ich zweitens sehr arm bin.

Jean Paul an den Aktuar Vogel in Schwarzenbach. [Hof, den 24. Oktober 1785.] ... Die vier Wochen, die ich bei Ihnen nicht zugebracht, sondern genossen habe, gehören mit zu den Flitterwochen meines Lebens und kommen mit in meinen Freuden-Gottesacker. Ich habe nämlich, wie bekannt, in meinem Gedächtnisse einen Gottesacker angelegt, wo ich meine Freuden eingrabe, damit mit der Zeit aus ihnen einige Blumen wachsen ...

Jean Paul an Herder in Weimar. [Hof, November 1785.] ... Mir tat es allemal wohl, wenn ich die Sonne mit einem menschlichen Gesicht im Kalender gemalet sah. Diese Art von Menschwerdung milderte ihren Glanz und brachte sie dem Menschen näher ...

Jean Paul an Frau von Reitzenstein, geb. von Plotho. [Hof, den 18. Dezember 1785.] Ich sehe in der Tat nicht ein, warum ich diesen Brief mit so vieler Schüchternheit anfange, und ich glaube, sie schickt sich hier nicht genug. Vielleicht wenn ich an eine Dame schriebe, die einigen Wert auf die bunten Spielmarken des Umgangs, nämlich auf die Titel setzte, oder wenn es gar an eine wäre, welche es dem Elende verübelte, daß es zu ihr seine Zuflucht nähme ... Aber da ich das Glück habe, an eine Dame zu schreiben, die ihren Wert nicht vom Adreßkalender entlehnt, die sich durch ihren Geist und durch ein Herz, das fremde Not fühlet und erleichtert, über die gewöhnlichen erhebt, so wäre Zaghaftigkeit Beleidigung, wenn ich Ihnen folgende Bitte meiner Mutter vorzutragen wage. Sie ist durch eine Reihe von unglücklichen Zu-

fällen in eine harte Lage versetzt worden; noch härter sind die Personen, die ihr helfen könnten: dieses wird sie vielleicht entschuldigen, wenn sie es wagt, an Sie die untertänige Bitte zu tun ... wiewohl auch die Hälfte der Summe sie aus ihrer gegenwärtigen Not erlösen würde. Möchten Sie sich des Vaters dessen, der dieses schreibt, erinnern, um eine Bitte, die die Not seinen Hinterlassenen abringt, wenn nicht zu gewähren, doch zu verzeihen ...

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Rehau. [Hof, den 25. Dezember 1785.] ... Sie sind der Papst, von dem ich in dem für die Seele so nahrlosen Hof von Zeit zu Zeit eine wohlfeile Fastendispensation einhole; ja Sie gehen weiter als der Papst, Sie geben selbst die Speise, die Sie erlauben; diesmal vielleicht nun diese: Haereticorum Catalogus, Belisaire, oder auch Lightfooti horae hebraicae ...

Salomo bat um Weisheit früher als um Reichtum, und erhielt beide; ich ahme ihn in diesem Brief nach — möchte ich auch sein Schicksal haben!

Nämlich meine Mutter ist in der größten Verlegenheit, die Feiertagsausgaben und die jetzt fälligen Steuern haben sie ganz erschöpft. O lieber Freund! wenn ich ihr helfen könnte! Ich meine, wenn sie Sie doch veranlassete, mir und ihr eine sehr große Gefälligkeit zu erweisen, indem Sie ihr aus Ihrem Gotteshause etwan fünfundzwanzig Gulden auf eine hypothekarische gerichtliche Versicherung vorstreckten. Lieber Freund, wenn Sie können, so lassen Sie mich nicht!

Jean Paul an die Brüder Otto in Hof. [Hof, den 26. Dezember 1785.] Lieben Freunde! Ich will setzen — sagte ich, als ich heute aus dem Bette fuhr — ich wollte heute etwas Geschicktes an Sie sämtlich ablassen, so würde es mir an Einkleidung und Materie gänzlich fehlen. Du lieber Himmel! Du hättest mir aber einen geschickten Traum bescheren sollen, den hätte ich für meinen eignen verkauft, statt daß Herr W. [Pfarrer Weiß in Hof] seine für himmlische ausgibt, und alles wäre ganz wohl gegangen. Da sich heute außer dem Teufel jedes Wesen freuet, wenn es kein Fürst ist, so hab' ich mich wirklich gleichfalls freuen wollen, und in

der Tat labt mich dieses Geschreibe auch sehr, an dem Sie sämtlich, wie ich sehe, sich nicht genug vergnügen können. O ihr Geistlichen allzumal! ihr laufet herum, den Sitz des Paradieses aufzufinden: kommt doch her zu mir und betrachtet das Narrenhaus, in das ich jetzt gegangen, zur Genüge: Hier sitzet das Paradies, und, lieben Freunde, es sei, daß man närrisch ist oder daß man sich so stellet, welches man Laune nennt, so ist man in beiden Fällen ausnehmend glücklich ...

Anfangs wollt' ich Ihnen von diesem und jenem schreiben ... ich wollte endlich eine Höfer Zeitung schreiben. Und das hab ich auch wirklich getan und so vollführet, daß ich und andere dabei mich sehr loben können ...

Höfer Festtagszeitung: Die Nachricht bestätigt sich leider, daß gestern der Teufel den Amtsburgermeister Barnikel wirklich geholet. Er wollte gerade sich wie ein ehrlicher Mann anstellen, als der Teufel hintrat und ihn dermaßen erschreckte, daß er, um sich in die Gunst des bösen Feindes zu setzen, geschwind tat, als ob er ein ausgemachter Bösewicht wäre. Dieses nahm den Satan für ihn ein, und daher hat man es zu erklären, warum, da in der Schuldverschreibung Leib und Seele demselben verpfändet war, der Teufel mit sich handeln ließ und soweit von seinem Rechte nachließ, daß er sich wirklich nur mit dem schlechtesten Teile des Pfandes abspeisen lassen, nämlich mit der Seele des Burgermeisters. Diese nahm er sogleich mit fort; in den Körper aber setzte er auf solange bis er verfaulen würde, einen wohldenkenden und rechtschaffenen Teufel als Curator bonorum ein ...

Von einem gewissen Satiriker allhier, der gewisse hiesige Honoratioren für närrisch ausgab, hat man zum Glücke vernommen, daß er selber närrisch geworden; und man will wünschen, daß diese frohe Nachricht zu keiner Erdichtung werde ...

Unter die hiesigen Stadtsoldaten werden von Zeit zu Zeit hart geräucherte Stöcke ausgeteilet, damit sie mit diesen ihre Flinten verteidigen möchten und könnten, wenn sie ihnen etwan jemand mit Gewalt nehmen wollte ...

Der Herr Kandidat Richter, der durch seine Amtslosigkeit allerdings hier den Tadel der vernünftigern Personen selbst verschuldet hatte, ist einen bessern und gewiß rühmlichern Weg eingeschlagen und Höfer Zeitungsmacher geworden. Die erste Probe seiner Zeitung ist so ausgefallen, daß sie ihm zur größten Ehre gereicht, und daß man die Fortsetzung derselben allgemein wünschet ...

Jean Paul an Adam Lorenz von Oerthel. [Rehau, im März 1786.] Lieber Oerthel. Ich bin jetzt in Rehau und komme erst in ein paar Tagen nach Hause. Meine Mutter schreibt an mich und ist in der größten Not. Ach, lieber Oerthel, ziehe sie daraus durch zwei oder drei Gulden, die du eher wiederbekommen sollst, weil du sie nicht mir, sondern ihr leihest ... Wieviel hab ich nicht schon von dir verlangen müssen ...

Pfarrer Vogel in Rehau an Jean Paul. [Den 10. Mai 1786.] Man erzählt mir, Sie sagten aller Welt in Hof, daß Sie zu Rehau meine „Raffinerien" hätten machen müssen und daß Sie noch keinen Heller für Ihre Arbeit von mir bekommen hätten, noch je zu bekommen hoffen könnten. Das Letzte könnte sich fügen, aber ob sich das Erste je gefügt hat, daran zweifle ich solange, als ich Sie meinen Freund nennen werde, das ist — immer und ewig. Sie brauchen sich deswegen auch gar nicht zu verantworten oder den Erzähler zu widerlegen.

Jean Paul an den Kaufmann Gulden in Hof. [Hof, den 6. September 1786.] Ich wollte, ich hätte soviel Kredit als Sünden, so könnten Sie mir allen Ihren Kaffee ohne Bedenken kreditieren, aber ich habe dessen blos soviel als Tugend, und Sie werden mir schwerlich zwei Pfund darauf borgen können ... den ich zum Bücherschreiben ebensowenig entraten kann als andre Leute zum Laxieren ...

Jean Paul an den Pfarrer Morus in Töpen. [Töpen, den 3. September 1787.] P. P. Ich hatte bisher bessere Dinge zu tun, als daß ich schlechte zu widerlegen Zeit gehabt: blos dies verschob meine Antwort auf Ihre neulichen Beleidigungen auf dem Wege. Auch der Ehre des Herrn Kammerrats bin ich's schuldig, einen Vorwurf abzuweisen, der ihn am Ende auch antastet:

denn bin ich ein Lehrer des Selbstmords und Atheismus, was ist denn ein Vater, der einen solchen Lehrer zum Lehrer seines Kindes macht? Aber ich frage vielmehr, was ist ein Mann, der diesen giftigen Vorwurf ohne Beweise einem Nebenmenschen zu machen vermag, der ihn nie beleidigte? Ich weiß recht wohl, Sie werden Ihre damalige Feld- und Kontroverspredigt gänzlich auf die Wirkung schieben wollen, welche die Sonnenhitze gerade auf Ihren Kopf gemacht: allein ich rede hier von Ihrem Herzen, das in eine noch schlimmere Hitze geriet. Ahmten Sie damit den sanften liebevollen Stifter unserer Religion etwan nach, der nie auf Meinungen, sondern auf Taten drang ...
Ich mußte diese Präservationskur mit Ihnen auf Kosten meiner Zeit vornehmen, um Ihnen auf künftighin den Vorwurf des Atheismus abzugewöhnen, auf den ich Sie, wie Ihnen jeder Jurist beweisen kann, injuriarum verklagen kann. Lassen Sie mich meinen Weg fortziehen, auf dem ich die Wahrheit untersuche, liebe und verteidige, nicht weil sie Akzidenzien zuwirft, sondern weils Pflicht ist; lassen Sie mich glauben, daß diese Welt mehr für die Nachahmung der Gottheit und Christi, und daß eine künftige erst für ihre genauere *Kenntnis* gemacht sei, und daß einer, der lieber Christi Gottheit beweiset als seine Lehren vollzieht, einem Bauern gleiche, der den ganzen Tag heraldisch untersuchte, ob sein Herr wohl von älterem Adel wäre, übrigens aber ihm Liebe und Folgsamkeit völlig abschlüge; und lassen Sie mich endlich versichern, daß ich nur Ihre Intoleranz, aber weder Sie noch Ihren Stand hasse, der der verehrungswürdigste und der entehrteste aller Stände ist, und den bekleiden und beschimpfen selten zweierlei zu sein scheint ...

Aus „*Launigte Phantasie von J. P. F. Hasus*" [einer in Töpen entstandenen Satire Jean Pauls, die er Archenholz zur Veröffentlichung anbot]: Wenn dem Throne des Lammes im Himmel der Thron des Wolfes auf Erden korrespondiert, so erfreue man sich über das Gute dabei: daß schon hienieden jedes Reich in ein seliges Reich der Schatten (nach dem Aussehen der Untertanen) zu verwandeln ist ... Wie die Engländer den städti-

schen Palast mit einer künstlich wilden Einöde umringen: so fehlet in jenen Ländchen selten einem prächtigen Landhause das etwan dem Hofe gehöret, die Nachbarschaft der schönsten natürlichen unbebauten Wüsten und Wildnisse, die den Bauern gehören. Wie ferner die englischen Gärten ... durch eingefallne halbangebrannte Gebäude, durch aufgestellte Galgen und Torturwerkzeuge, durch Beschreibung der schrecklichen Begebenheiten auf steinernen Pfeilern kopieren: so möcht' ich doch wohl manchen fragen, ob es nicht so glückliche und diesen Gärten nachgearbeitete Länder gebe, in denen niedergebrannte Wohnungen, Ruinen und Galgen für die Bewohner der letzteren jedem Postwagen vielleicht so zahlreich entgegenlaufen, daß sie die lange und wohltätige Hand leicht verraten, die sie zu solchen Tiergärten umgeändert.

Heinrich von Spangenberg erzählt [in Dörings Jean-Paul-Biographie von 1826]: Während seines Aufenthaltes in Töpen und später in Hof war Jean Paul öfters in dem nur eine Stunde von Töpen und zwei Stunden von Hof entfernten Gute Venzka und dort der Familie v. Spangenberg sehr willkommen, die er schon in früher Jugend kannte. ... Mit einem Buche in der Hand, worin er im Gehen zu lesen pflegte, kam er gewöhnlich in den Abendstunden dahin, ging aber früh, nicht selten vor Tagesanbruch, im stillen wieder fort. Vorzüglich gern unterhielt er sich mit der Frau v. Spangenberg und ihrer jüngsten Tochter, und obgleich er fast so zu sprechen pflegte, wie er schrieb, so hatte dies in seinem Munde doch nichts Gesuchtes oder Erzwungenes. So äußerte er unter anderem einmal beim Abschied: „Es wäre jämmerlich, wenn ich sagen wollte, es wäre mir angenehm, bei Ihnen gewesen zu sein — denn wie wenig will das sagen!" ...

Frau Karoline Herder in Weimar an Jean Paul. [Den 30. Oktober 1788.] Hochzuverehrender Herr, da mein Mann seit Anfang August auf einer Reise nach Italien und bereits in Rom ist, so habe ich Ihre ihm zugesandten zwei Aufsätze sogleich an Herrn Hofrat Wieland gesandt, mit der Bitte, mir solche sogleich wieder zurückzugeben, wenn er sie nicht in den „Merkur" einrücken wolle.

Ich hatte keine Antwort von ihm erhalten und war der Meinung, daß er sie behalten und selbst an Sie hierüber schreiben wolle, wie ich ihn gebeten hatte. Aber leider hat er diese Aufsätze bei Seite gelegt und sendet mir sie auf die Veranlassung Ihres zweiten Briefes zurück, mit der Äußerung, daß er sie in den „Merkur" nicht aufnehmen kann.
Da mein Mann mehr in Konnexion mit dem Herausgeber des „Deutschen Museums" ist, so habe ich Ihre Aufsätze heute an ihn gesandt. Sobald ich Antwort und Geld erhalte, werde ich's Ihnen sogleich übersenden.
Es würde meinen Mann gefreut haben, Ihnen gefällig sein zu können. Ein unvermuteter Weg hat ihn in die Hauptstadt der Welt geführt, von dannen ihn die Seinigen mit Sehnsucht künftiges Frühjahr zurückerwarten.
Ihr zweites Stück „Was der Tod ist", hat mir innigst wohlgefallen. Ich hätte beinahe Ihren wahren Namen anstatt „Hasus" darunter gesetzt ... [Der andere der beiden Aufsätze war betitelt: „Ob man den Pöbel aufklären dürfe?"]

Jean Paul an Frau Karoline Herder in Weimar. [Töpen, den 30. Januar 1789.] Ich kann eine Bitte um eine zweite Wohltat mit nichts entschuldigen als mit der ersten, mit dem helfenden Anteil, den Sie an einem Unbekannten nahmen, und womit Sie mich an Ihrem großen Mann etwas Neues schätzen lehrten, nämlich seine Gattin ... ich bin mit der Hochachtung, die nicht vom Ende des Briefes, sondern vom Herzen diktiert wird ...

Jean Paul an Wernlein in Hof. [Schwarzenbach, den 5. Juli 1790.] ... Der Christ und der Tugendhafte sind in einem gewissen Grade Stoiker, folglich würde in jenem Buch, dessen Schreibung und Unterschreibung Ihnen so schwierig vorkommt, jeder seine Meinung finden. — Überhaupt ist ein Mensch von einem Menschen wenig verschieden. In höhern Augen werden vielleicht unsere Unähnlichkeiten untereinander so zusammenfallen als in den unsrigen die Einer Tiergattung. Und ich habe Hochachtung für jeden Unsinn, weil er von und in einem Menschen ist und weil jeder Unsinn bei näherer Umleuchtung Gründe verrät,

die feine Annahme entschuldigen. Vollends über Gewohnheiten ganzer Völker und Zeiten sollte man nie den Stab richtend brechen, da es keine ganz sinnlose gab (das nützlichste Buch wäre eines, das die Vernunftmäßigkeit alles menschlichen Unsinns darstellte). ... Hätt' ich nur Zeit und Kopf genug: so lernt' ich alle Wissenschaften und Sprachen, weil jede eine neue Seite der menschlichen Natur und einen neuen Genuß verspricht ... Wenn Sie meiner lappländischen Wahrsagertrommel glauben wollen: so ist das Wetter morgen ein Sonntagskind und ein azurner Tag ... Leben Sie wohl und besser als Sie verdienen: denn da Sie gut sind, verdienen Sie, daß es Ihnen recht übel und exzentrisch gehe: denn das ist der Humor unseres Erdballs so. [Die Lappländer gebrauchen zum Wahrsagen eine mit christlichen und heidnischen religiösen Bildern verzierte Trommel.]

[Den 9. August 1790.] O wenn Sie mir vor zehn Jahren einen solchen [Brief] geschenkt hätten, wo ich meine Arme um jeden ephemerischen Freund so innig schlug wie jetzt um einen perennierenden, wo ich keinen Menschen kannte, nicht einmal den nächsten, mich selbst, alle aber liebte — wo ich noch glaubte, ein Freund wäre so leicht aus der Glückszahlenlotterie zu ziehen als eine Geliebte — wo ich aus dem Jugendparadies noch nicht gejagt war, aus dem wir alle müssen, und in das das Alter und die Erfahrung mit dem blitzenden und schneidenden Schwerte keine Rückkehr verstatten — ach damals, wo ich die Sonnen- und Sommerflecken des weiblichen Herzens und die Phasen des männlichen nicht kannte — wo meine ungetäuschte Seele (ausgenommen von sich selbst) alle Seelen umschlang und ich zugleich war zehnmal dümmer und glücklicher und närrischer und tugendhafter.

[Den 10. August 1790.] ... Über die verwelkten Kindheitsjahre weht auf uns ein Wohlgeruch herüber, der schwer zu erklären ist, wenn man auch zweierlei weiß — daß erstlich die Kindessinne nicht wie unsere die Eindrücke aufnehmen sondern aufgreifen, indes bei uns jeder Gegenstand sein Petschaft auf erkaltetes und hartes Siegellack drückt — und daß zweitens diese neuen Sinne lauter neuen Objekten begegnen, die mit allen Vorteilen des ersten

Eindrucks wirken. Denn es ist noch unerklärlich, wie irgend eine Empfindung durch Wiederholung von ihrer Stärke einzubüßen fähig ist: aufs Gehirn ists nicht zu schieben, dem als Körper jeder wiederholte Eindruck ein neuer ist. — Diese beiden Ursachen bringen auch unter der Kindheit, dem Frühling und dem Morgen eine Familienähnlichkeit — alle drei verdoppeln den Lebensgenuß, das Gefühl unseres Seins und den Glanz eines jeden Gegenstandes — wie umgekehrt der Herbst, das Alter und die Stunde vor dem Bettgehen uns mit Gedanken des ausgepresseten, kahlen und ewig um sich kreisenden Lebens drücken. — Der Gelehrte Fortius rät jedem Gelehrten sechs- oder zwölfmonatliche Veränderung der Städte an; und er hat Recht: jede neue Lage (und wär's nur ein Stubenwechsel) ist stärkende frische Luft; wir fahren und graben sonst unser Gleis und unsern Hohlweg so tief ein, daß wir enge drin stecken, ohne Himmel und Erde zu sehen. Seit vielen Jahren schrieb ich nicht soviel Ernsthaftes als im heurigen. Außer Ihnen muß noch entweder das Machen eines Romanes daran schuld sein oder das Spielen desselben. Ich will wünschen, daß ich mich bald kopulieren lasse — damit ich weiß, wohin mit meinen Empfindungen, und zweitens meiner armen Frau wegen, die es jetzt bei gegenwärtigem Briefsteller am besten hätte. Wärs zu machen: so wäre jetzt der rechte Zeitpunkt: — ich wollte Verse und Pas machen lernen — ich ließe mich frisieren und silhouettieren — meinen ganzen alten Adam zög' ich bis auf die kleinste Franze aus, besonders meine Quarrée-Stiefel — ich nähme mir vor, jeden Tag nur eine Schönheit meiner Frau zu studieren und am andern eine andere zu besehen — ich ginge mit ihr spazieren von Sonnen-Unter- bis Aufgang — die Philosophie und meine Warzen tät' ich sogleich weg: — so aber ists recht fatal, und ich verpasse meine besten Eheminuten.

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Arzberg [früher in Rehau]. [Hof, den 13. Oktober 1789.] Ich habe mich enthülset und meinen bisher broschierten Leib in Franzband eingebunden. Meinen Hals presset jetzt das Zilizium und der Ringkragen einer Binde, und meine Haare laufen in ein suffixum oder einen Accen-

tus acutus aus, den man hier zu Lande einen Zopf nennt. Ich merke aber sehr, daß andere Menschen, seit ich meinen alten Adam ausgezogen, gegen mich den neuen, bessern angezogen, und ich freue mich, die Ratgebungen von Ihnen jetzt zu realisieren, die ich sonst widerlegt hatte.
Seit der Übersetzung meines Leibes aus dem Englischen ins Voigtländische reis' ich noch freudiger nach Arzberg unter Ihre Augen nicht bloß, sondern unter noch zwei andere, die schöner sind als Ihre.

Aus Jean Pauls Tagebuch. [15. November 1790.] Wichtigster Abend meines Lebens, denn ich empfand den Gedanken des Todes ... Ich drängte mich vor mein künftiges Sterbebett durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht ... Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, euch mehr Freude machen. Wie sollte ich euch in euren zwei Dezembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder voll Erdenfarben im zitternden Widerschein des Lebens? Ich vergesse den 15. November nie. [Fünfunddreißig Jahre später, 1825, ist Jean Paul am 14. November gestorben.]
[21. Juli 1791.] Armer Mensch! stelle dein dürstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit dem ähnlich dürstenden an deine legt. Ach, hier gibt es nur eine Geliebte, die alles für dich vergißt: die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag gibt und sagt: wir haben uns erwählt aus den Menschen. — Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen besten heraussuchen, wo es nur einen Geliebten gibt: Gott, und Millionen Liebende, nämlich Menschen.

Jean Paul einer Freundin ins Stammbuch. Wie Einer, der die Sonne untergehen sah, von Hügel zu Hügel klettert, um ihren Untergang noch einmal zu sehen, und wie jede neue Höhe ihm den Untergang wiederholet, so zieht der arme Sterbliche von Hoffnung zu Hoffnung und tritt höher, um von der Freude, die

untergesunken, noch einige Strahlen ins Angesicht zu bekommen und ihren Untergang weniger zu verschieben als zu verdoppeln. — Tritt höher und stoße die Erde zurück, so geht keine Erde und keine Sonne mehr unter, sondern beide stehen.

Aus der „Bonmots-Anthologie meiner Eleven von 1791". Agierende Personen: Leo Vogel, 15 Jahre alt, Georg Clöter, 11 Jahre, Karl Völkel, 11½ Jahre, Samuel Clöter, 10½ Jahre, Wilhelmine Clöter, 9 Jahre, Fritz Clöter, 7 Jahre, Emil Völkel, 7 Jahre.

Vorrede des Redakteurs: Ich habe bei allen diesen Einfällen meiner Eleven durchaus kein Verdienst, als daß ich unter vielen mündlichen die geschriebenen auslas und daß ich sie aufschrieb, ohne ihnen zu leihen oder zu nehmen. Dieses Buch liegt den ganzen Tag vor ihnen offen. Jeder Lehrer ist glücklich, der Gelegenheit hat, eine solche Vorrede und eine solche Anthologie zu schreiben.

J. P. F. Richter.

Georg: Die Maultiere, die von Pferden und Eseln entstehen, sind die Kreolen, die aus der Ehe eines Amerikaners und einer Europäerin entstehen. Wilhelmine: Man macht kein Gesicht, man veränderts nur. Samuel: Das Gewitter treibt das Getreide heraus und die Menschen hinein. Karl: Die Sonne stehet fest und unbeweglich wie die Preußen. Georg: Leute mit tiefliegenden Augen sind besser zu Geistesarbeiten, wie der Maulwurf wegen seiner tiefliegenden besser graben kann. Karl: Der Mensch hat zwei Väter, seinen und Gott. Samuel: Der gestorbene Mensch ist eine durch den Tod ausgedroschene Kornähre; die Seele kommt als Korn auf den Speicher. Georg: Die ägyptischen Könige wurden in Pyramiden begraben, der jetzige französische [Ludwig XVI.] lebendig in einen Turm. Samuel: Gott ist das einzige Perpetuum mobile. Georg: Die lutherische Religion und die Renntiere vertragen die Wärme des Südens nicht.

Jean Paul an Friederike Otto in Hof, die ihn um ein Hochzeitsgedicht für eine ihrer Freundinnen namens Sturm gebeten hatte. [Schwarzenbach, den 9. Mai 1792.] Sie hätten vor zwei Stunden den Jean Paul und seine Freude über alles sehen

sollen, über Ihren Brief, über Ihre Bitte, über die Person, die sie tat, über die, für die sie geschah. — Ja, traute Sturmin, sobald ich den Brief geendet, fang ich deine Hochzeitprose an, werden soll's was. Es soll die gefütterte Türe eingeschnappt werden, der Kaffee siedet schon, ich auch und bin schon im Feuer, das ich schüren will. Du himmlische Sturmin, jetzt ins Hochzeitbett hinein kann ich dir's schon sagen, daß ich in dich verliebt war — ich wollte, du könntest dich verehelichen ohne einen Bräutigam — ich wünsche dir alles, außer diesen nicht, deiner Ehe alles Schöne, ihre Länge ausgenommen.

Außer Ihrem Brief konnten Sie mir nichts Angenehmeres schreiben als die Bitte darin. Da mich der Böse einmal dazu ausersehen hat, daß ich statt der Hochzeit Hochzeitsgedichte mache, so ersetzt wenigstens die Schönheit des Gegenstandes die Entbehrung desselben. Ich habe das Hochzeitkarmen in Prose gefertigt, wenn es nicht ganz unwert sein sollte, vor vier schöne Augen zu kommen, wovon ich zwei noch nicht gesehen habe . . .

Jean Paul an den Professor Moritz in Berlin. [Schwarzenbach, den 29. Juni 1792.] Ihre zwei Blättgen, die ich durch meine Abwesenheit miteinander bekam, überfüllten mein zitterndes Herz mit Freude und Blut . . . Meine Phantasie tat seitdem nichts als Sie empfangen, Sie durch unsre Täler führen, in alle metaphysische Schachte mit Ihnen fahren und vor alle ästhetische Perspektiven mit Ihnen treten. O Teuerster, welche Freude macht mir Ihr Beifall und die Ähnlichkeit, die meine Seele vielleicht mit Ihrer hat! Sie wollten den thonigten böotischen Boden kennen, in den mich das Schicksal gepflanzt und gedrückt, die allgemeine Kälte um mich her gegen alles, was den Menschen über den Bürger hebt — denn hier versteht man unter dem Herzen, was der Prosektor darunter meinet, den dicksten Muskel . . .

Ich wüßte nicht, daß ich arm wäre, wenn ich nicht eine betagte Mutter hätte, die es nicht wissen sollte . . .

Karl Philipp Moritz an Jean Paul. [Berlin, den 17. Juli 1792.] Ihr Buch, mein Teuerster, wird ganz nach Ihrem Wunsche gedruckt. Es ist uns unbezahlbar. Wir bitten Sie aber,

als ein kleines Zeichen unserer Achtung hundert Dukaten von uns anzunehmen, wovon dreißig hiebei erfolgen, die übrigen siebenzig aber sogleich nach Beendigung des Druckes entrichtet werden sollen. Der Verleger ist der hiesige Buchhändler Herr Matzdorff, mit dessen Schwester ich seit wenigen Wochen verlobt bin und in Kurzem auf immer verbunden sein werde. — Der den „Wuz" verfaßt hat, ist nicht sterblich! Wir werden und müssen uns bald sehen! Ihnen sind hier mehr Herzen eröffnet, als Sie wissen und glauben ...

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", viertes Heftlein, Breslau 1829: ... Nur wem Gott es beschieden, einem kranken Vater die Tage des Kummers mit schwer errungenem Gute zu versüßen, oder einer armen Mutter in die dunkeln Jahre des Alters den Freudenschein des Glücks zu senden, und den großen Schuldbrief, der mit jedem Kinde geboren wird, wenigstens zum Teil zu lösen, der kann vielleicht unserm Richter im Geiste folgen an jenem unvergeßlichen Abend, an welchem er, umfasset von einem Freudenhimmel voll übertroffener Erwartungen und beseligender Hoffnungen, mit dem ersten größeren Lohne für seine dichterischen Arbeiten, mit dem Vorgefühl des mütterlichen Staunens, ihres Dankes, ihrer Andacht, unter dem Glanz der Sterne von Schwarzenbach nach Hof und in die spärlich erleuchtete Kammer kam, wo die gute Frau, den kümmerlichen Lebensbedarf zu gewinnen, bis in die späte Nacht am Spinnrad saß, und er nun die goldnen Schätze in den Schoß der Überraschten rollen ließ.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Schwarzenbach, den 12. Juli 1792.] Mein lieber Christian. Gerade da ich deinem Bruder geschrieben, fället mir die bestellte Arbeit ein, die Titelfabrikatur. Ich bin des Wählens mehr als des Schaffens müde und setze daher dir als Wahlmann eine Menge zur Untersuchung her: die, die mir am liebsten sind, bekreuze ich: † Markgrafenpulver. — Hohe Oper. — Äolsharfe. — † Die Urnen. — † Die Mumien. — Mikrokosmus. — Orion. — Sirius. — Abendstern. — Sternbilder (und was noch am Himmel ist). — † Galgenpater. — Der beste [Titel] bleibt folgender: „Die unsichtbare

Loge oder die grüne Nachtleiche ohne den neunten Nußknacker." Bei diesem Titel denk' ich im Grunde gar nichts, wiewohl mir, bis ich die Vorrede setze, noch gut einfallen kann, was ich dabei denke — aber ich ruhe nicht eher darin, bis andre mehr dabei denken ...

Helene Köhler erzählt [im Alter, 1863 in der „Gartenlaube" veröffentlicht]: Bei einer gemeinschaftlichen Landpartie lernten wir Richter durch Christian Otto kennen, der ihn uns als seinen besten Freund vorstellte. Meine Mutter, bei ihrer großen Empfänglichkeit für alles Gute, war von dem genialen Jüngling bezaubert, und sein glänzender Humor riß sie zu der lebhaftesten Bewunderung hin. Wie war dies auch anders möglich? Witz, Geist, Gedankenfülle, Empfindungsglut sprudelten mit nie erschöpfender Fülle aus ihm; alles ward von seinem mächtigen Geiste ergriffen, und wir fühlten, daß wir noch nie einen solchen Nachmittag verlebt hatten. Von nun an kam Richter in unser Haus, und wir wußten bei näherer Bekanntschaft nicht, ob wir mehr seinen Geist bewundern oder seinen Charakter lieben sollten ...

Es begann nun in unserem Hause eine schöne, genußreiche Zeit, an welche ich noch jetzt, nachdem alle Stürme des Lebens über mein Haupt gegangen sind und so viele schöne Erinnerungen entlaubt haben, mit süßer Wehmut zurückdenke! ...

Wir alle waren jung, lebensfroh, zufrieden; wir ergötzten uns an Gesellschaftsspielen, bei welchen das witzige Schreibespiel obenan stand, und die reinste Heiterkeit herrschte in unseren Abendzirkeln, die oft in den verschiedenen Häusern wechselten ...

Jean Paul an Helene Köhler in Hof. [Schwarzenbach, den 20. Juli 1792.] ... Ihre Gedanken über dieses Leben und über den wolkenlosen Nachsommer desselben gefallen mir auch so sehr, weil sie nicht Kinder einer briefstellerischen Minute, sondern Vertraute ganzer Jahre und Schoßjünger Ihres Charakters sind. Diese Welt wird nur durch den Blick in die zweite am besten ertragen oder genossen; wie der herübergewölbte blaue Himmel den blumigten Fußboden der Erde verschönert, so gibt der Gedanke an das, was in jenem sich verbirgt, allem dem, was wir in dieser finden, Reize.

Gleichwohl können Ihnen in Ihrem Kriege und Ausfalle gegen die hiesigen Freuden, deren Kränklichkeit, Sommersprossen und Schrammen Sie so sehr tadeln, nur sehr wenige Menschen beistehen — das heißt nur sehr gute. Für jeden andern, der nicht mehr Sinne hat als fünf, wächst auf dieser Kugel Futter genug; und der, dessen Hunger sich an sinnlichen Freuden stillen kann, ist hienieden der einzige Glückliche. Aber es liegen in einigen Menschen Samenkörner, die hier ewig unter der Erdrinde und ohne Sonne bleiben, Wünsche und Ideen einer Freundschaft, die samt ihren Blüten an jeder fremden Menschenbrust wie ein Spaliergewächs gekreuzigt wird, Tugenden, die wir mehr denken als haben können, Entzückungen, die uns wie Fürstinnen bloß ihr Porträt vorausgeben — kurz die Erde ist ein Speisesaal des Magens, aber nie des Edlern im Menschen; und unter allen Beweisen für unser Fortleben ist der der festeste, daß der Schöpfer uns mit Tugenden, Wünschen, Träumen für eine ganz andre als diese Erde ausgemalet und wohlgeschmücket hat, und daß gerade die vollkommensten Menschen alle ihre Wurzeln aus diesem Kotboden ziehen und in einen reinern schlagen ...

Jean Paul an Renata Wirth aus Hof in Bayreuth. [Schwarzenbach, den 16. August 1792.] Mademoiselle, ... in den bunten, unter der Sonne blitzenden Strudeln von Visiten, die jetzt über Sie zusammenschlagen, können Sie wahrhaftig nicht oft an den alten grauen Flausrock denken, der sonst mit Ihnen unter dem Fenster moralisierte.— Die Bayreutherinnen, die unsern Jahrmarkt verschönerten, und vielleicht auch die Wucherin, lobten Sie so sehr, als wenn jene nicht aus Bayreuth und Sie nicht aus Hof wären.

Von der Wucherin, deren schöne Taille, deren Angesicht, das, ohne Koketterie, von Liebe überfloß, und deren einfachen Anzug ich nur im Fluge aus einem Fenster gesehen, und die hier sogar von denen Schönen gelobt wurde, die weniger Vorzüge haben — von dieser schreiben Sie mir recht viel Schönes und das Schönste, daß Sie ihre Bekannte und Freundin sind.

Jetzt von der Wucherin zu mir — ich wollt' es wäre kein Sprung. Mein Roman wird zu Michaelis mit Kupfern von Chodowiezky

in Berlin sehr schön gedruckt: ich bekam dafür 530 fl. rh., tut 100 Dukaten, ungefodert, und bekam, was noch mehr ist, in Berlin einige Freunde mehr, die es im Manuskript lasen. Liebe Renata, auch Sie müssen von der Seite des Herzens den alten Flausrock erst aus seinem Buche kennen lernen. Jetzt, bei so vielem Golde und Silber, wäre der Flausrock ein Narr, wenn er vernünftig bliebe; aber das tu' ich schon nicht, sondern ich habe über 40 rtl. schon aufgewandt, meinen alten Körper und Adam zu kouvertieren und zu verzinnen, wie ich denn nächstens Ihnen in Bayreuth mich mit Bänderschuhen und dreieckigem Hut und Gesicht präsentieren will.

Es ist alles mein Ernst, und in vierzehn Tagen erblick' ich die Eremitage [markgräfliches Lustschloß bei Bayreuth] und die Renata, die vielleicht nicht viel hineinkömmt.

Und so leben Sie wohl und schweben Sie mit Ihren Schmetterlingsflügeln um jede giftlose Blume und kein boshafter Knabenhut falle auf den frohen Sommervogel ...

[Schwarzenbach, den 5. September 1792.] ... Bayreuth und meine paar verträumten Minuten darin liegen jetzt vom Abendrot der Erinnerung vergüldet vor mir; und in der Nacht des Lebens wird dem Menschen jede Freude, wie im Finstern Fackeln, desto größer und glänzender, je weiter sie von ihm rückt. Gute Renate, ich bin heute zu ernsthaft. Denn am nämlichen Montagsmorgen, wo ich in der Eremitage künstliche Ruinen bestieg und bewunderte, fiel zwölf Stunden von mir das schönste Herz, das noch über diese kotige Erde ging, in ewige Ruinen zusammen — — mein guter [Christian von] Oerthel starb an Blattern. Niemand als ich weiß, was in seinem Kopf und Herzen, die nun auf immer der Sargdeckel und die Töpener Kirche überdeckt, für Tugenden und Kenntnisse und Knospen und Blüten verborgen lagen. Sehen Sie, so sieht man, eh' man dreißig Jahre alt ist, die Lieblinge unsers Innern einsinken — so steht vor dem verarmenden Menschen ein Grab ums andere auf, und der Greis sieht die Sonne bloß hinter Totenhügeln auf- und untergehen ...

Amöne Herold erzählt [in „Die Wahrheit aus Jean Pauls Leben", Briefe und Aufzeichnungen, 8 Bände, 1826—1833 von seinem Schwiegersohn Ernst Förster und seinem Freunde Christian Otto herausgegeben]: Oft, wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich und uns mit seinen Phantasien auf dem Klavier in solche wehmütige Stimmung gebracht, daß uns die Tränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiterspielen konnte, brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach uns von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern [meist waren es drei] und seinem ganzen häuslichen Glück; dann prophezeite er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Welten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde, wenn er nur erst aus dem Höfer Druck in einen andern mehr hineinkommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede sein, und die Höfer würden — dies waren seine Worte — noch große Augen machen über ihre jetzigen kleinen ...

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Schwarzenbach, den 11. April 1793.] Es gab eine Hand, die ich halten wollte, bis die meine zerstäubte, es gab eine Freundin, der ich zuviel gegeben, die mir zuviel genommen, es gab eine, die mich eben so viel Tränen der Freude als des Kummers kostete, es gab eine, zu der ich in einer elysischen Minute sagte: „und wenn ich selber einmal sage und versichere: ich hasse dich, so ist es nicht wahr."

Ist sie nimmer? Hab ich schon so versichert? Hab ich mich kalt gestellt? — Ja, sie hat es und ich hab' es — —

Aber ich allein (und sie nicht) sag in meinem einsamen Zimmer mit flutenden Augen: du liebst sie doch und ewig und ewig und ewig . .

Jean Paul an Helene Köhler in Hof. [Schwarzenbach, den 7. Juni 1793.] Mademoiselle, ich wollte, heute wär' Ihr Geburtstag — nicht blos, weil der heutige Tag ein Galatag der Natur ist, oder weil ich Ihnen gerade schreibe, oder weil ich mich mit dem sanften heiligen Feuer Ihres wiedergelesenen letzten Briefes wie-

der erwärmt habe, oder weil ich einen Ihres Briefes würdigen Übergang gemacht und in den auf Blumen und am Himmel blitzenden Morgen getreten bin: sondern wegen aller dieser Ursachen zusammen und weil ich wieder hinaus möchte, um Ihnen in meinem Innern mitten unter dem Morgentaumel der bunten und melodischen Erde Glück zu wünschen ...

In Ihrem Briefe freuet mich Ihre Freude über einen „leidenschaftlosen Tag". Wir Mannspersonen sind dazu gemacht, ewig zerrüttet zu werden — die Frauenzimmer sind Blumen, die in der Hitze ihre schönen Farben und Reize verlieren ...

Jean Paul an Renata Wirth in Hof. [Hof, den 30. Juni 1793.] Mademoiselle, ich tue sonst meine Bitten nur um 5, 6, 7 Uhr, aber jetzt schon vor der Kirche. Frauenzimmer rechnen auf jede Viertelstunde einer Reise eine Schachtel und machen keine Reise — die in die zweite Welt ausgenommen — ohne einen ganzen Kammerwagen. Hingegen Mannspersonen brauchen auf vierzig Stunden nur ein kleines Koffergen. Da aber ich und Otto II. nicht einmal das haben, so bitten wir beide Ihre Eltern um einen recht kleinen Koffer, der so lang ist wie zwei aneinandergelegte Damenhüte und so breit wie einer. Ich bitte Sie unsre Mittlerin zu sein. Aber so weit wie etwan [Bürgermeister] Oerthels Gewissen darf er nicht sein.

Ich habe noch eine Bitte, eine Frage und eine Wetterprophezeiung. Die Bitte: um Antwort auf Vormittag. Die Frage: ob Sie heute irgendwo zu finden sind? Die Prophezeiung: daß der Mond einen Hof haben wird.

Ich habe die Ehre mit großer Hochachtung zu sein Deroselben gehorsamster Diener Fr. Richter.

[Bayreuth, den 4. Juli 1793.] Liebe Freundin, ich fahre in einem Freudenmeer auf und ab und seh' darin weder Himmel noch Erde mehr. Eine Violine neben mir, die statt auf Schafsdärmen auf Äther zu spielen scheint, setzt meinen Brief in Musik und geigt mir meine Gedanken vor.

Ich will auf den Hauptpunkt kommen: dieser Brief soll die Zuckerzange sein, womit ich einen von Ihnen herauslange.

Es ist so: Die kleine Flotowin ist schön, himmlisch, ebenso unschuldig als bescheiden, ebenso gut gebildet im Gesichte als im Geiste, sie ist . . .
Jetzt will ich aber recht vernünftig alles von vorn anfangen. Ich trug demnach vorgestern Ihren Brief hin, und als selbige nicht zu Hause war, gab ich ihn nicht her, sondern kam gestern damit wieder und gab ihn her, als selbige von Mehringer hergerufen wurde. Gleich darauf trat auch der Prediger Müller aus Kulmbach ein. Dann trat er wieder ab und ich auch, aber eine Stunde später und — aus war's . . .
Jetzt fang ich erst recht an. Die Flotowin soll (Sonne und Mond wegen) der Regenbogen oder die Iris heißen. Die sanfte Iris hatte kaum die Einhändigung meines Briefs erwarten können und kam sogleich dem Jean Paul nachgefahren. Sie öffnete den Brief unter vier Augen (ihre abgerechnet), hatte nicht das Herz ihn gleich zu lesen (à propos Ihr breites Brief-Ufer beweiset zugleich Ihre Höflichkeit und Ihre Trägheit) aber sie sah jede Minute hinein, endlich hatte sie ihn durch — — Soll ich Ihnen denn alles herzeichnen, mit welcher Liebe sie der Ihrigen, d. h. Ihrem Stillschweigen Vorwürfe machte, wie schön ihr die Fragen nach Ihrem Befinden und die herzlichguten Erinnerungen an die schönen Tage standen, die das Band der Freundschaft nahmen und es um Sie beide gezogen, und wie sie mir die halbe Lüge durch ihre Augen, in denen ich ebenso gern die Freude als die Unschuld zittern sehe, abgenötigt, daß Sie bald nach Bayreuth kämen. Blos um wieder neben diesem sanften Regenbogen zu stehen, reis' ich rückwärts wieder über Bayreuth: denn da gibt sie mir (nach ihrem Versprechen) einen Brief an Sie mit . . .
[Neustadt an der Aisch, den 7. Juli 1793.] . . . Das Schicksal hat uns so lieb gehabt, daß es fast lauter schöne Gesichter statt der Meilenzeiger in unsern Weg gestellt. Durch die Bamberger Wiesen hätt' ich mit ausgespannten Armen gehen mögen, um sie sogleich an den schönsten Gestalten, die uns auf ihnen begegneten, zuzumachen. Es war gerade abends — alle von der Sonne getränkte Wolken überflossen ein stilles, ebenes, mehr mit Gärten als Wäldern bekränztes

Land — und die Erinnerung und die Hoffnung standen wie zwei Sterne, schimmernd über dem ganzen Gefilde. Ich fragte jedes sanfte Mädgen, welches der rechte Weg wäre, und verlor darüber einen andern rechten.

Und doch erstiegen wir auf dieser Himmelsleiter noch eine höhere Sprosse, Neustadt nämlich.

Ein solcher Sonntag stand bisher nur in meinem Kopfe, aber nicht im Kalender ... Dieser Zauberabend steht, wie ein Blumenfeld, dunkel unter dem Wasser der Zeit und der Vergangenheit, und ich kann vor Sehnsucht kaum hinuntersehen zu diesem untergesunkenen Blumenboden. Ach, dieser Boden trug schöne Minuten! Im langen, langen Garten eines gewissen Oertels, der unsertwegen alles täte und der unsertwegen Blasmusik und weibliche Gesellschaft bestellte, ist die Wiege und das Grab eines meiner schönsten Abende — ein großer Teich mit tausend Fröschen, Baum- und Blumenalleen und (was der größte Reiz eines Gartens ist) die Nachbarschaft desselben, die im rötlichen Abendhimmel über kleinen Bergerhebungen schwebenden Bäume hüllten das Auge mit Blüten zu, damit die sanft verdunkelte Seele schöner in ihre Träume falle. Zwei weibliche Schönheiten unter einem Schwalle anderer Personen kamen mit ihren Eltern an; die eine, die schönste, schlug mit ihren Strahlen und mit ihren schwarzen Fackelaugen wie eine Blitzwolke in einen Menschen ein, der sich durch Romane erhitzt — soviel Naivität, Schönheit, Unschuld und Wohlwollen steht selten in einem Garten auf zwei Füße gestellt. Ich häkelte meinen Arm an sie ein, obgleich ein anderer männlicher da war, dessen Hand einmal den Ring an ihre lötet, und ich wurde bald vertraut mit ihr und ging den ganzen Abend mit ihr ...

O liebe Renate! ich dachte oft an Sie in jener Nacht — die Freude des Menschen hienieden ist nichts als eine vergrößerte Sehnsucht — ich sah an jedem Gebüsch die Johanniswürmgen wie Edelsteine glimmend hangen, über dem Teiche stiegen sie wie Funken auf, und ich streuete diese lebendigen Sterne in das Haar der schönen Fußgängerin. Der Himmel ruhte entfernt über uns und unsern kleinen fliehenden Freuden und deckte in seinen Sternen die größeren auf ...

[den 10. Juli.] Gestern abends gingen wir alle wieder spazieren — ein ganzes Bataillon — die schöne Christiana und ihre Schwester war wieder dabei, und ich lehrte jene die Bayreuther Art, zu führen, zwei Stunden lang ... Heute Nacht um zehn Uhr reisen wir ab ...

Die Flotowin hielt mich leider für satirisch, wofür ich mich von niemand unlieber als von Mädgen ansehen lasse ... Das weibliche Geschlecht weiß sich weder in den Ernst noch in den Scherz des männlichen zu schicken; es mißversteht fast alles, Komplimente ausgenommen; freilich gibt es noch klügere, die, um uns nicht mißzuverstehen, uns überhören, und die taub sind, um nicht blind zu sein. Wenn Sie jetzt wieder (wie allemal) böse werden, so beweisen Sie, was ich sage — wenn Sie gut bleiben, so widerlegen Sie es.

Jean Paul an Karoline Herold. [Hof, Mittwoch, den 4. Dezember 1793.] Ich will tun, wornach ich mich so oft sehnte, ich will mich ausdrücken und statt der Klaviertasten die Feder nehmen. O wärest du in diesen Stunden statt deines blassen sinnenden Bildes bei mir, damit ich meine Arme, die die leere Luft umfangen wollen, um deine legte und damit ich an deinem Angesichte sagte: schau mich an, ach ich möchte meine Seele in meine Tränen gießen und so mich auflösen in Liebe und Wonne. Warum lieb ich dich denn heute so? Warum schließ ich dir ein Herz auf, in dem du noch die Wunden siehst, die du ja selber hineingerissen? — Warum? Deswegen: ich habe mir heute zum erstenmal wieder gemalt — ich und du sind da — ein blauer Abend, ein goldner Abend hangt zitternd und blinkend über die Erde — jede Blume spielet und nicket, als wollte sie sagen zu mir: brich mich und leg mich an das gute Herz, das heute neben dir weint. Der Mond fließet in Silbernebel zergangen über die Gefilde, über die Blätter, ach, alles ruht unter Blüten, unter Träumen, neben geliebten Menschen, und wer noch wacht, ist so glücklich wie wir ...

Die letzten Jahre in Hof
1794 bis 1797

Noch vor der Vollendung des Hesperus, im Mai 1794, nachdem die meisten seiner Zöglinge in das Bayreuther Gymnasium eingetreten waren, verließ Jean Paul Schwarzenbach, um zu seiner Mutter nach Hof zurückzukehren und dort von neuem Schüler anzunehmen. Sein „Not- und Hilfsbüchlein" nennt die Namen Christoph und Fritze, Jette, Julie, Erdmuthe und Helene und weiß bald von „anarchischem Geist", bald von „inkrustierten Händen" zu berichten. Mit der reifsten seiner Schülerinnen, Helene Herold (einer Schwester von Karoline und Amöne) trieb er Kosmologie, Philosophie und, nach einer Sitte der Zeit, Zeitungslektüre.

Die viertehalb Jahre seines letzten Aufenthaltes in Hof stehen noch im Zeichen der Armut, aber sie sind angefüllt mit beglückender schöpferischer Arbeit und durchsonnt von verheißungsvollen Wirkungen seines jungen Ruhmes; und sie erhalten ihr besonderes Gepräge durch die innere Klärung seiner dichterischen Aufgabe. Nach der Vollendung des Hesperus entstanden in diesen Jahren: die Pfarrhaus- und Schulhausidylle „Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästen gezogen", die „Geistergeschichte", „Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" und der dreibändige Roman „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel".

Freude, Förderung und Anregung hat Jean Paul in dieser Zeit besonders in Bayreuth gefunden, wohin er oft wanderte, während ihm der Besuch in Weimar, wo er im Frühsommer 1796 drei reiche Wochen verlebte, eine ganz neue Welt erschloß. Hier in Weimar wurde ihm die besondere, an Wirklichkeit und Gegenwart gebundene, die deutsche Seele suchende Eigenart seiner künstlerischen Sendung und damit ihre notwendige Gegensätzlichkeit zu Goethes und Schillers künstlerischer Anschauung bestätigt, welche ihren

klassischen Idealen gemäß die Kunst hoch über dem lebendigen Leben suchten.

In Bayreuth gewann er an Pfarrer Schinz, Dr. Ellrodt, Hofrat Schäfer, Justizassessor von Ahlefeldt Gönner und Freunde. Besonders aber war es der dortige jüdische Kaufmann und Güteragent Emanuel Mandel, der sich später Emanuel Osmund nannte, mit dem ihn bald die vertrauteste Freundschaft verband. Emanuel (1766—1843) hatte sich aus ganz kleinen Anfängen zu ansehnlichem Wohlstand emporgearbeitet. Infolge einer Mißhandlung durch zwei Offiziere war er schwerhörig geworden. Indem er Jean Pauls philosophisches Interesse teilte, brachte er ihm die orientalische Geisteswelt seines Stammes nahe. Was Christian Otto mit stets aufnahmebereitem beratenden Verständnis nach der rein geistigen und literarischen Seite hin war, das wurde ihm Emanuel nach der allgemein menschlichen, rein herzlichen Seite hin. Jean Paul, der allezeit ein Virtuos der Freundschaft gewesen ist, nennt diese beiden Freunde das Zwillingsgestirn seiner Liebe und urteilt über Emanuel, seine schöne Seele sollte eigentlich nichts anderes feilhalten dürfen als Wahrheiten, er besitze die seltene Kunst, keine Tugend, nicht die weitestverbreitete, keinen Fehler zu übersehen, und wenn er sich den Himmel gekauft hätte, so würde er ihn seinen Freunden schenken und sich nur ausbedingen, mietweise darin wohnen zu dürfen. Auch diese Freundschaft hat bis zu Jean Pauls Tode gedauert.

Durch die Bayreuther Freunde hat Jean Paul die ersten persönlichen Beziehungen zu aristokratischen Verehrerinnen seiner Muse gewonnen. Besonders war es die siebenundzwanzigjährige Obristin Wilhelmine von Kropff (in die Herr von Ahlefeldt sich leidenschaftlich verliebt hatte), die den Hesperusdichter mit herzlichem Enthusiasmus aufnahm. Von der ersten Berührung mit der besuchsweise in Bayreuth weilenden Fürstin Lichnowski — deren Sohn sich durch eine Geschichte des Hauses Habsburg einen Namen machte, und deren Enkel als rechtsstehendes Mitglied des ersten deutschen Parlaments 1848 in Frankfurt vom Pöbel erschlagen wurde — war Jean Paul so begeistert, daß er einen „Traum im Traume"

schrieb, den er dann unter die „Blumenstücke" des „Siebenkäs" einreihte. Aber nach dem letzten Zusammensein meinte er, schließlich sei der einzige Nutzen des Verkehrs mit ihr, daß er Mut zum Verkehr mit ihrer Kammerjungfer machen könne.

In Bayreuth war es auch, wo der Dichter einen neuen Verleger, zunächst für den „Quintus Fixlein" fand, den Buchhändler Lübeck, über dessen abgeplattetes, unten zusammengedrehtes, lächelndes, verschmitztes, schmales Pastengesicht er zwar spottet, dessen Honorar — zweihundert Gulden für die erste Auflage — er aber als recht anständig anerkennt.

Die erste Aristokratin, die einen entscheidenden Einfluß auf Jean Pauls Leben gewann, war die fünfunddreißigjährige Frau Charlotte von Kalb, geborene Marschalk von Ostheim, die ihm am 29. Februar 1796 in einem überschwänglichen Schreiben ihre Dankbarkeit und Bewunderung aussprach, indem sie ihm zugleich die Wertschätzung Wielands und Herders übermittelte.

Charlotte, 1761 auf Schloß Waltershausen im fränkischen Grabfeld geboren, als Achtjährige schon elternlos, war nach einer gänzlich ungeordneten Erziehung als Sechzehnjährige mit dem Sekondekapitän im französischen Regiment Zweibrücken Heinrich von Kalb verheiratet worden. Gemacht hatte diese Heirat der ältere Bruder ihres Mannes, der Kammerpräsident von Kalb in Weimar (es ist derselbe, der 1775 als achtundzwanzigjähriger Kammerrat den jungen Goethe im herzoglichen Reisewagen nach Weimar geholt hatte), weil er mit ihrem Vermögen den zerrütteten Verhältnissen derer von Kalb aufhelfen wollte.

Während ihr Mann in Landau stand, hatte Charlotte in Mannheim gelebt, wo sie ihm das erste Kind gebar und sich des jungen Räuberdichters Friedrich Schiller schwärmerisch und liebevoll annahm. Sie zuerst hat Schiller in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt, aber sie hat ihn auch als Dichter sehr wesentlich angeregt und gefördert. 1787 war sie nach Weimar übergesiedelt, wo Schiller im folgenden Jahr ihr Gast war. Sie wollte sich, um ihn heiraten zu können, scheiden lassen, doch konnte hinsichtlich der Vermögensverteilung eine Einigung nicht erzielt werden. Nachdem

Schiller, der sich anfangs an ihrer Glut berauschte, dann ihre „große wunderbare Seele bestaunte", sich mit Charlotte von Lengefeld verheiratet hatte, wandte Charlotte von Kalb beiden eine herzliche Freundschaft zu. Besonders nahe aber war sie mit Herder und seiner Frau befreundet, und bis vor kurzem war der junge Schwabe Friedrich Hölderlin als Hofmeister ihres älteren Sohnes ihr für viele mütterliche Güte und Fürsorge dankbarer Hausgenosse gewesen.

Jetzt beabsichtigte sie, Jean Paul nach Weimar zu ziehen, wobei sie schon mit dem Gedanken spielen mochte, ihn zu heiraten. Als sie zwei Jahre später ernstliche Versuche in dieser Richtung unternahm, schlugen sie fehl. Und wieder milderten sich ihre Gefühle zu einer herzlichen Freundschaft, die sie, als Jean Paul sich verheiratete, auch auf seine Frau übertrug.

Ihr weiteres Leben war traurig genug: Ihr Schwager, der Kammerpräsident a. D. brachte sie nach und nach um ihr ganzes Vermögen. Ihr Mann, dem sie 1795 das letzte Kind geboren hatte, lebte nach seinem Austritt aus der französischen Armee in wilder Ehe auf dem Lande. Sie selber wechselte oft ihren Wohnsitz, bis sie 1804 nach Berlin übersiedelte, um dort einen kleinen Spitzen- und Teehandel anzufangen. 1806 erschoß sich ihr Mann, 1825 ihr ältester Sohn. 1826 erblindete sie. Inzwischen war ihre Tochter Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen geworden. Sie nahm die Mutter zu sich. 1843 ist Charlotte von Kalb gestorben, 1880, bettelarm, ihre Schwiegertochter. Das alte nordthüringische Adelsgeschlecht derer von Kalb ist erloschen.

Jean Paul an Karl Christian Rolsch, einen Barbiergesellen in Hof, dessen er sich schon während der Schwarzenbacher Jahre angenommen hatte. [Hof, den 14. Juli 1794.] Die meisten Menschen bleiben so eckig und fleckig als sie sind, weil sie sich auf einmal ausflicken und aufbauen wollen. Aus dem Marmor schälet man die schöne Statue durch Millionen Schläge heraus, und doch will der Mensch seiner mit Wust umklebten Seele mit einem einzigen Schlage die schöne Gestalt anzaubern und sich in einer Stunde bessern, da er sich kaum in einer verschlimmern kann. Jätet der Mensch

nur jeden Monat einen Fehler aus, so braucht er nicht viele Jahre, um ein Mensch zu werden, und noch ein paar dazu, um ein Engel zu werden...

Jean Paul an den Pfarrer Schinz in Bayreuth. [Hof, den 18. September 1794.] Hofleute verlegen ihre Bitten ins Postskript — wer ehrlicher ist, tut sie schon auf der dritten Zeile — und die meinigen sind die, mir dieses Schreiben und die Freimütigkeit zu verzeihen, womit ich Ihre alte Erlaubnis, zu Ihnen zu kommen, zur neuesten mache. Bei uns riegeln die Geistlichen ein Fenster um das andere am Schafstall zu, weil sie mit den Ökonomen glauben, daß die finstern Ställe die gesündesten sind; sie peitschen die Milch des Evangeliums wie die Tataren die Pferdemilch, so lange bis sie sauer wird und zu Quark taugt...

Aus Jean Pauls Tagebuch. [Vom 10. Oktober 1794.] Ich ging über die Goldne Adlerhütte nach Bayreuth. Diese gab mir Lauben, Hoffnungen, einen Morgen voll Nebel und Entzückungen. Am fremden Orte bekommt man einen Stolz, der gegen die alten Bekannten zürnt. Ich sah, wie leicht es mir wird, mich einzuführen, und verwünschte die Verschwendung meines Wertes bei den Höfer Leuten.

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Hof, den 8. Oktober 1794.] Beste Freundin, diese Anrede kann im Grunde meine ganze Antwort sein... In Rücksicht der C. [ihre Schwester Karoline, seine junge Braut] erstaunt' ich ebenso über das Lob, das Sie mir geben, als über das, das sie ihr nehmen. Die Laune der C. ertrag' ich gern, weil ich glaube, sie hat Recht dazu, weil sie fast gezwungen ist, einen Menschen, der immer so verschiedne Seiten wies, von der neuen nicht zu sehen, weil ich, der Himmel weiß wie, gegen sie weniger Mut und Freimütigkeit bewies als gegen irgend jemand. Ich ärgere mich höchstens über die Rechtmäßigkeit der Laune. Wenn diese aber aus keinem Mißverständnis, sondern aus feindseliger Koketterie herkäme — welches mir unmöglich scheint — so wär' es Ihre Pflicht, aus Ihren Winken Worte zu machen, und mich überhaupt, wenn ich in einem großen Irrtum bin, daraus zu ziehen. Jetzt, da ich Sie dazu auffordere, ist Ihre Freimütigkeit

die größte Güte. Wenn man wie Sie Vermutungen gibt, die nachher bei mir immer über die Grenzen laufen, so müssen Sie jenen diese setzen durch Deutlichkeit ...

Jean Paul an Karoline Herold in Hof. [Hof, den 20. Oktober 1794.] Die drei Worte taten mir weher als Ihnen. Man liebt Personen doppelt, weil man sie beleidigt hat, und umgekehrt beleidigt man die, die man am meisten liebt. Mein Betragen bezog sich nicht auf Ihre physische Entfernung, sondern auf Ihre moralische. Unbegreiflich, daß Sie nur in meinen Kopf und nicht in mein Herz sehen können. Sie können leichter meine Fehler sehen als meine Tugenden.

[Hof, den 31. Oktober 1794.] Es drückt mich in meinem Innern wie eine schwere Wolke, daß Ihre Flammen mein Blut zum Aufkochen anschürten. Wollen wir alles vergessen, nur die bessern Stunden nicht.

[Hof, den 11. November 1794.] Obgleich alles in meinem Innern auseinander rinnen will, so will ich mich doch erheben und allein aufrichtig sein, um nicht ohne mein Wissen ungerecht zu sein. Sie haben mir einen himmlischen Abend wie mit meinem Blute ausgestrichen, und gestern dacht' ich sogar: deine Freude des künftigen Frühlings hast du auch verloren. Als ich so abgerissen dort saß und verglühte, und als die Töne an mir nagten und mir das Herz zerdrückten zum Weinen, als die Töne zu den mit Erde bedeckten Stimmen meiner verstorbenen Freunde wurden, die noch einmal den anredeten, der allein an einem öden Ufer ihnen nachsieht über das Totenheer, da begriff ich freilich die Lustigkeit und die trocknen Augen der andern nicht. Und da Sie noch mit Ihrer alten, durch keine Rücksichten gestern nötigen Kälte neben mir waren, und da ich meine Gefühle gegen Ihre, meine mich zerreibende Wärme gegen Ihre Abneigung schon vor dem Anblick berechnete, da ich sah, wie Sie mich und alle meine schönen Abende den elenden Auslegungen anderer aufopfern und wie die heftigste Trauer eines zu weichen Herzens von Ihrem nicht einmal durch ein sanftes Zeichen des Anteils erwidert wird, wie Sie oft mit einer Art, auf die Sie es gegen keinen andern tun, meine An-

erbietungen oder auch die Bitte um Gehör zurückwerfen, wie Sie oft gerade um den von Ihnen Gekränkten um so lustiger sind — und da ich dachte, was meine Seele verdiente, die Sie noch nicht halb kennen: so tat mir alles zu wehe, wie jetzt da ichs beschreibe, und ich sagte zu mir: Vergeh nur vergeblich für mich, schöner Abend — ich verliere doch bald alles. — Ich zwang und verstellte mich, obgleich die Wärme oft in meiner schlaffen Hand krampfte und zuckte. Ich wurde immer unfähiger, aus der nagenden Verstellung zu kommen und kämpfte bald mit dem Gedanken, der voll Tränen ist: „Ach, wenn sie es nicht verdiente, deinen Argwohn", bald mit dem Gedanken, der voll Schmerzen ist: „du wirst sie verlieren." O da ist mir, als wenn ich Hof abschütteln möchte wie ein Erden-Leben, um nur den inneren Frieden zu gewinnen. Und in diesen verdunkelnden Stürmen werd' ich auch einen Entschluß fassen, den ich werde bereuen, aber nicht ändern können. Wahrlich — meine ganze Seele enthüllt sich vor Ihnen wie vor Gott — ich hab' oft den tollen Gedanken, in Ihrem Hause mir durch ein Wort, das nicht vergeben, oder durch einen Eid, der nicht gebrochen werden kann, die Zurückkehr selber zu versperren. — Ach du Gute, wenn ich deine müde Seele martere, so vergib mir's — ich lieb' dich zu sehr, Gute, Gute. — —

Ich hab' es wieder überlesen und sollt' es kaum schicken. Meine Geheimnisse sollen nicht dem Zufall bloßstehen, daher geben Sie mir das Blatt nach acht Tagen wieder zurück: Ihnen bleibt's ewig. Wenn auch auf dieses wieder Stillschweigen Ihre Antwort ist, so ist's keine gerechte. Aber da ich das nicht fürchte, so will ich meinen Bruder um fünf Uhr mit dem Reißzeug schicken, damit Sie ihm ein Blättgen als einen Widerschein einer künftigen ruhigen Zeit mitgeben.

[Hof, den 1. Dezember 1794.] Liebe Freundin, ob ich gleich heute in allen meinen Nerven kränkle, so zucken sie doch bei Ihrem Briefe wie bei einem glühenden Eisen wieder auf . . . Teuerste Freundin, nehmen Sie alles, was ich sage, eher sanfter als strenge: ich ehre Sie jetzt unaussprechlich, ich habe jetzt kein anderes Recht als das, Ihren Tagen alle Wolken zu nehmen, aber nicht zu geben. Und

glauben Sie mir: ich habe immer mehr gehofft als gewußt, o, wenn ich Ihre Worte „ich fühlte zwar einst Liebe für Sie" je klar in Ihrer Seele gelesen hätte, so hätt' ich Ihnen alles vergeben, alles, alles, wie jetzt.

Was Sie fodern, das gibt Ihnen mein ganzes Herz rein, heilig, voll und heiß, eine Freundschaft ohne Launen, ohne Trennung, ohne Vorwürfe. Aber lostrennen werd' ich mich durch eine stufenweise Absonderung von Ihrem Hause, (wo mich ohnehin eines ums andere beleidigt) wie am Ende von Hof. Diese blutige Losreißung befehle ich mir, nicht um kalt zu werden, sondern um warm zu bleiben. Sie wissen nicht, in welchem Grade ich Herr über alle meine kochenden Gefühle werde, wenn es sein muß; um mich abzukühlen komm ich täglich, spreche täglich gleichgültige Dinge, stelle mich gleichgültig und eh ich's weiß, bin ich's. Aber unsre Liebe soll nicht so mörderisch endigen: ich will das milde Bild einer kurzen vorübergeflogenen Liebe heilig in meiner Brust befestigen, und nicht blos Ihr Freund sein, sondern Ihr treuester, heißester Freund. Und so ziehe denn hin, beste Karoline, und verlasse den, den du nicht gekannt hast — der Frühling, auf den ich mich so freuete, blühet wieder auf, aber unsere Liebe bleibt entblättert liegen und alle schönen Abende dazu — du findest das Herz nicht mehr, das meinem gleicht — ich will ein Engel sein, wenn meine Geliebte es ist. — O es wird dir wehetun, es wird dein Auge und dein Herz auseinanderdrücken, wenn du einmal zu Ostern in meinem Buche meine Seele wiederfinden wirst, die du so kalt von deinem Herzen wegdrückst. —

Hier steh ich an der Grenze zwischen Freundschaft und Liebe und habe mir nichts vorzuwerfen und habe rechtschaffen gehandelt und reiche noch einmal meiner Karoline die alte Hand, die sie nicht mehr drücken will, und sage: lebe wohl, sei unaussprechlich glücklich, aber du hast mich nicht gekannt. Dein ewiger Freund Richter.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, den 9. Februar 1795.] ... Nur gute Menschen können Tagebücher machen, Lebensprotokolle, gleichsam Hauptbücher unserer moralischen Bilanzen. Wäre das nicht, so würd' ich mich wundern, daß

so wenige Menschen Annalen ihrer kleinen entflatternden Tage machen. Wahrlich wir Menschen sind überall Narren und saugen uns wie Schmarotzerpflanzen mit unserem Ich nur immer an fremden Ichs an: denn die römische, die brandenburgische, die sinesische, die hottentottische Geschichte drücken wir mit allen ihren leeren Fürsten in die Seele ein, aber unsere eigne werfen wir als eine ausgekernte Hülse weg von uns: wir selber, unsere lebendigen Tage sind uns weniger als öde kahle Zahlen und Lagen vor der Sündflut, da doch unser Leben, weil die Gegenwart nur aus hüpfenden Sekunden, die Vergangenheit aber aus Jahren besteht, nichts ist als ein fortwährendes Erinnern des Lebens. Die ganze Geschichte ist, in sofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses ist, nichts als eine saft- und kraftlose Distel für pedantische Stieglitzen; aber in sofern ist sie wie die Natur alles wert, in wiefern wir aus ihr wie aus dieser den unendlichen Geist erraten und ablesen, der mit der Natur und der Geschichte wie mit Buchstaben an uns schreibt. Wer einen Gott in der physischen Welt findet, findet auch einen in der moralischen, welches die Geschichte ist: die Natur dringet unserm Herzen einen Schöpfer, die Geschichte eine Vorsehung auf. Aber (zurückzukommen) wenn wir göttliche Fußstapfen im großen langen Gange der Weltgeschichte aufsuchen, warum wollen wir sie nicht noch lieber in den kleinern Tritten unseres Lebens studieren und Tagebücher machen? Denn wenn einmal irgendeine Hand den Bügel und das Laufband der ganzen Welt regiert, so muß sie auch, da die Welt ja aus nichts als Individuen besteht, eben das Individuum versorgen, um das Ganze zu versorgen. Es ist unsinnig, zu denken, daß die großen Räder im Universum gehen werden, wenn der Schöpfer nur die Räder und nicht auch die Zähne daran machte. Wenn er nicht Kleinigkeiten besorgt, so besorgt er gar nichts, weil die Größe nichts ist als eine größere Anzahl Kleinigkeiten ...

In Ihrem schönen Briefe veranlasset mich eine einzige Anmerkung zu einer entgegengesetzten — diese: daß vollkommen geborene Wesen schlechter sind als vollkommen werdende d.h. sich bessernde. Ich glaube das Gegenteil. Gott selber ist, aber wird nicht heilig

oder vollkommen. Zweitens besteht die moralische Kraft so wenig in Besiegung der unmoralischen wie die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheitsmaterie. Sondern wie die Gesundheit am größten ist ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend ohne Anlaß zu Siegen — d. h. ohne Angriffe des Lasters d. h. ohne anfallende kleine Laster — am größten. Je besser der Mensch wird, desto weniger hat er in sich zu bekämpfen, und der Neubekehrte hat gerade größere Kriege aber doch nicht größere Verdienste als der Tugend-Greis. Noch mehr: wenn angeborene moralische Kraft weniger Wert haben soll, so frag ich, mit welcher andern als einer angebornen wird denn der Schwache über seine Versuchungen Herr? — Das Verdienst, sich selber gar auszuschaffen, hat zwar der Schwache, aber der Engel hat es noch mehr; nur fängt dieser sein freiwilliges Steigen auf einer höhern Stufe, aber auch mit größern Flügeln an. Endlich: wenn angeborne Tugendtriebe kein Lob verdienen, so verdienen auch angeborne Lastertriebe keinen Tadel; und folglich wäre des Engels Gehorsam gegen jene und des Menschen Sieg über diese gleich unverdienstlich.

Der ganze Streit entspinnt sich aus dem großen Rätsel, vor dem selber Kant die Schreibfinger abzieht: was macht, daß der Mensch gut wird, da man, um sein Wollen bessern zu wollen, ja schon eben dieses gute Wollen haben mußte und es also unnötig wäre, es erst hervorzubringen.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Hof, den 18. März 1795.] ... Deinem Briefe über Fixlein werd' ich als einer Kritik blos mit Veränderungen antworten, wiewohl ich nicht überall deine Meinung (oder vielmehr blos deine Schlüsse daraus) adoptieren oder vielmehr (was die Hauptursache ist) realisieren kann. Aber es ist noch etwas Höheres: Ich wollte, ich übergäbe sogleich den ersten Eindruck — der bei mir allezeit gegen den zweiten wie Sonne gegen Mond absticht — dem Papier, damit du deine Freude an meiner hättest. Es ist aber eine eigne Empfindung, zugleich ins Gefühl des eigenen und fremden Werts die bittere Empfindung des fremden Kummers zu gießen, mit der du durch eine resignierende Ergebung nur desto tiefer einschneidest.

Aber ich wüßte keinen Trost — nicht für den, der es leidet, sondern für den, der es lieset — wenn ich nicht gewiß wüßte, daß einige Menschen zu gut sind, um unglücklich zu sein, daß sie entweder poetische oder feinere oder träumende Schmerzen mit der reißenden Gicht der armen andern Menschen vermengen — daß in einer Seele voll Licht, voll Wärme, voll transzendenter Hoffnung, voll Wahrheits-Sehnsucht nicht viel Platz übrig bleibe für nur eine Wunde — und daß der, mein Lieber, der von Haus zu Haus geht, und immer nur Glücklichere findet, daß du, mein Guter, deine stille Zufriedenheit ebensowenig tauschen möchtest, wie deinen Wert. Irre dich nicht durch Träume; es ist aber das Schicksal des Menschen, daß das innere, selbsterworbne Glück seine äußern Forderungen anstatt zu mäßigen erhöhet. — Gute Nacht, mein Christian, sag mir alles, was dir wehe tut, sobald du denkst, daß es dir dann leichter werde.

[Hof, den 31. März 1795.] Die Zweieinigkeit unserer Personen artet immer mehr zu Einem Wesen, daß ich am Ende deinem Urteil mißtraue, weil ich denken muß, es ist dasselbe als wär' es meines, die freundschaftliche, jedem unüberwindliche Parteilichkeit nicht einmal gerechnet. An deinem Blatte gefällt mir am meisten das Lob, das es verdient, nicht das, das es gibt ...

Das Wort „Idylle" ist die rechte Bezeichnung für alle Historien des Jean Pauls: die Historie meines eignen Lebens führ' ich in mir selber idyllenhaft ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, den 23. April 1795.] ... Alles, was wir körperlich oder äußerlich vor dem Unendlichen tun, kurz, was nicht Gedanke ist, also alles laute Beten, Knien, Händefalten ist Zeremonie, nicht Tugend (obwohl Äußerung der Tugend) und alles das könnte ebenso gut im Gegenteil bestehen: es wäre ebenso fromm, wenn ich beim Beten aufstände als niederfiele, den Kopf bedeckte (wie die Römer) als entblößte. Also folgt daraus gegen alle Zeremonien — nicht das Geringste. Wir armen vom Fleischpanzer umklammerten Menschen, wir öden, in die scharfen Ketten des Körpers geworfenen Seelen, wir müssen, wenn unser edles Ich seine Flügel aufschlägt, diese

innere Bewegung durch eine äußere unsers Gehäuses offenbaren. Wie? ist denn z. B. die geringste Ähnlichkeit, das geringste Verhältnis zwischen dem Druck der Hand oder der Lippe und dem liebenden heißen Gefühle, das mit jenem Druck schmerzhaft-süß aus seinem Kerker an den andern Leibeskerker der geliebten Seele klopft? Wenn ich voll Liebe meine Arme um die geliebte Gestalt herumlege, ist denn da zwischen diesem Zeichen und der bezeichneten Sache die mindeste Ähnlichkeit, da doch oft der Groll ebenso gut umfasset, um zu erwürgen?

Könnte das Schütteln des Kopfes, das bei allen Völkern Nein bedeutet, nicht ebenso gut ein Ja anzeigen? Also da unsere beklommene Seele keine Zunge und keine Farbe für ihre Bilder hat, so verschmähe niemand die Farben, die sie im Drange der Empfindung ergreift. O der arme Mensch, wenn er auch den ganzen Tag darüber philosophiert hat, kann, wenn er draußen vor der untersinkenden Sonne steht, die milde und groß zur andern Halbkugel hinunterzieht und die der unsrigen an den Blüten und Bergen die Gesundheitsröte eines sanft erwärmten Tages nachlässet, und wenn er als ein Wunder unter Wundern steht, als ein Glücklicher unter Glücklichen, als ein ewiger Geist unter den ewigen Körpern um ihn her — dieser Mensch kann abends, wenn er endlich in den Himmel, aus dem die Sonne gesunken ist, aufblickt zum großen glimmenden Blau, in dem entflogene Funken des Thrones eines Ewigen schillern, — dieser m u ß, von der Allgewalt der Schöpfung niedergedrückt, auf die schwachen Menschenknie stürzen und beten: „Du Unendlicher, dein Geschöpf sinket zusammen, wenn du erscheinest; ach, ich werfe gerne dieses Angesicht aus Erde, dieses Herz aus Erde auf deine Erde nieder, denn ich will dir nicht danken, sondern nur zertrümmert und brennend und verstummend reden." O jedes Zeichen der Andacht ist ehrwürdig unter jedem Volk — wir haben alle dasselbe Herz und denselben Gott, und unsre kleinen Verschiedenheiten sind gewiß diesem ewigen Geiste nur Ähnlichkeiten . . .

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Hof, den 22. Mai 1795.]. . . Ich bekomme allemal, das weiß ich voraus, durch deine Urteile über meine ernsthaften Skripturen eine sonderbare

bittersüße wehmütige Stimmung, die aus der Freude über dich und deinen steigenden Wert, aus der Liebe zu deiner Liebe und zu deiner Moralität und aus der Freude über mich, aber auch aus dem Gefühle, wie wenig noch meine Seele ist, wie sie sein sollte, zusammenklingt. Ich bin dann unaussprechlich gerührt und voll Vorwürfe gegen mich und voll guter Entschlüsse. Hätt' ich gestern geschrieben, so hättest du ein Freudelsches Klaglibell gegen den bösen Dämon in mir erhalten. Mein Hesperus würde mich, wenn ich ihn läse, bessern, aber ihn zu machen, ist etwas anderes: wie der Poet durch das Darstellen das ganze Welttheater immer mehr von sich wegrückt, wie er sich selber immer mehr abrückt vom Schattengewühl seiner guten und schlimmen Personagen, so hat also die Tugend, die er darstellt, Anteil an diesem Schicksal der Abtrennung; seine Gefühle wachsen mit seiner Besonnenheit, und er ist immer auf eine zweideutige Art getrennt von oder erhaben über seine Zustände. Dazu kömmt noch: die moralische Kraft in uns drängt sich wie eine schwellende Laubknospe ebenso gut nach Entfaltung, nach Ausbruch wie alle übrigen: entweder durch Taten oder durch das üppige Aufschießen in Schriften. So würden wir, wenn wir politische Freiheit genössen, nicht die geringste Freude haben, über sie zu schreiben ...

Jean Paul an Goethe. [Hof, den 3. Juni 1795.] Die Alten durften den Göttern ebenso oft Opfertiere bringen, denen sie ungewogen waren, als solche, die sie liebten. Ich bin so glücklich, daß ich zweifelhaft bin, wohin Sie den Hesperus, den ich Ihnen mit warmem aber scheuem Herzen bringe, ordnen werden. Ich weiß, daß ich — so wie Unwissende in der Astronomie den Abendstern mit dem Kometen verwechseln — in eine umgekehrte Verwechslung falle, und daß es ästhetische Gesetze gibt, die nur von Einem, vom Gesetzgeber gehalten werden, gleichsam durch stellvertretende Genugtuung für uns andre Autoren. Ach, ich wußte das alles vor einem Jahre und schickte Ihnen doch die „Mumien".

Jean Paul an den Barbiergesellen Rolsch aus Hof in Weimar. [Hof, den 6. Juni 1795.] Der Himmel geb' Ihnen außer Freude Kraft, sie zu entbehren, Stand-

haftigkeit und Gefühl, Härte gegen sich und Weichheit gegen andre ...

Jean Paul an den Hofrat Schäfer in Bayreuth. [Hof, den 19. Juni 1795.] ... Was den Guten ewig tröstet, ist: jedes Gute hat ewige Folgen, aber nicht jedes Schlimme. Denn sonst, da es mehr Böses als Gutes hinieden gibt, hätte das Unkraut wenigstens in arithmetischer Progression längst alle Blumen ausgezehrt und überschattet ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Bayreuth, den 20. Juni 1795.] ... Ach, ich habe Lips großen Kupferstich von Goethe gesehen und ich hätte mit den lebendigen Lippen auf die himmlischen gestochenen fallen mögen. Schillers Portrait oder vielmehr seine Nase daran schlug wie ein Blitz in mich ein: es stellet einen Cherubim mit dem Keime des Abfalls vor, und er scheint sich über alles zu erheben, über die Menschen, über das Unglück und über — die Moral. Ich konnte das erhabene Angesicht, dem es einerlei zu sein schien, welches Blut fließe, fremdes oder eignes, gar nicht satt bekommen ...

Jean Paul an den Hofrat Schäfer in Bayreuth. [Hof, den 11. Juli 1795.] ... Wenn ich an den Enthusiasmus denke, in den mich das royalistische vivat eines betrunkenen Volkes oder das klatschende Aplaudieren eines Parterre zuweilen setzte, so fühl' ich, wie leicht alle Aufopferungen — die eines Leonidas, eines Cato, eines Generals — unter und vor der Menge sind, kurz, wie leicht das Gute ist unter Guten und wie — verdienstloser. Es ist zehnmal schwerer, blos im eigenen Hause, das man beherrschen kann, gut zu handeln, als vor einer ganzen Republik, die uns beherrscht ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, den 11. Juli 1795.] ... Es ist wunderbar, daß der Mensch gerade in der Freude, in der Jugend, in der schönsten Gegend, in der schönsten Jahreszeit mehr zur Schwärmerei der Sehnsucht, zum Blicke jenseits der Welt, zum Gemälde des Todes fähig ist als im entgegengesetzten Fall, in der Not, im Alter, in Grönland, im Winter. Daher werden die bessern Menschen nur durch das Glück demütig,

fromm, weich und sehnsüchtig nach dem höhern Glück — das Unglück macht sie fest, trotzig, hart und voll irdischer Pläne. Bei den schlimmern ists gerade umgekehrt. Nach einem Lobe ist man zu Bescheidenheit geneigt; dem Tadel bäumt man sich mit Stolz entgegen ...

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 12. Juli 1795.] ... Ich kann nicht ohne Rührung bleiben, wenn ich von der Tugend der Vaterlandsliebe lese. Und doch! Den Juden, und wäre er einer der angesehensten, größten, brauchbarsten d. h. reichsten, kann ich bei der jetzigen Lage der Dinge, nach welcher er dem Staat nicht im mindesten nützlich sein kann, darf und soll, nicht zum christlichen Tagelöhner hinaufheben, auch nicht, wenn er die Ehre hätte, Hofjude zu sein. (Wie häßlich klingt das in mein Ohr, das beiläufig mit dem gestern erhaltenen Hörrohr des Professors Wichmann in Hannover viel besser hört.) Von Kindesbeinen an, d. h. so lange ich von Vaterlandsliebe nur etwas hörte, war es mein Wunsch, sie an den Tag legen zu können. Aber es war und ist nicht möglich.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, den 23. Oktober 1795.] ... Dem Aufsatze [Kapitel aus Siebenkäs] hab' ich außer der Bitte, daß Sie mir ihn auf den Dienstag wiederschicken, nichts mitzugeben als den Wunsch, daß er die Stunde, in der ich mit allen Wesen dieser Erde und mit mir selber Frieden schloß, weiter gebe. Trotz der leichten spielenden Einkleidung sind alle Sätze darin des strengsten Beweises fähig; ich sage alles frivol, was ich ernsthaft meine. Leider ist gerade die Neigung, über alles zu scherzen, nach nichts zu fragen und Reichtum und Armut, Freude und Schmerz für größere Nachbarn und für kleinere Dinge anzusehen, als die Leute erlauben, eine Folge von der Überzeugung der ganzen hiesigen irdischen Bettelei, die nicht wert ist, daß man sich hier um etwas anders bekümmert als um die Tugend ... [Hof, den 17. November 1795.] ... Sie dürfen nicht aus der Welt gehen, ohne drei Bücher auswendig gelernt zu haben, wie ich: Arrians Epiktet, Antonins Betrachtungen und Kants Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten. Ich bitte Sie, alles was Kant über die Moral geschrieben, zu lesen, es ist leichter als sein

Werk über oder gegen die Metaphysik und setzt die Lektüre des letztern nicht voraus. Glauben Sie mir auf mein Wort, das Geschrei über seine Unverständlichkeit werden Sie nicht mitschreien, wenn Sie blos in die ewig glänzenden Sonnen schauen, die er im Reiche der Moral aufgehen lässet. Ihm fehlet zu einem zweiten Sokrates nur der Giftbecher und zum zweiten Christus nur das Kreuz.
Sie haben mich einigemale bisher mißverstanden, in meinem Aufsatze und noch mehr im begleitenden Briefe. Meine Schwermut, an der Sie einen so tugendhaften rührenden Anteil nehmen, bezieht sich nicht auf Glücksgüter — diese würden sie nur erhöhen, und ich lebte ganz sorglos von jeher in das Leben hinein, das ich nicht sehr achte — sie bezieht sich auch nicht auf meine Laune: ich bin den ganzen Tag heiter, zufrieden mit jedem Loos, mit allen Menschen, verhärtet gegen die Wespenstiche der Feinde und gegen manche Schläge des Schicksals, immer lustig durch meine Satiren, beglückt durch Bücher, entzückt durch die große Natur außen und durch die größere innen, die der Ewige in die Brust edler Menschen legt ... Und doch erdrückt mich oft eine unbezwingliche Schwermut, die Sie oft in meinen Büchern finden, nämlich die über die Eitelkeit, Leerheit im Ganzen des Lebens und aller unserer Weisheit und unserer Tugend. In uns brennt ein ewiger Durst nach einem höhern Glück, nach einer höhern Liebe, nach einer höhern Tugend, für den dieses Leben nicht einmal Tropfen zu reichen hat. Kurz, ohne ein zweites Leben könnt' ich gerade in den Minuten der Entzückung, worin mir das Gespenst der Schwermut aus tausend Gräbern aufsteigt, nicht das erste ertragen. Ich brauch' ein Buch, um hier meine Gefühle zu sagen. Ich liebe Sie unbeschreiblich, Lieber, aber in der zweiten Welt weiß ich erst, was das heißet, zu lieben.
[Hof, den 18. Oktober 1795.] ... Der Erziehung schreib' ich viel weniger zu als Sie. Die besten Menschen kamen nicht aus den Händen der besten Hofmeister und Eltern, sondern gerade aus denen der Natur. Acht Kinder kommen aus einem Philantropin [Erziehungsanstalt] oder auch Elternhause, die eine Hälfte als Rekruten der Hölle, die andere als Rekruten des Himmels. Wie?

sollen die pedantischen Lehren der Lehrer auf das ungebildete Kind mehr wirken als die schönsten, geliebtesten in den Büchern auf den gebildeten Menschen? Und doch wie selten bekehret ein Buch. Zweitens: die größten Umwälzungen im Menschen fallen nach der pädagogischen Epoche: Wer ersetzt denn hier den Erzieher?

Die besten Völker hatten die schlechtesten Schulen — die Griechen, Römer und Engländer — und wir werden mit allen unsern bessern Schulen wohl gelehrter aber nicht besser. Kurz, damit der Mensch gut werde, braucht er ein lebenslanges Pädagogium, nämlich einen Staat. So lange unsere Regierungsform sich nicht so ändert, daß aus Sklaven Menschen, aus Egoisten Freunde des Vaterlandes werden, so lange uns nicht der Staat und der Ruhm darin ein Motiv wird, groß zu handeln, so lange der Reichtum geachtet wird (und das muß so lange dauern als die Sklaverei die Mittel erschweret, nicht zu verhungern): so lange bleibt die Menschheit ein elender, niedriger, ängstlicher Schwarm, aus dem nur einzelne moralische Halbgötter vorragen, und den alles Predigen und Erziehen nur veränderlich, aber nicht gut macht...

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 27. Oktober 1795.] ... Werden Mäusefallen, Katzen und Gift alle Mäuse ausrotten? Und befreien uns Pranger, Zuchthäuser und Galgen von Verbrechern? Ich gehe vielleicht zu weit, doch will ich das noch sagen. daß ich alle moralischen Fehler auf die Erziehung wälze. Wenn die einmal besser wird, dann lieben die Kinder ihre Eltern, die Menschen ihren Gott, die Geschwister ihre Geschwister, die Juden die Christen, die Christen die Juden vielleicht ebensosehr als jetzt und ewig Sie Ihr Emanuel.

Jean Paul an den achtundzwanzigjährigen Schriftsteller Friedrich von Oertel in Leipzig, der in einer 1793 anonym herausgegebenen Schrift „Über Humanität" Jean Paul gegen ein abfälliges Urteil Kotzebues verteidigt hatte. [Hof, den 31. Dezember 1795.] Nichts ist süßer als einen Brief aufzureißen, der erst eine Reihe von Briefen anfängt. Ich bin begieriger nach Briefen als nach Büchern, diese müßten denn noch Hand-

schriften sein, und ich wünschte, die ganze Welt setzte sich nieder und schriebe nach Hof — ich wollt' ihr antworten. Der Ihrige hängt wie ein junger Kranz an den letzten Tagen dieses in jämmerlichen Nebel zerrinnenden Jahrs ...

Ich will es Ihnen noch einmal sagen, daß Ihr vom Geist der Humanität inspirierter Brief den meinigen sanft bewegt habe. Ob spanische Wände von Wäldern und Meilen oder nur von Fleischfasern zwei verwandte Ichs mit Sprachgittern trennen — der Unterschied ist klein; zwischen Geistern gibt's keine Abwesenheit als den Haß und den Irrtum — ich und Sie sind und bleiben also beisammen. Wie? existiert die idealische, gleichsam die zweite Welt über der ersten, darum weniger, weil sie nur im Ich und nicht zum zweiten Mal existiert? Ist nicht ein Gedanke eine Existenz, die höher ist als jeder Körper und die wir durch die Tauschung der Personifikation jedem Körper unterschieben müssen ...

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Hof, 31. Dezember 1795.] ... Alle kraftvollen Menschen halten das Recht des Stärkern für ein Recht, sie leiden über sich keinen Szepter, weil sie selber einen führen wollen. Daher sind die meisten Genies egoistisch. Das Talent, das sie erst verdienen müssen, machen sie zu einem Vorwand größerer Foderung; das Geschenk ist ihnen ein Recht auf Tribut. Die ganze Dankbarkeit, die der geistig Reichere gegen den Schöpfer hat, besteht darin, daß er desto mehr von den ärmer Gelassenen fodert, anstatt daß gerade die Menschen vom meisten Wert den andern am meisten schuldig sind und nichts zu fodern, sondern nur mehr zu geben haben...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Bayreuth, den 23. Januar 1796.] ... In meinen Exzerpten steht der Name eines Gelehrten, der diebisch in den Pariser Buchläden herumschlich, nicht um in die Tasche zu spielen, sondern um seine Werke heftweise daraus zu ziehen und sie so, wenn es niemand sah, unter andern Novitäten gratis einzuschwärzen: er wollte mit seinen Sachen unter die Leute ...

Die alte Petermannin, die nicht viel mehr zu leben hat — an Jahren sowohl als an Nahrung — lässet sich vor ihren Kranken-

vorhängen meinen Hesperus vorlesen und will mich vor dem Ende noch sehen. Es tut mir sanft, daß ich noch in den tiefen Schatten des Lebens, der schon um sie liegen muß, noch einen bunten langen Strahl ziehen kann, von dem sie denken kann, er komme vom Morgen ihres Lebens durch eine Fensterladenritze. Ein Traum ist ein größeres Geschenk, zumal nahe am Schlaf, als einige Hufen Wirklichkeit ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 29. Februar 1796.] In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt: sie erregten Aufmerksamkeit, und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gern verweilte; und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche, meiner Seele vorüber.

Oft ward ich durch den Reiz und Reichtum Ihrer Ideen innigst beglückt; dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies einzelne Zeichen von einer Unbekannten gewesen! also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie länger kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von neuem in mir rege. Jetzo ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwelkliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand ... Sie finden hier noch mehr Freunde, deren Namen ich Ihnen nennen muß: Herr von Knebel, der Übersetzer des Properz in den „Horen", Herr von Einsiedel und von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, 9. Februar 1796.] .... Der geistreichen Dame — und wem Sie wollen — können Sie alle meine Briefe geben, sogar diesen als Cessionsinstrument, und den Briefschreiber dazu. Ich habe keine Geheimnisse als fremde, und meine Kleinigkeiten, Torheiten und

Defekte stehen jedem Auge zu Diensten: warum soll ich nicht schon jetzt das Urteil antizipieren, das ich nach hundert Jahren fällen muß, wenn die Erde mit meinen und unsern Lebensmöbeln und Geschirren und Lumpen weit unter unsern Füßen flieht.

Sagen Sie der Dame, daß ich furchtsamer bin als furchtbar. Ich finde Fehler, aber ich suche keine, sondern nur Schönheiten, die ich leicht finde und leicht erträume. Sobald man nicht in bürgerliche Verhältnisse mit einem Menschen kömmt, ist es ebenso fehlerhaft, nach seinen Höckern herumzutasten, als es wäre, wenn man auf einem Blumenbeete die Tulpen auseinanderbiegen und die verdorrten Gräsgen des dunkeln Bodens aufdecken wollte ...

[Hof, den 2. April 1796.] ... Die Baireuther Hosen lehrten mich zum ersten Male, daß es — schlechte gibt: nämlich alle meine vorigen taugten nichts, aber ich wußt' es nicht, bis ich die besten anzog. Der Schneider soll seinen Triumphbogen gar ausbauen, nämlich die Weste und das Kleid noch: ich bitte Sie — indem ich Ihnen recht sehr für die vergangne und künftige Mühe danke — mir einige Muster von feinen Tüchern (rote und schwarze nicht) und von seidnen Westen-Zeugen zur Wahl zu senden ...

Der Mai wird mich nach Leipzig und Weimar in freundschaftliche Arme führen. Franklin rät, man soll jede Nacht die Betten zum bessern Schlafen wechseln. Wahrlich man sollte — Menschen ausgenommen — alles wechseln (nicht abdanken), Städte wie Hemden, Stuben, Gegenden. Man sollte in zwei Städten wohnen und von einer in die andre ziehen. Ich bin gewiß, der lange Tag unsers Lebens würde uns durch sein ewiges Idem ermüden und ekeln, wenn nicht die sanfte Natur zwischen jede zwölfte Stunde den Schlaf als Folie des Wachens eingeschoben hätte. Ich kann mir daher nach der ganzen menschlichen Natur keinen immerwährenden Zustand in der andern Welt vorstellen: auch dort muß es Wechsel, d. h. Steigen, d. h. Sterben geben ...

Jean Paul an die siebenundzwanzigjährige Obristin Wilhelmine von Kropff in Bayreuth, um deren Liebe seit seinem Aufenthalt in Bayreuth der Berliner Regierungsassessor von Ahlefeldt warb. [Hof, den 24. April 1796.] In Ihrem

Brief ist der blaue Himmel, der jetzt außer uns so unerwartet den Frühling anfängt. Ich wurde durch die erhabne Offenheit Ihrer Seele zugleich stolz und gerührt. Unsre Freundschaft ist älter als unsre Bekanntschaft und so alt wie unsre Ähnlichkeit . . . Ach, wenn Sie aus seinem [Ahlefeldts] Herzen, das zwischen dem doppelten Druck der Phantasie und der Wirklichkeit liegt, das schöne Bild, das es noch aneinander hält, ausziehen, so muß es zusammenbrechen, — das dornige Leben hat dann nichts mehr für ihn als Wunden, und er müßte an diesen sterben. Eine solche Neigung ist so lange gut, als die eine Person keine Erwiderung verlangt und die andre keine gewährt: diese ist im Fall der Sonne, die auch eben nichts dafür kann, wenn sie angebetet wird, anstatt bewundert zu werden. Blos gemildert muß sein Enthusiasmus zu einem Grade werden, daß er nur Freuden und keine Schmerzen mehr gibt. Aber die Abwesenheit des Mondes ertragen wir ruhiger, und wenn er endlich kömmt, bringt er uns ein stilles Licht ohne Glut, schöne Phantasien und Erinnerungen mit. Und diese glückliche Milderung seiner Neigung muß er aus Ihrer Hand empfangen, wenn sie ihm das Geschenk Ihrer Briefe anders gibt: z. B. Das bisherige sehnende Warten von Posttag zu Posttag entzündete seine Phantasie und verdoppelte seine Qual und seine Neigung. Wenn Sie ihm aber die feste Bedingung machten, daß Sie ihm allzeit nach vier oder sechs Wochen gewiß schrieben, so fiele jenes hinweg. Sie könnten die Zwischenräume der Briefe allmählich ausdehnen. Auch werden diese seine Liebe mildern, wenn Sie ihn darin nicht bestreiten, wenn Sie ihm blos frohe Begebenheiten mitteilen, wenn Sie von keinen Leiden darin sprechen. Und möge Ihnen dazu das Schicksal selber den Stoff nehmen! — Können Sie keine lange litterarische Arbeit von ihm fodern, die seinem Kopf einen Spielraum gäbe, die aber freilich nicht zu nahe an die wunden Stellen seines Herzens grenzen müßte? — Käm er freilich wieder nach Baireuth, so wäre fast kein Gegenmittel — ausgenommen zwei kleine, die aber unser Geschlecht leichter gebrauchen kann als das Ihrige: erstlich keine Minute ernsthaft, und zweitens immer ohne Zeugen zu sein. Man liebt eine Person

stärker, wenn der Zwang der Visiten-Nachbarschaft die Zunge bindet, daher junge Ehemänner ihre Flitterwochenbräute wieder stärker lieben, wenn sie mit ihnen an fremden Orten und vor Zeugen sind.

Jean Paul an den Regierungsassessor von Ahlefeldt in Berlin. [Hof, den 29. April 1796.] ... Aber Ahlefeldt, für alles, was sie dir gegeben, für alle ihre Freundschaft, für alle ihre Schönheiten, für alles, womit sie deine Seele füllte und hob, machst du sie zum Lohne unglücklich, recht unglücklich. Alle deine Tränen müssen ja zu ihren werden, alle deine trüben Stunden müssen als dicke Wolken über ihre unschuldige Seele ziehen. Sie steht unglücklich und gelähmt zwischen dem Wunsche zu helfen und der Unmöglichkeit. Sie steht, von der Notwendigkeit und Tugend zugleich gebunden, auf einer steilen Insel, du stürzest dich vom Lande ins Meer und schwimmst ihr entgegen und sinkst und breitest die Arme aus und rufst: Reiche mir deine Hand, deinetwegen hab' ich mich hereingestürzt, ich will zu dir. — Und die Gequälte kann dir keine herunter reichen und sie muß erstarrt und weinend deinen Krämpfen der Marter, deinen Tränen, deinem Arbeiten und deinem Sinken zusehen. O ich will lieber versinken als versinken sehen — du hast doch noch das Gefühl, Leiden zu ertragen, sie hat das bittere, sie zu veranlassen, ohne etwas dafür zu können. Sie kann nichts ändern, du alles. Sieh, Ahlefeldt, wenn du leichenblaß dalägst, und dich könnte nichts mehr retten als ein Tropfen warmes Blut, das aus ihrem Herzen gepreßt würde — o du stürbest lieber. Und jetzt zieht doch jeder deiner Briefe schneidend ihr unschuldiges Blut aus ihrem müden Herzen — und es heilt dich nicht. Du bist grausam aus Liebe und lässest auf dem Opferaltar die Göttin selber bluten. „Was soll ich denn tun", wirst du mich fragen, „außer sterben oder hoffen?" — Lieben, ohne zu wünschen! Kannst du mehr Liebe von ihr begehren als sie der besten Freundin, dem besten Freunde gäbe? — Ach, das ist eben das Unglück der Menschen, daß sie einen solchen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft machen, als könnte man je etwas anderes oder höheres oder schöneres als die Seele lieben. Sieh,

sie hat dir ihre höchste Freundschaft gegeben: sei stolz, aber auch zufrieden. Ach, vergilt ihr die große Gabe mit dem Geschenk der — Ruhe. O wie wird sie dich lieben, wenn sie zu dir sagen muß: Du bist mein wärmster Freund, denn ich bin glücklich, wenn ich dich lese, wenn ich dich sehe, wenn ich dich denke. — Aber jetzt ist sie's nicht. Sage dir doch, wo es hinaus will — nichts steht vor dir als eine lange Reihe Jahre voll Blut; ihre Gesinnung ist keiner Änderung fähig — ja, an jeder Änderung müßte eben deine Liebe sterben. O sei zufrieden, daß du lieben kannst. Glaube mir, es liebt sich nirgends schöner als in dem Herzen, in der Unsichtbarkeit. Liebe sie wie die Tugend, die keinen Körper annimmt. Der erste Kuß (sagt ein Autor) endigt die Liebe — ich sage: gewiß der zweite. Schau alle Eheleute, alle Liebende an: die schönste Ätherflamme brennt niedriger auf dem Altar aus Erde. Denke sie, aber sieh sie nicht — dann liebst du.
Sei ein Mann! Deine Kraft erhöhe ihre Liebe zur Bewunderung. Und liebe sanfter, damit sie froher liebe. Verbirg deine Schmerzen, um sie endlich zu besiegen, opfere ihr das Schönste auf, was du hast, einen Teil deiner Liebe. Aber den andern Teil nie. O gib ihr den Trost und den Stolz, daß sie sagen kann: Ich werde schöner geliebt als ihr alle, er behält nichts als den Schmerz und gibt mir nur die Freude, er liebt an mir das einzige Göttliche am Menschen, die Pflicht ...
[Bayreuth, den 15. Mai 1796.] ... Ich war gestern von drei Uhr bis abends elf Uhr in ihrem Zauberkreise festgehalten, und jetzt, wenn ich die Beschreibung meines Glücks geendigt habe, so geh' ich der Fortsetzung derselben wieder entgegen. — Ich könnt' ihr gehorchen wie ein zahmer Kanarienvogel, ich will ihr meine tollen Büchertitel aufopfern, und heute will ich sie bitten, meine Oberhofmeisterin in ihrem nächsten Briefe zu werden und mir wenigstens ein kleines Sündenregister in ihrem nächsten Briefe zu senden. Ich habe blos soviel Einsicht in die weibliche Natur, daß ich eine Dame von solchem Werte verehren und loben kann, aber bei weitem nicht soviel, daß ich sie erraten könnte. Die weiblichen Charaktere sind gewöhnlich mit so vielen Schleiern umwickelt, daß

der beste Schleier ist, keinen vorzuhängen, und daß Verstellte leichter zu erraten sind als Offenherzige. Wie schön, mein Teurer, ist unser dreifacher Freundschaftsbund, der eng ist, ob gleich das Band durch drei Städte laufen muß. — Ich bin unordentlich und eilig; ich wollte dir noch von vielem sagen, von ihrem Berenizens Haar, von ihrem biedern wohlwollenden Gatten — aber in mir klingt jetzt ein trauriger Ton aus ihrem Munde nach und macht mich traurig. Nie müsse diese schöne Stimme, der die Klage so schön steht, eine führen, und ihr Auge möge nie die Träne, sondern blos der Schleier verdunkeln. Und du, mein Freund, tue das Schönste, was du auf der Erde tun kannst, und nimm von einem Herzen, das so viele Qualen schon gedrückt haben, die schwerste weg, die Sorge um dich, und mache sie glücklich, indem du es wirst. Dein Freund Richter.

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 13. Mai 1796.] Zwei Drittel des Frühlings sind vorüber, wie ich eben im Kalender sehe; die Bäume stehn noch unbelaubt im schönen Park, die Nachtigall hat noch nicht gesungen und Sie — waren noch nicht hier. Alle Zeichen des Frühlings bleiben aus.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Weimar. [Hof, den 5. Juni 1796.] In acht Tagen, gnädige Frau, steh' ich neben Ihrem Stuhl; das Schicksal zeigt spielend mir Weimar bald nah, bald fern, wie den Polarbewohnern die Sonne, die jeden Tag nur die Morgenröte um 12 Uhr schickt, aber nicht kömmt, bis sie am Ende über dem weiten Pol-Schnee aufglänzt. Ich werde immer sehnsüchtiger, je länger es dauert. — Ich lüge immer, wenn ich prophezeie, nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe.

Der Einladung Charlottens von Kalb folgend traf Jean Paul, ein dreiunddreißigjähriger schlanker Mann mit blauen Augen und langem lockigen blonden Haar am Abend des 10. Juni 1796 in Weimar ein. Für die erste Nacht stieg er im „Erbprinzen" ab. Die noch recht dörfliche Stadt hatte 6000 Einwohner. Die Gesellschaft, von vielen Spannungen durchzogen, war, soweit sie geistige Bedürfnisse hatte und also dem Hesperus-Dichter und Schützling der Frau von Kalb mit Spannung entgegensah, in die

um Goethe und die um Herder gespalten, doch verstanden manche, wie der ehemalige militärische Erzieher der Prinzen, Major von Knebel, gleichzeitig beiden Kreisen anzugehören, die überdies vom Hofe zusammengehalten wurden. Die tüchtige Herzoginmutter Anna Amalia war jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, der regierende Herzog Karl August, in vielen seiner guten Eigenschaften und Leistungen Goethes Geschöpf, siebenunddreißig. Mit seinen siebenundvierzig stand Goethe zwischen Mutter und Sohn, während Herder zweiundfünfzig und der ehemalige Prinzenerzieher Wieland, der aber diesen Sommer auf einer Schweizerreise abwesend war, dreiundsechzig Jahre zählte.

Als zeitweise zur Weimarer Gesellschaft gehörig und immer auf sie von Einfluß, sind hier noch zwei Männer zu nennen, die mit der Zeit „die beiden bestgehaßten unter Goethes Gegnern" wurden: der weimarische Gymnasialdirektor und Konsistorialrat Karl August Böttiger und der Lustspieldichter und estländische Gouvernementmagistratspräsident August von Kotzebue.

Böttiger, geboren 1760 zu Reichenbach im Vogtlande, gestorben 1835 als Oberaufseher der Altertumsmuseen zu Dresden, hat seine Lebensaufgabe vor allem darin erblickt, Bekanntschaften zu machen, um mit und über jedermann von Namen korrespondieren zu können — die Dresdener Bibliothek allein besitzt rund zwanzigtausend handschriftliche Briefe von ihm.

Kotzebue, geboren 1761 zu Weimar als Sohn eines Legationsrates, hatte 1780/81 als Advokat in Weimar gelebt und war dann in den russischen Staatsdienst eingetreten, aber durch die Beiträge, die er für des weimarischen Verlagsbuchhändlers, Kunstblumenfabrikanten und Legationsrates Bertuch „Journal des Luxus und der Moden" schrieb, mit Weimar in naher Verbindung geblieben. Nachdem er aus dem russischen Staatsdienst ausgetreten war, lebte er an den verschiedensten Orten, zeitweise auch wieder in Weimar, bis er 1819 in Mannheim als Feind der Freiheit und des Vaterlandes von dem Burschenschafter Karl Sand aus Wunsiedel ermordet wurde. Seine Theaterstücke haben lange Zeit die deutschen Bühnen beherrscht, so sind von den 4136 Spielabenden des von

Goethe geleiteten Weimarer Theaters 638 durch Kotzebuesche Stücke ausgefüllt gewesen.

Das ausgelassene Leben der Sturm- und Drangperiode des weimarischen Musensitzes war nicht wieder aufgenommen worden, als Goethe vor acht Jahren von seinem langen Aufenthalt in Italien völlig verändert zurückgekommen war. Aber nicht nur Italien, wo die antike Kunst- und Lebensanschauung völlig die seine geworden war, hatte ihn verändert. Er hatte die große französische Revolution, wie sehr sie als eine gewaltsame Unterbrechung seines Entwicklungsgedankens ihm widerstrebte, besonders seit er 1792 mit seinem Herzog an der unglücklichen Kampagne in Frankreich teilgenommen, als den Anfang einer neuen Zeit begriffen, in der es für ihn galt, die gefährdeten überlieferten Kulturwerte zu schützen. Im vorigen Jahr hatte er die ersten drei Bände seines großen Erziehungsromans Wilhelm Meisters Lehrjahre erscheinen lassen; nach Ansicht der Zeitgenossen bedeutete dieses Werk, das inzwischen bis zum achten Buch fortgeschritten war, seine erste große dichterische Leistung seit Werthers Leiden.

Wenn er nicht in Jena weilte, wohin ihn die Universität mit ihren Gelehrten und Sammlungen und neuerdings auch Schiller zog, lebte der Geheimrat von Goethe in dem großen und schönen Haus am Frauenplan, das ihm der dankbare Herzog geschenkt hatte, „in reiner Entfremdung von den Menschen", „zugefroren gegen die Menschen", beschäftigt mit dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, mit der Leitung des Theaters, mit der Mitredigierung von Schillers Zeitschrift „Die Horen" und mit der Erziehung seines siebenjährigen Sohnes August, sorgsam betreut von der Mutter des Knaben, der einunddreißigjährigen Mamsell Vulpius, die man gesellschaftlich nach Möglichkeit achtete. Seine ehemalige Vertraute, Frau Charlotte von Stein, hielt grollend und trauernd sich ihm und ihn sich fern. Ihre Gefühle hatten die Wandlung der seinen aus leidenschaftlicher Liebe zu abgeklärter Freundschaft nicht mitzumachen vermocht.

Durch die beiderseitige künstlerische Entwicklung zerstört war auch sein einst so nahes Verhältnis zu Herder. Während dieser in der

Antike eine aus dem lebendigen Leben eines Volkes erwachsene Blüte sah und auch für die deutsche Kunst Ursprung und Ziel in der deutschen Volksseele suchte, entnahmen Goethe und Schiller der Antike ein ewig gültiges, unverrückbares Ideal der Schönheit.
Schiller, siebenunddreißigjährig, wirkte seit sieben Jahren als Professor der Geschichte an der Weimarischen Universität zu Jena. Seit zwei Jahren erst stand er Goethe nahe, der bei ihm die Ergänzung suchte, welche er bei Herder nicht mehr finden konnte. Wohl hatte Herder zunächst noch an ihrer Zeitschrift „Die Horen" mitgearbeitet. Als aber ein Beitrag von ihm die Auffassung vertrat, die deutsche Kunst solle auch aus den geistigen Besitztümern des deutschen Volkes und aus seinem Leben schöpfen, wies Schiller solches zurück, da es für den dichterischen deutschen Geist allein gut sei, „daß er seine eigene Welt formiert und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde".
Herder, der königsbergischen Geistigkeit entstammend, der Kirche, die er als Generalsuperintendent amtlich zu vertreten hatte, innerlich längst entwachsen, von Haus aus ein unzufriedener und revolutionärer Geist, litt in Weimar je länger desto mehr unter den engen Verhältnissen des Ländchens, des Hofes und der Stadt und unter der Kälte Goethes, der in seinen jungen Jahren ihm doch so leidenschaftlich angehangen, der ihm so viel zu danken hatte, und dessen Entwickelung er als eine Art Untreue gegen die gemeinsamen Ideale empfand. Über den soeben erschienenen siebenten und achten Band der „Briefe zur Beförderung der Humanität", die Herder seit 1793 herausgab und in die er „das Beste legen wollte, was er in Herz und Seele" trage, hatte Goethe Schiller gegenüber sich alsbald abfällig geäußert. Aber auch die ganze geistig-sittliche Luft von Weimar war ihm widerwärtig geworden: „Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen: über die Grazie unserer Seele in manchem so weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens, und es erklingen sehr falsche Dissonanzen."

Herders leidenschaftliche Frau aber, Karoline geb. Flachsland (Jean Paul nennt sie gelegentlich Elektra), steigerte seine Erbitterung noch, besonders seit „der treulose Freund" Goethe mit gereizter Schärfe die Ansprüche als übertrieben zurückgewiesen hatte, die sie nach einem früheren Versprechen des Herzogs für die Ausbildung ihrer Söhne an dessen Kasse stellte.

In diese Kreise trat jetzt Jean Paul, von der durchaus herderisch gesinnten Frau Charlotte von Kalb angemeldet und eingeführt, die ihn wie ein überirdisches Wesen anbetete. Er wohnte bei dem Regierungsassessor Ludwig von Oertel, dessen Vater, der geadelte Besitzer eines Rittergutes bei Taucha, „ein Männlein, gestaltet und gelaunt wie Äsop" gleichfalls zeitweise in Weimar lebte. — Als von Kotzebue 1793 eine Schrift „Vom Adel" erschienen war, worin er Jean Paul wegen seiner Satire auf den Adel in den Grönländischen Prozessen einen elenden Witzling gescholten hatte, da hatte Ludwigs Bruder Friedrich von Oertel in Leipzig anonym eine Gegenschrift herausgegeben „Über Humanität", die Herder in einem seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität" lobend erwähnt hatte. Dadurch war zwischen Jean Paul und Friedrich von Oertel ein nahes freundschaftliches Verhältnis entstanden, auf Grund dessen jetzt Ludwig von Oertel den Hesperus-Dichter gastlich bei sich aufnahm.

Zuerst lernte Jean Paul Knebel und in dessen Garten unter tränenreichen Umarmungen Herder kennen, den er in seiner lebendigen Kunstauffassung als Geistesverwandten seit Jahren innig verehrte. Am 17. Juni war er mit Knebel bei Goethe zu Tisch. Frau von Kalb, die am gleichen Tage nach Jena fahren mußte, eine Verwandte zu pflegen, hatte ihm „Kälte und Selbstbewußtsein" anempfohlen. Von Jena aus schrieb sie ihm über Schiller und seine Frau: „Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht", und riet ihm, ein wenig auf sich warten zu lassen, woraufhin Jean Paul Schiller erst am 25. Juni besuchte. Am 27. reiste er nach Weimar zurück, Anfang Juli traf er in Hof wieder ein. Für „seine gute Ostheim" [Frau von Kalb] aber stand jetzt fest, daß sie ihn heiraten würde.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Weimar. [Weimar, den 10. Juni 1796.] Endlich, gnädige Frau, hab ich die Himmelstore aufgedrückt und stehe mitten in Weimar. Ich bin noch nicht aus der Reisekruste heraus, so nehme ich schon die Feder zur bittenden Frage: Welche einsame Stunde? Denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar Augen stehen. Sie vergönnen mir, daß ich vor zitternder Freude so unordentlich rede als schreibe. Sie können zu meiner Himmelfahrt zu Ihnen jede Minute, sogar die heutigen, bestimmen.

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 17. Juni 1796.] Diesen Morgen erwachte ich, es dämmerte noch. Aber ich konnte die Farben um mich unterscheiden. Ich bin auf Ihr Billet sehr verlangend, und ich schreibe, ehe ich es bekomme, damit ich, soviel ich kann, nüchtern schreibe.

Ach mein Gott, da ist das Billet —

Aber um Gottes willen zeige dich keinem andern als mir, alle, die dich fassen, werden für dich sterben wollen.

Nein um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer stehst du da und wirfst über alle deine Gestalt, blickst aus ihr mit deinem Geist, Gemüt. Aber wir, wir sind keine Spiegel, so glatt und kalt ...

Heute fahre ich noch nach Jena. Knebel kommt dahin und Sie. Ich will morgen wieder schreiben. Knebel hat Sie sehr lieb, er war gestern ordentlich schöner, das heißt: es war so ein Widerschein auf seinem Gesicht von seinem Gefühl für Sie. Gehen Sie zu ihm, zu Böttiger, der Ihnen alles zu Gefallen tun wird. Morgen gehen Sie mit Böttiger ins Schauspiel, zu Herder, zu Einsiedel. Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Aber nein, alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe; ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben. Wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft! Ach, nichts als die feinste Diät der Seele, die reinsten, wärmsten Genüsse können mich wieder bessern und erquicken. In dem Dreiklang: Otto, Paul und Charlotte (Sie stehen zwischen uns, so glaube ich, tönen reine Harmonieen) da fließt der Strom des Lebens silberhell vorüber ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 12. Juni 1796 Sonntags um 7 Uhr Morgens.] Lieber Bruder, Gott sah gestern doch einen glücklichen Sterblichen auf der Erde, und der war ich. Ach, ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte, und daß mich Herder mit dem deus averruncus tröstete. [Nemesis, Göttin der ausgleichenden Gerechtigkeit, die dem Sterblichen kein Übermaß von Glück zuläßt; deus averruncus, der das Böse, die übergroße Härte der Nemesis, abwendende Gott.] Gestern ging ich um elf Uhr — weil ihr Einladungsbillet mich zweimal verfehlte — zur Ostheim [Frau von Kalb, geb. Marschalk von Ostheim]. Ich hatte mir im Billet eine einsame Minute zur ersten ausbedungen, ein Cœur à cœur, tête à tête. Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen der Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie dir schon schildern. Drei Viertel der Zeit brachte sie mit Lachen hin, dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist, und ein Viertel mit Ernst, wobei sie die großen fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen. (Ich schere mich um keine Richtigkeit des Ausdrucks aus Mangel an Zeit, ich will dir blos viel schreiben.) „Sie sind ein wunderbarer Mensch", das sagte sie mir dreißigmal. — Ach hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof, bis zum Herzog, lieset mich. — Ich aß aus Ursachen nicht bei ihr; sie schrieb meine Ankunft dem Knebel (Kammerherrn bei der Herzogin). Um drei Uhr kam ich wieder und der auch. Er ist ein Hofmann im Äußern, aber soviel Wärme und Kenntnisse, so einfach. Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wollte, diese nicht allein — fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlichen Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge für die Mode — ich wollt', ich hätte den grünen Talar behalten oder blos den blauen Sturzrock noch einmal wenden lassen.

Er wollte mich zu Herder und heute mittag zum Essen zu Goethe führen, aber ich blieb bei dem Vorsatz des cœur à cœur (wenn ich

nämlich jemand zum erstenmal sehe) — (Heute Mittag eß' ich allein bei der Ostheim.) Gegen fünf gingen wir drei in Knebels Garten. Unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradezu bei dem Kopf nahm und der nur drei Worte sagen konnte, weil er die Herzogin in die Komödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wiederkam. — Nach einigen Minuten sagte Knebel: „Wie sich das alles himmlisch fügt! Dort kömmt Herder und seine Frau mit den zwei Kindern." Und wir gingen ihm entgegen und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust und ich konnt vor erstickender Freude kaum sprechen und nur weinen, und Herder konnte mich nicht satt umarmen. Und als ich mich umsah, waren die Augen Knebels auch naß.
Mit Herder bin ich jetzt so bekannt wie mit dir. Er wollte schon längst an mich schreiben, und als er und seine Frau, die mich herzlich liebt (sie ist nur eine anders modifizierte Ostheim) durch Hof reiseten, wollten sie mich besuchen. (Von solchen Weibern wie die Ostheim und die Herder hat man ohne Umgang gar keinen Begriff, so sprechen und so fühlen sie.)
Ich wollt' ich könnte so unverschämt sein, daß ich dir alles sagen könnte. Er lobte fast alles an meinen Werken — sogar die Grönländischen Prozesse. Er sieht nicht so edel aus als ich mir ihn dachte, spricht aber so, wie er in den Humanitätsbriefen schreibt. Er sagte, sooft er den Hesperus gelesen, so wär' er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen. An der Abhandlung über die Phantasie gefällt ihm alles. Er drückte mir immerfort die Hand. Und ich sagte immer, da wir alle nebeneinander saßen: wenn nur mein Otto da wäre und es hörte! Knebel und Herder wollen mir die berühmtesten Bücher mit merkantilischer Gelegenheit zum Lesen schicken z. B. den Moniteur. Herder liebt die Satire unendlich und hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde als den Ernst. Er fragte mich bei den meisten Stellen meiner Bücher um die Veranlassung dazu. Er gab mir ein erdrückendes Lob. Das Sprechen von deinem Jean Paul mag etwan, obwohl in Intervallen, fünf Stunden den ganzen Abend gedauert haben.
Ich bekäme Sündenbezahlung, sagten alle, da der „Meister" und die „Horen" zu 4, 5 L'd'or den Bogen abgehen. Ich würde jetzt

in Deutschland am meisten gelesen, in Leipzig hätten alle Buchhändler Kommissionen auf mich. Wieland hat mich dreimal gelesen, sie bedauerten alle, daß er aus dem Zirkel fehlte. Herder erzählte, daß der alte Gleim den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgelesen. Er will mich heute Briefe von Hamann an sich lesen lassen. Er spricht von Kants System im höchsten Grade verächtlich. Von seinen eigenen Werken sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hatte, sie zu loben: er will nicht einmal die „Ideen" fortsetzen. „Das Beste ist, was ich ausstreiche," sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf, denn er denkt von der christlichen Religion, was ich und du.

Abends saßen wir alle bei der Ostheim und tranken zweierlei Wein und Nigges (ein milderer „Bischof" [Essenz zum Wein]). Sie sind alle die eifrigsten Republikaner. Denke dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht; ich machte so viel Satiren auf die Fürsten wie bei Herold, kurz ich war so lustig wie bei euch. Heute isset die ganze XXer Union bei Herder. Die Franzosen schicken einen Teil der italienischen Armee an den Rhein und bedecken so mit vier freundschaftlichen Flügeln von Armeen die oesterreichische Straußenbrut.

Beim Himmel! Jetzt hab' ich Mut — ich getraue mir, [in Hof] mit dem 44sten Herrn zu sprechen und noch mehr mit dem Bürgermeister Oerthel, Koehler und deren Sippschaft.

Ich habe dir noch nicht ein Drittel erzählt. Aber ein bitterster Tropfen schimmert in meinem Freudenbecher: was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach meine Ideale von größeren Menschen! Ich will dir's schon erklären. — Aber alle meine Bekanntschaften tun beinahe nichts als den Wert meines geliebten Bruders Otto vergrößern, und bleib ich ewig der Deine — Richter.

Man glaubt hier am Hofe, ich sei an einem gewesen, und Knebel schloß es aus den Partikularitäten, und ich konnt' ihm selber nicht recht sagen, wo ich sie aufgegabelt.

Ich logier' herrlich im Erbprinz vorn heraus.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb, nach Jena. [Weimar, den 18. Juni 1796.] Gestern verbot mir die Eile die kleine Antwort auf Ihr Billet voll glänzendem Morgentau. Ein Buch hab ich jetzt nicht für Sie, aber mitbringen will ich mehrere Briefe. Gestern schwankte ich träumend mit Oertel und Duvan im Park umher. Die Nacht zog die Alleen höher und riesenhafter empor und lag wie eine zusammengerollte Ewigkeitsschlange in der Kluft. Die Sehnsucht regte sich wie ein lebend Kind in meiner Brust, und ich hing liebkosend und weich an der Seele, die ich liebe. Sie wandelte unsichtbar an meinem Arme. Ich hörte ihre Gedanken und ihr lautes Herz. Wenn es schön ist im drückenden Zimmer, jede Empfindung aus dem fremden Auge zu trinken und dann gefüllt an das Angesicht zu sinken, das in der Liebe glänzt, so ist es viel schöner, mitten im donnernden Zauberkreise der allgewaltigen Natur, zwischen Bergen und Strömen und Sternen ans geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: du bist die Natur, du bist das Universum um mich, und ich gebe deinem nahen Herzen alles, was der große Geist um uns in meinem erschafft. —

Er [Goethe] ist ein Vulkan, außen überschneit, innen voll geschmolzner Materie. Schreiben Sie mir bald.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 17. Juni 1796.] Lieber Bruder, Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und einen aus Weimar vom Sonnabend. Das späte Datum des dritten sage dir mein freudetrunkenes Leben an; mich schnellet gleichsam ein Blütengipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt, meine Menschenkenntnis ist wie ein Pilz mannshoch in die Höhe geschossen. Ich werde dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben, aber nur dir allein. Ich sehe keine Möglichkeit, dir nur eine Duodezerzählung von meiner Universalhistorie zu schenken. Ich brauche fast so viele Tage als auch Seiten, um dir nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle

Beschreibung, und nichts fehlet mir mehr in der weiten Welt als du, aber auch nur du.
Heute eß' ich bei Goethe. Gestern früh war ich mit der Ostheim zur Herzogin Mutter nach Tiefurt geladen, und ich werde nächstens bei ihr essen. Die Herzogin ist Wielands, und ihr sanftes Tiefurt — ein Lautenzug unter den sonst schreienden englischen Anlagen — beider würdig. Was ich mit ihr gesprochen, davon mündlich.
Bei Herder hab' ich zwei Abende gegessen und verlebt und war fast alle Tage an seiner Seite. Die Ostheim steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimaranern in Verbindung, und ich könnte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitierte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin [Woldemar, Held des gleichnamigen Romans von Fr. Jacobi]. — ihre Fehler kommen nur auf meine Zunge, nicht auf mein Papier. Ich lege dir ihren heutigen (inostensibeln [nicht zu zeigenden, geheimzuhaltenden]) Brief an mich bei, da sie nach Jena ging, um die Krebs-Amputation einer Freundin durch ihre Nähe zu lindern. Er ist ein Rätsel, das ich dir mündlich löse.
[Den 18. Juni. Sonnabends.] Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurteil für große Autores ab, als wären's andere Leute; hier weiß jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht und einigem Grün ohne Juwelennimbus. [boue = Dreck.]
Ein Urteil, das ein Herder, Wieland, Goethe etc. fällt, wird so bestritten wie jedes andere, das noch abgerechnet, daß die drei Turmspitzen unserer Litteratur einander — meiden. Kurz, ich bin nicht mehr dumm. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, blos vor dem tugendhaftesten. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Ostheim und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Ostheim sagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich, jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse, er habe etwas Steifes,

reichsstädtisch-Stolzes, blos Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an, daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifizieren und zu inkrustieren, damit ich mich ihm etwan im vorteilhaften Lichte einer Statue zeigen könnte. (Die Ostheim rät mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an.) Ich ging, ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus (Palast) frappiert, es ist das einzige in Weimar in italienischem Geschmack, mit solchen Treppen, ein Pantheon voll Bilder und Statuen. Eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B.: Die Franzosen ziehen in Rom ein. „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht, aber ohne eine angenehme Farbe.
Aber endlich schürete ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publikum etc. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf-bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, sodaß er dem enthusiastischen Jean Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. (Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisen Regengelispel; es gibt nichts ähnliches.) Beim Abschied tat er's wieder und hieß mich wiederkommen.
Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. — Beim Himmel! Wir wollen uns doch lieben. Die Ostheim sagt, er gibt nie ein Zeichen der Liebe. 1.000.000 Sachen hab ich dir von ihm zu sagen.
Auch frisset er entsetzlich. Er ist mit dem feinsten Geschmack gekleidet. —
Ich kann, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Ich kam noch zu keinem Menschen, ohne geladen zu sein. Als ich ankam am Tore, ward es ordentlich der Herzogin [-Mutter] gemeldet, und am andern Tag wußt' es jeder . . .
Ich schicke dir diese Zeichnungen des Heiligenscheins, den sie hier

um meinen kahlen Scheitel führen, darum ohne alle Scham nach Hof, erstlich, damit du es weiter erzählest (denn ich werde alles zusammen nur dir erzählen, der du mich nie verkannt und blos zu sehr geachtet hast, aber — auch aus Ekel an der langen Geschichte — keinem weiter in Hof, wo mir so oft Unrecht widerfuhr, daß ich, wenn du nicht da wärst, geradezu hier sitzen bliebe). Ich schreibe eilig und ohne Ordnung, vergib es, Bruder.
Weibliche Bekanntschaften hab ich wenig gemacht, wenn ich die Kanzlerin Koppenfels in Rohrbach — ein Landgut, auf das ich mit der Ostheim fuhr — ausnehme: die Göchhausen (Hofdame), die Fräulein Imhof (und die Mutter), die Frau von Stein, von Werthern, zwei Fräulein von Seebach, von Beust, die Schauspielerin Schröter. Hier sind alle Mädgen schön.

Goethe an Schiller. [Weimar, 18. Juni 1796.] ... Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß [Jean Paul Friedrich] Richter hier ist. Er wird Sie mit Knebeln besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 19. Juni 1796.] Ich wollt', ich äße nicht beim Oberkonsistorialrat Böttiger, dessen Schreibfinger und Briefe durch das ganze gelehrte Deutschland langen, und der alle französische und englische Journale um sich liegen hat, um die Auszüge für die Litteratur-Zeitung daraus zu machen. Auch fertigt er die Übersicht über die Ernte der Litteratur. Wenn man diesen gelehrten Wenzel (denn gelehrt ist er so bis zum Übermaße) in den Händen hat, so kann man den halben Spielteller voll Bibliotheken erbeuten. Ich könnte z. B. durch ihn wie durch die Ostheim ganze Kästen Bücher aus der Göttingischen Bibliothek bekommen. Er schließet einen Brief von mir an Wieland bei, der ein Kompliment an mich durch seinen Sekretair gestern im „Lear" abgeben ließ. — Böttiger drängt sich mit Kletten-Häkchen an jeden Fremden aus Eitelkeit.
Meine gute Ostheim hat sechs Bouteillen Wein und englisches Bier für mich zum Frühstück zu Oertel geschickt — ach, du weißt ja kein Wort, daß ich bei diesem logiere, prächtiger als je in meinem Leben. Am Dienstag zog ich in sein von Bäumen bewachtes und dem

göttlichen Parke nahes Haus (er lebt nicht bei seiner Mutter und Schwester). Zwei Zimmer, besser möbliert als eines im Modejournal, füllet mein Ich an, und seines stößt an sie. Sogar fertige Couverts aus dem [Bertuchschen] Industrie-Comptoir — 100 zu 10 gr. — wovon hier eines zur Probe umgeschlossen ist, liegen vor mir. In jedem Zimmer ein Licht, einen kehrenden, wichsenden, klopfenden Bedienten (an der Stelle meines frère servant), alles, alles, sogar der Nachtstuhl am Bette, bis auf die kleinste Aufmerksamkeit ist erschöpft, und ich und er leben wie Brüder, er lacht sich über mich (und ich über ihn) tot. Gestern mittags aß ich bei seiner Mutter und Schwester, die den zwei Ohren zwei Himmel gibt, den des Spiels und den des Gesanges. [Sie heiratete zwei Jahre später den Fürsten Heinrich Carolath-Beuthen.] Vorgestern war ich nachmittags bei ihnen zum ersten Mal, im bunten Dunstkreise fast lauter schöner Mädgen.

Sogar in Paris soll nicht soviel Freiheit von gêne sein als hier: du führst niemand, du küssest keine Hand (du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), du machst blos eine stumme Verbeugung, du sagst vor und nach dem Essen nichts. Das ist der Ton des Adels; der des Bürgers soll, wie meine Halsbinden, oft gesteift und gestärkt sein... Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube — darum tut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, so wohl wie ein warmer Tag...

Der Teufel sitzt in mir, ich kann gar nicht weg, ich zähle keine Tage mehr, ich lebe auf dem fixen unbeweglichen Punkt (Pol) der beweglichen Kugel — es wird mir bange, wenn ich ans Beschließen denke. Ach, ich bin so glücklich, daß nur du verdienen könntest, es so zu sein. Meine Grüße an alle.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb. [Weimar, den 24. Juni 1796.] Ich reiche dir die Hand über Zeit und Raum, es war eine Zeit ehe ich dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. Sie ist der Strahl, der das Unendliche erhellt und begeistert. — Jawohl, die Schmerzen, die Leichentücher müssen wir im Grabe lassen. Ich leide wie du, denn tief ist der Schmerz der ewigen Sehnsucht. Richter.

Goethe an Schiller. [Weimar, 22. Juni 1796.] ... [Jean Paul Friedrich] Richter ist ein so kompliziertes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen; Sie müssen und werden ihn sehen, und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehn; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen ...

Herders Frau an Gleim. [24. Juni 1796.] Denken Sie, Jean Paul Friedrich Richter ist seit vierzehn Tagen hier! Der beste Mensch, sanft, voll Geist, Witz, Einfällen, das beste Gemüt, und ganz in der reinen Welt lebend, wovon seine Bücher der Abdruck sind. Milde wie ein Kind und immer heiter. Sehen Sie, der ist ein echter Jünger der Weisheit. Wie war er gerührt und erfreut, als er hörte, daß Sie seine Schriften mit dieser Teilnehmung lesen! Vielleicht besucht er Sie einmal; künftiges Jahr, wenn Sie mögen. Er hat noch eine Mutter und einen Bruder von achtzehn Jahren und seinen Freund Otto; diese drei liebt er über alles. In Hof, anderthalb Tagereisen von hier, im Baireuthisch-Preußischen, und also Ihr Landsmann, da wohnt er mit seinen drei Freunden, unabhängig, und lebt von seiner Schriftstellerei. In keine andere Verhältnisse wünscht er nicht; er tauge nicht hinein, sagt er, und hat auch recht. Einen unerschöpflichen Vorrat zu vielen Büchern hat er noch; er ist eine unversiegbare Quelle. Wir haben ihn herzlich lieb. Wenn er von dem Inhalt des Buches spricht, das er soeben schreibt, so wird sein Auge so glänzend ...

Jean Paul an Christian Otto. [Weimar, den 23. Juni 1796.] Gerade eine Stunde, eh' ich an Goethes Aug' und Tisch gelange, schreib' ich dir wieder. Ich möchte dir immerfort schreiben, und ich hatte hier keine Freude, in der mir nicht dein Bild vorstand — weiter aber auch keines ...

Ich will meinen künftigen Atem durch folgendes Gastwirtsprotokoll ersparen: Sonnabends mittags aß ich im Gasthof, abends bei der Ostheim, zwischen Herder, Einsiedel, Knebel, Madame Herder — Sonntags mittags solo bei der Ostheim, abends bei Herder — Montags solo bei der Ostheim, abends auch — Dienstags bat

mich Knebel, ich war aber schon bei Oertel, abends bei der ewig teuern Ostheim — Mittwochs aß ich bei der Geheimde Rätin v. Koppenfels in Rohrbach, abends bei Oertel — Donnerstag in Tiefurt bei der Herzogin [=Mutter] — Ostheim — Ostheim — Ostheim — Freitags bei Goethe, abends bei Oertel — Sonnabends bei dessen Mutter und Schwester — Sonntags bei Böttiger, abends bei Herder, Montags bei Oertel, Knebel — Dienstags Oertel, abends bei der Frau und (mitessend) Fräulein v. Seebach, abends saß ich bei Herder, ach, ein schöner Abend, der nicht wiederkömmt' und wo ich in die Augen des hier erkaltenden Herders Tränen trieb — Mittwochs aß ich bei dem Geheimden Rat v. Koppenfels — Donnerstag (heute) bei Goethe ...

[Jena, 26. Juni 1796.] Seit vorgestern bin ich hier und gehe morgen nach Weimar zurück. Künftigen Sonntag komm' ich in Schleiz (im Engel) an, etwa um 1, 2, 3 Uhr, und da hoff' ich dich, wenn du willst und kannst, wieder zu umfassen.

Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Briefe von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Ecksteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der „Horen" um, und wollte mir eine Naturalisationsakte [Einbürgerung] in Jena einbereden ...

Schiller an Goethe. [Jena, 28. Juni 1796.] ... Vom Hesperus[=Dichter] habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal und kann also noch wenig von ihm sagen.

Goethe an Schiller. [Weimar, den 29. Juni 1796.] Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, haben mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art

von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmutung zu uns zu haben scheint.

Herder an seinen Sohn August. [1. Juli 1796.] Richter, der Verfasser von Hesperus, ist drei Wochen hier gewesen. Morgen reiset er ab. Er ist ein eigener, genialischer und spiritualer Mann — letzteres im doppelten Sinne des Wortes. Er hat sich hier sehr gut und liebenswürdig betragen.

Anfang Juli 1796 nach Hof zurückgekehrt, nahm Jean Paul seine Lehrtätigkeit und seine Schriftstellerarbeit, seine freundschaftlichen Beziehungen in der Stadt und in der Umgegend, besonders aber in Bayreuth, wieder auf, wobei auch die Mitglieder seiner ehemaligen Erotischen Akademie keineswegs zu kurz kamen. Aber hoch über allem stand ihm jetzt das Doppelgestirn von Weimar: Herder und Frau Charlotte von Kalb.

Nur vorübergehend vermochte die zweiunddreißigjährige blauäugige livländische Baronin Julie von Krüdener Charlottens Glanz zu verdunkeln. Diese gefährliche Dame, die sich als sehr sündiges Weltkind und als sehr frommes Gotteskind, als Schaltänzerin und Prophetin, als Romanschreiberin und Politikerin, als Armenpflegerin großen Stils, besonders aber als Seelenfreundin und religiöse Beraterin des Zaren Alexanders des Ersten einen Namen gemacht hat und die die Mutter der Heiligen Allianz zwischen Rußland, Preußen und Österreich genannt werden darf, besuchte auf einer Reise nach Weimar und Leipzig am 17. August 1796 den Hesperus-Dichter und bezauberte ihn. Auf ihrer Rückreise nach der Schweiz, im Oktober, verlebte er zwei unvergeßliche Abende mit ihr in Bayreuth.

In den letzten Monaten dieses an Eindrücken so reichen Jahres schrieb Jean Paul die Pfarrhaus-Idylle „Der Jubelsenior", im Februar 1797 „Das Kampaner Tal oder Über die Unsterblichkeit der Seele" (eine philosophische Erzählung) nebst einer „Erklärung der Holzschnitte unter den Zehn Geboten". Auch der Anfang seines großen Romans „Titan" ist in dieser Zeit entstanden. Seit Jahren

hatte ihn dieses Werk innerlich beschäftigt, dessen Tendenz jetzt, nachdem er in Frau Charlotte von Kalb eine „Titanide" und in Goethes und Schillers künstlerischem Wesen und Wirken einen ihm innerlich fremden „Titanismus" erlebte hatte, von neuem zu durchdenken war.

In dem Maße, wie das Bild der Frau Julie von Krüdener in Jean Pauls Herzen verblaßte, gewann das der Frau Charlotte von Kalb einen neuen Glanz, den ihm auch der Frau von Krüdener sympathischere Freundin Henriette von Schuckmann in Bayreuth nicht trüben konnte, als sie im Frühjahr 1797 um seine Freundschaft warb. Sie war die Schwester des preußischen Kammerdirektors von Schuckmann, der in den an Preußen gefallenen Markgrafenschaften die preußische Verwaltung einzuführen hatte. Sie versicherte ihm, daß seine Gegenwart ihr Sonnenschein sei und daß sie keinen größeren Wunsch habe, als immer in seiner Nähe zu leben. Aber es fügte sich, daß sie selber ihm einen weiblichen Besuch ankündigte, dessen Wirkung allein schon jenen Wunsch um jede Möglichkeit einer Erfüllung gebracht hätte. Es war die zweiundvierzigjährige Schriftstellerin Frau Baronin Emilie von Berlepsch, eine üppige dunkle Schönheit, die den verehrten Dichter Anfang Juli 1797 besuchte und betörte. Eine Tochter des gothaischen Geheimrats von Oppeln, war sie als Siebzehnjährige mit dem hannöverschen Landrat von Berlepsch verheiratet worden. Jetzt lebte sie in Ehescheidung und auf Reisen. In Göttingen, und unter lebhafter Zustimmung Herders auch in Weimar, hatte sie, die mit Vorliebe „in Elisabethstracht aus dem Carlos einherging, um junge Herren warb und alte mit aristokratischen Zauberkünsten zwang", Dichtungen von sich vorgelesen. Jean Paul fand sie „moralischer und schöner als die Krüdener und die Kalb, aber nicht so genialisch", und folgte ihr am 25. Juli nach Franzensbad, wo sie „ihrer unangenehmen und gewiß nicht wohlgebildeten Tochter Gesundheit verschaffen wollte". Dort behandelte er die schöne Frau mit einer „ihm ungewöhnlichen unsinnlichen Zurückhaltung", so daß sie selbstlos ihn für eine junge Freundin, die hübsche Tochter des reichen Landvogts Heidegger in Zürich zu erwärmen suchte.

Zur Belohnung aber für das erste Kapitel seines soeben begonnenen Romans „Titan", das er ihr eines Abends vorlas, „umarmte sie ihn mit Enthusiasmus". Als er nach fünf Tagen wieder nach Hof kam, war seine Mutter gestorben, deren Wassersucht den Tod als Erlöser längst hatte erwarten lassen. Ihr Nachlaß wurde auf dreiunddreißig Gulden geschätzt. Nun mochte er mit Ergriffenheit das Büchlein betrachten, das die Aufschrift trug: „Was ich ersponnen", und in das sie ihre kleinen Einnahmen eingetragen hatte.

Schon am 7. August war er wieder in Franzensbad. Diesmal blieb er eine volle Woche. Und nun weckt Emiliens Glut die seine. Und dann faßt er den Entschluß, im November Hof für immer zu verlassen und nach Leipzig überzusiedeln, wo auch Frau von Berlepsch ihren Wohnsitz zu nehmen gedenkt. Aber bis dahin war noch eine lange Zeit, und so besuchte sie ihn von neuem in Hof, wo er, als sie von dem gemeinsamen Leben in Leipzig spricht, „dem Übermaß ihrer Forderungen" entgegentreten muß. Als sie ihm gleichwohl mit überschwenglichen Briefen allzu nahe rückte, stellte er sich entschlossen auf den Standpunkt seiner „Simultanliebe". Aber die darob Verzweifelnde vertröstete er dann doch wieder auf Leipzig, ja er ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: „O Emilie, Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe."

Während Frau von Berlepsch vertrauend sich an dieses Wort hielt, suchte und fand Frau von Brüningk, auf Schloß Hohenberg bei Hof, die Freundschaft des Hesperus-Dichters, noch bevor er die Heimat verließ.

Weniger glücklich war die Frau des Konrektors Fischer in Hirschberg in Schlesien, eine geborene Gräfin Reichenbach. Denn als sie auf einer Reise seinetwegen einen Abstecher nach Hof unternahm, weilte Jean Paul gerade in Bayreuth. Immerhin erlaubte sein Bruder ihr, zwei Schreibfedern und ein paar welke Blumen vom Arbeitstisch ihres Abgottes mitzunehmen.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Weimar. [Hof, den 11. Juli 1796.] Über die acht Tage kroch die Zeit mit kahlen nassen Flügeln ohne Schwungfedern ... Ich kann

meine Freundin nicht vergessen, d. h. nicht entbehren ... Ich kann es nicht ertragen, ein Herz, das ich gern an meines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganze transparente Masse des Publikums verflossen zu wissen, ich kann keine anonyme Liebe ertragen — der Titan hat seine Raupenhülse zerrissen. Nichts macht mich frömmer und milder als ein Fehltritt: ich bin es nicht gewohnt, daß mein innerer Mensch sich eine Wunde stößet, und eben darum teilt ihm eine Verblutung ein neues sanftes Leben mit. Die Ferne heiligt die Seele und wärmt das Herz ... Ich werde an deinem Geburtstag vor Sonnenuntergang auf einen Berg treten und nach der Sonne, die gerade in deine Gefilde niedersinkt, mit vollen Augen blicken und an dein Leben denken. Schau der fallenden glühenden Welt dann auch nach und wisse fest, daß ich an dich denke, daß ich die Wolken deiner beschatteten Tage werde zählen und vorüberfliegen lassen und daß ich alle deine heißen Schmerzen von neuem beweine ...

Jean Paul an Frau Karoline Herder in Weimar. [Hof, den 16. Juli 1796.] Wenn man aus Ihrer poetischen Welt wieder in die Höfer prosaische zurückgefallen ist, so wundert man sich, daß man Insaß zweier so unähnlicher Welten sein kann und daß man neben Ihnen, Verehrungswürdigste, gesessen und geplaudert hat. Ihre Abende kolorieren meine Träume und entfärben meine Tage. Wahrlich, mein Kopfkissen ist für mich der Präsentierteller von Weimar: ich wünsche Ihrer Wirklichkeit alle Stickerei und Dekoration meiner Träume ...

Wenn einmal der Hesperus in Ihre Fenster glänzt, so nehmen Sie die Hand Ihres großen Geliebten und sagen: Schau den andern, erdigten Hesperus auch an und schreib fünf Zeilen darüber nach Hof ...

Jean Paul an Herder. [Hof, den 12. Juli 1796.] ... Ihr weiter und voller Kreis gestattet Ihnen kaum das Lesen der Briefe, geschweige ihr Erwidern. Ich bitte Sie also um nichts, aber ich wünsche Ihnen alles mit der gerührtesten Seele, in der je Ihr Bild gezittert hat. Um die Katarakten unsrer Tage sind, wie um andre, Nebel — möge auf den Ihrigen ein Regenbogen

sein! Möge jedes Auge, das sich Ihnen nahet, Sie so freudetrunken anschauen wie meines, und möge immer in Ihrer Brust der Himmel bleiben, der sich in der meinigen auftat, als ich nach einem fünfzehnjährigen Wunsche endlich an Ihrem so lange geliebten Herzen hing.

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig. [Hof, den 22. August 1796.] Den 17ten war die Frau des russischen Gesandten in Dänemark bei mir, eben diese Krüdener, die vielleicht wieder von Weimar [fort und] in Leipzig ist. Sie ist eine Seele, wie ich sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehen: die notae caracteristicae an ihr sind ewiger Friede und Freude in sich — ob sie gleich alles genossen — eine weite Menschenliebe, die nichts mit sentimentalischem, erotischem Eigennutz gemein hat, und eine gute Meinung, die sie von anderen, andere von ihr haben. Sie müssen dieses warme Herz, dem meine Bücher sein Italien und sein Eden fast wiederholet haben, kennen lernen: äußerlich ist sie unbedeutend, das klare, reine, warme Auge ausgenommen, das sich fünf Viertelstunden bei mir so oft in Tränen verklärte, denen meine folgten. Sobald sie in Leipzig ist, komme ich nach Leipzig; ich habe nun ein doppeltes Ziel, eine doppelte Freude. Ich weiß, ich lobe jeden, und noch mehr jede, in der ersten Minute zu sehr, in der mittlern zu wenig, in der letzten gerade recht — aber wie will ich anders?

Frau Julie von Krüdener an Jean Paul. [Leipzig, den 27. August 1796.] Auch Sie werden mir unvergeßlich sein, mehr noch aus dem, was ich sah, aus dem, was ich fühlte, als ich Sie sah, als aus dem, was ich las, wenn ich in Ihren Werken so oft mit tiefer Rührung Sie bewunderte. Unvergeßlich ist mir die Stunde, wo Ihr Auge, der Ton Ihrer Stimme, das unbeschreibliche Ganze Ihrer Empfindungen, in Ausdruck und Akzent übertragen, mir die schönsten der Harmonieen darstellte, Erkenntnis mit Gefühl verbunden.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich mache; Sie wissen es, wie unvollkommen ich Ihre Sprache besitze, Sie werden es aber ahnden, was ich denke, denn ich fühle es mit unbeschreiblicher Zufrieden-

heit, daß Sie mich ganz begreifen können, und daß das Wenige, was Sie von mir sahen, hinreichend war, um Ihren Blick bis in das Innerste meines Herzens zu leiten. O! wie wenige Menschen können mich verstehen! Wie schön ist die Hoffnung, Sie hier zu sehen, Ihnen dieses Herz aufzuschließen, Ihnen ohne Stolz und ohne Furcht die Tugenden wie die Fehler dieses Herzens zu zeigen.

Daß ich Sie kennen lernte, danke ich der Vorsehung; sie gibt mir in Ihnen eine neue kräftige Versicherung meines künftigen Glücks, und in Ihren Tränen lag eine Welt für mich.

Leben Sie wohl, ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief; er wäre schön für jeden Kenner des Schönen, für mich ist er überdem äußerst rührend. Möchten Sie so glücklich sein, als ich es wünsche, und möchte meine Freundschaft, meine Wünsche und die schönen Empfindungen, die Sie mir gaben, zu Ihrem Glücke beitragen! Erinnern Sie sich zuweilen, daß ich Sie nie vergessen werde.

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig, der auf diesen, Jean Pauls Reise nach Leipzig verschiebenden Brief hin, nach Hof reiste, um Jean Pauls persönliche Bekanntschaft zu machen, wobei er sich in Amöne Herold verliebte. [Hof, den 3. September 1796.] ... Ich komme nicht. Die Krüdener mag Ihnen die Entschuldigungen vor ihr sagen; die vor Ihnen sind diese: 1. wollen Sie keine. Sie wollen und müssen kommen, Otto ginge ja ohnehin nicht nach Leipzig. 2. ich bin unveränderlich, außer in Entschlüssen der Freude. 3. man muß nie einen Freund und eine Freundin zugleich aufsuchen — wenigstens verliert dabei der, der sucht. Der Mensch hat nur ein Herz, und nur zwei Arme, um daran zu drücken ... 4. Sie, meine Seele in meiner Seele, vergeben mir alles. Darum braucht es gar keiner Entschuldigung. Denn noch dazu gibt es keine, da ich ja alles vor dem Versprechen wissen konnte, was sein Erfülleh hindert ...

[Hof, den 1. Oktober 1796.] Dir haben, mein Guter, viele nasse Augen nachgesehen, und viele frohe Herzen klopfen deinen Briefen entgegen. Dein außerordentlich schöner Brief an Amöne hat ihr, mir und Otto ein poetisches Eden und Wünsche für die Verkörpe-

rung des deinigen gegeben. Jetzt sollte dein Auge und dein Herz wieder unter den warmen Festen unseres neu und enger geknüpften Bundes sein. Gleichwohl dehnet dir, wie auf dem Brocken, ein mikroskopischer Nebel alle Gestalten riesenhaft aus: du verdirbst die Mädgen durch deine Lorbeerbäume und -wälder. Trotz meiner Wärme und meiner kleineren Weltroute widersprech' ich deiner Heroldskanzlei über Renate [Otto, geb. Wirth], die doch wahrlich, sei sie auch noch so viel, nicht so gut sein kann wie du, geschweige noch besser. Sie wundert sich blos über deine schmeichelnden Irrtümer. Noch mehr irrest du dich über mich selber: alles, was du sahest (nicht schlossest) hab' ich wirklich, aber du sahst nicht alles, was ich habe, und darunter ist fast nichts als Schlimmes. — Auch steht in deinen Augen ein Mädgen, deren Reize ein leichtes Streiflicht zu Tugenden macht, auf einem viel zu hohen Postament, und ebenso die Liebe zu ihnen. Ach leihe mir deine Irrtümer! — Ich zerreiße hier den ganzen Fehdebrief mit dir — ich habe keinen Waffenplatz auf so engem Papier dazu — behalte deine Meinung und lasse mir die obige schweigend.

Schreibe unsrer Amöne recht bald. Dein gestriges Stillschweigen, so notwendig es war, war ihr doch unerwartet. Gib ihrem welkenden Sommer einen Nachsommer mit Blüten, setz ihr wieder neue Sprossen in ihre zersplitterte Himmelsleiter ein, und gib ihrem wunden Herzen einen frohern Pulsschlag, damit es sich täusche und verwundert ausrufe: „Ach, ich bin ja wieder glücklich." — Du wirst's werden, Gute, denn du stirbst bald!

Mäßige aber dein edles Feuer gegen sie: du machst sie unzufrieden — nicht mit dir — sondern mit der ganzen Welt. — Nie entwische dir in deinen Briefen an mich die kleinste Anspielung auf Amönens oder Renatens Geheimnisse. Willst du dich entladen, so tu es auf einem beigelegten Nebenblättgen ...

Johann Friedrich Reichardt an seine Frau. [Reichardt, einst Kapellmeister Friedrichs des Großen, war Salzinspektor in Giebichenstein bei Halle. Er hatte Jean Paul auf einer Dienstreise Anfang September 1796 aufgesucht und berichtet nun in

seiner Zeitschrift „Deutschland" in einem fingierten Brief an seine Frau:] Sein sonderbares äußeres Wesen setzte mich anfänglich fast in Verlegenheit: er schlurrte in zu weiten Schuhen die Stube auf und ab, mit langem, geradem, fast hintenübergebogenem Rücken und in die Höhe geworfenem Kopfe, dessen kahle Glatze er mit der rechten flachen Hand oft bedeckte; sein ganzes Gesicht sah wie der personifizierte (englische) Humor aus... Wir setzten uns zum Glase Wein gegeneinander über. Mit dem festen Sitz und der geraden Richtung mit Aug' in Auge schien mehr Ruhe in sein Wesen zu kommen...

... ich sage ihm ganz unbefangen, ich wünschte in diesem Augenblick, daß mein liebes Weib mit uns wäre und ihren schönen Anteil an unsrem Gespräch nähme — und nun stürzen dem Menschen die hellen Tränen aus den Augen; er springt auf, umfaßt mich, weiß sich nicht zu lassen, der schönste poetische Ausdruck einer überströmenden Empfindung ergießt sich aus ihm über die Seligkeit, einen Mann zu sehen, der in solchem Augenblick sich sein Weib zur Seite wünschen kann...

Beim Scheiden gegen Mitternacht mußte ich ihm zusagen, daß ich heute bei ihm einige Stunden zubringen und dann einige liebe Familien des Orts mit ihm besuchen wollte, in deren Mitte er sein einfach-glückliches Leben verlebt...

Ja, guter lieber Jean Paul, das hat dich zum Menschen gemacht, der du bist, daß du mit solchen lieben, herzigen, rein empfänglichen Menschen in traulicher Liebe lebst; daß du Raum hast in deiner weiten, ungeweißten Bodenstube mit deiner braven alten Mutter und dem jungen wackeren Bruder; daß dir der altväterische Stuhl und Tisch, an dem du vielleicht zuerst dich aufrichtetest und die ersten jugendlichen Züge hinmaltest, noch nicht zu altmodisch geworden; und daß so deine ganze Umgebung dich durch nichts aus dir selber herauszieht, du so in seliger Abgeschiedenheit mit dir selbst wie mit deinem besten Freunde lebst.

Jean Paul an Renate Otto geb. Wirth. [Bayreuth, den 11. Oktober 1796.] So oft ich eintunken will für Sie, geliebte Schwester, klopfen Leute an. — Aber vor allen Dingen ein

Wort über die Schachtel! Es ist eine jämmerliche Gabe darin, die ich Ihnen ans Herz hängen will noch außer meinem. Ich wollte mit etwas Prächtigem, in Hof Unerhörtem und Ungesehenem bei Ihnen anlangen und gab den Auftrag des Kaufs Oertels Schwester, und jetzt steigt das Ding ans Land — ich wünsche, daß Fräulein von Oertel schöner ist als ihr Kauf. Ins Medaillon müssen in die Hinterseite einige Wehwammen von meinem Kopfe: polstern Sie sie mit meinem Haare und tragen Sie dann die Haarseite auswärts gekehrt. — Was ists? Meinen guten Willen verkennen Sie doch nicht. —

Eben hab' ich Ihren aus Ihrem edelsten Herzblute geschöpften Brief wiedergelesen. Er bewegt mich tiefer und schmerzlicher und froher, als irgend einer, den Sie mir je schrieben. Welches Schicksal könnte mein Ich so auseinanderreißen und zerstören, daß Ihr Bild darin ausgelöscht und zertrümmert werden könnte. Nein, meine Renate, wir können uns nie verlassen, und die Jahre ziehen sich nur als neue und engere Banden um unsere Seelen. Unsere Liebe kann nur wärmer werden durch das nahe Opferfeuer der mütterlichen und der ehelichen, und wenn eines von uns stürbe, so wäre das andere nur ohne Trost, aber nicht ohne Liebe. O du meine Unvergeßliche, du bleibst ewig an meiner Seite, deine Freuden sind meine, deine Tränen sind meine, und die großen Stunden unserer Vergangenheit gehen mit mir durch mein ganzes Leben ... In Bayreuth find ich mehr Bekanntschaften und Freuden als jemals, aber das verdammte Weimar wirft seinen Glanz über alles und nimmt mir den halben Genuß, blos indem es meinen Wünschen und Hoffnungen so lange Flügel gab.

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Bayreuth, den 12. Oktober 1796.] Liebe Amöne, ich erhielt in einer Sekunde Ihren und die andern Briefe, die alle die Möglichkeit meiner Behauptung prüften, daß in das Menschenherz ein wenig mehr Liebe als Blut hineingehe. Ich mußte nämlich in derselben Sekunde vier Personen auf einmal mit voller Seele lieben. Ich hatte Recht gehabt. Ich übe mich sogar zuweilen, daß ich Freunde und Freundinnen um mich her in einen Zirkel stelle und meine Seele frage:

kannst du sie alle nebeneinander (nacheinander ist leicht) liebhaben?
Der Teufel sollte die Seele holen, wenn sie nicht könnte oder nicht wollte. Aber Übung brauchts — und dann ist das ganze Herz geläutert und hat im Freunde nur die Freundschaft lieb, im Menschen die Menschheit.
Sie legen wie Oertel auf Freundschaft einen zu großen Wert. Erst wenn man uneigennützig und ungekannt für die Menge um uns her, für die Dummen, die Schlimmen, die Armen, mit Teilnahme als für ewige, für unzerstörliche, für mehrere Welten bestimmte Wesen Wünsche getan und Irrtümer scherzend und freuend gedacht: dann weiß man gewiß, was man am nähern höhern Menschen aus Freude liebt und will.
Ihnen, gute Amöne, kann man, was man bei Ihrem Geschlecht so selten wagen darf, alle Wahrheiten sagen, und zwar mit der Zuversicht Ihres inneren Echos. Sie können nur in Irrtümer, nicht in Fehler fallen. Ihr Herz ist ewig rein; aber Ihre kleine Ichheit nimmt zuweilen für jenes das Wort.
Meine neue und immer neue Freundin, wenn wir durch irgend einen Zufall sollten auseinandergeworfen werden, so beteur' ich es vorher: nur mein Schmerz über den Mehltau in der schönsten, edelsten Rose treibt mich fort.
Ich achte Sie so sehr, so lange, so herzlich, ich liebe Sie so uneigennützig, aber jede neue Trennung war die längere, und die längste — möge schon gewesen sein, nie, nie kommen. Vergeben Sie alles, Allerteuerste. Mein Inneres ist zu weich. Und so leben Sie denn froh, Schwester meiner Vergangenheit, und nehmen Sie mich liebend auf. Jean Paul.

Jean Paul an Knebel, der sich als Übersetzer des etwa ein halbes Jahrhundert vor Christus geborenen, überwiegend erotischen römischen Dichters Propertius versuchte. [Hof, den 3. August 1796.] Mir ist immer, als müßte ich nach Weimar, um von Ihnen Abschied zu nehmen. — Ihre Elegien erhielt ich die vorige Nacht richtig und gut konditioniert, als ich aber erwachte, erschrak ich sehr, weil Träume allemal das Gegenteil bedeuten. Jetzt braucht

man einen Tyrtäus [altgriechischer Kampfliederdichter] mehr als einen Properz ... [Durch diese Stelle fühlte Goethe sich verletzt, dessen in antiker, an Properz geschulter Form gehaltene „Römische Elegien" und „Venetianische Epigramme", die in Wirkung seines langen Aufenthaltes in Italien und seines Zusammenlebens mit Christiane Vulpius entstanden waren, ihrer unverhüllten Sinnlichkeit wegen immer noch viel beanstandet wurden.]

Goethe an Schiller. [Weimar, den 10. August 1796.] ... Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas vom Almanach hören. Hier ein kleiner Beitrag, ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Äußerung des Herrn Richter in einem Brief an Knebel mich in diese Disposition gesetzt.

Einen Chinesen sah ich in Rom: die gesamten Gebäude
alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
Ach! so seufzt er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut. —
Siehe da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
der sein luftig Gespinst mit der soliden Natur
ewigem Teppich vergleicht, den echten reinen Gesunden
krank nennt, daß ja nur Er heiße, der Kranke, gesund.

[Auch von den in Schillers Musenalmanach für 1797 durch Goethe und Schiller gemeinsam veröffentlichten „Xenien" [Gastgeschenken] mit denen sie gegen Anmaßung und Schwäche ihrer „maßgeblichen" Zeitgenossen zufelde zogen, ist eines „Jean Paul Richter" überschrieben:

Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zurate wie jener
seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert.

[„Jener" ist der Breslauer Gymnasialdirektor Manso, der nach dem Dichterlorbeer strebte.] Öffentlich hat Jean Paul auf diese Verse nicht reagiert: „Ich antworte nie einem Menschen, der meinen Charakter nicht antastet; wiewohl Goethe nur satirisches Kurzgewehr hat und ich Langgewehr."

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 16. Oktober 1796.] Haben Sie schon den Schillerschen Musenalmanach gelesen? Suchen Sie ihn auf, dies eigne Produkt, worin viel Geist, Genie, kühne Manier, aber auch böse Laune ist. Auch Ihrer ist gedacht — eins geht an, eines verzeih ich nicht.
Ich möchte Ihnen über Ihren Hesperus viel sagen, viel darüber mit Ihnen reden. Ich habe über Männer und Frauen, über Freundschaft und Liebe eine Bemerkung gemacht. Männer wollen nur die Überzeugung, sie können uns Freunde sein; und wir betrügen uns über euch bis ans Ende. Mütter, sagt man, sollten die Töchter die Männer kennen lehren. O dagegen spricht, wenn sie erwacht ist, Natur, Gemüt und der Geist, wenn ein Weib diese Flamme in ihrem Wesen ahndet. Nur bei gleichen Wesen, die ähnliche Neigung und höhere Kraft und Kultur haben, erkennen wir, daß wir sind, hoffen und wirken — ohne dies ist's öde und tot. Aber so wohl wird es keiner; nur aus ihren Bedürfnissen suchen sie uns, übrigens sind wir ignorieret. Weh uns, wenn wir gar Göttinnen sein werden, dann müssen wir wie diese unsichtbar sein.
Nun zu Ihrer Vorrede [zur zweiten Auflage des „Quintus Fixlein"]. Ich war so nachlässig und furchtsam und sagte Ihnen nicht meine Meinung über diese Blätter, und vielleicht ist's nun zu spät, daß Sie, wenn Sie mir auch folgen wollten, nicht mehr könnten.
Ich muß Ihnen sagen: einige zarte, poetische Züge sind darin, das Ganze aber hat einen so christkatholischen Geschmack. Die Geschichte der Verführung, die ich bis in den Tod hasse, kommt darin gräßlich vor. Das Ködern mit dem Verführen! Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger, und ängstigen Sie ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr. Die Natur ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Die Stellen in Ihren Schriften über Weiber haben meist einen kleinen Irrtum; Sie werden's auch noch innewerden. Verzeihen Sie mir mein aufrichtiges Geschwätz.
Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine

ungerechte Resignation; immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeiten und Bedürfnisse, und selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes.

Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter; und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe und mehr als Goethe: Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt. Ich sage dies alles in Beziehung auf Ihre Vorrede [worin Jean Paul jede nicht ausschließlich auf Liebe begründete Ehe als Werk der Verführung bezeichnet]. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen seligsprechen. Wenn es möglich ist, so hören Sie meine Bitte und lassen Sie diese Vorrede nicht drucken, ich beschwöre Sie, ich flehe darum. Schonen Sie sich und zehren Sie nicht an Geist und Nervenkraft mit Ihrer brennenden Phantasie. Verzeihe.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb. [Hof, den 8. November 1796.] ... Schillers Furien-Almanach hat mehr Salz als Farben, alles darin ist klein, ausgenommen das Kleine, die Epigramme ... Doch habe ich gegen Goethe und Schiller eben so viele Liebe als eigentliches Mitleid mit ihren eingeäscherten Herzen ...

Heinrich von Spangenberg an Jean Paul. [Gera, den 3. Oktober 1796.] ... Nun das Zweite. Eine Prinzeß von Hohenlohe will für zwei herrliche Rosenknospen einen Erzieher haben, der ihnen warm in den Busen haucht, daß sie aufblühen. In einigen Tagen nach Empfang dieses Briefes werden Sie sie sehen, sie reist selbst nach Hof. Ich weiß freilich nicht, ob Sie in der Lage oder jemals Willens sind, eine solche Stelle anzunehmen, aber Sie verzeihen mir wohl, daß ich in dem Augenblick, da ich Sie nannte, mehr an die Kinder als an Sie dachte ...

Jean Paul an Heinrich von Spangenberg. [Hof, den 24. Oktober 1796.] ... Ich werde auf meinem litterarischen Spiel- und Marktplatz keine Kinder erziehen als meine; ich werde jetzt nach der Manumission des Schicksals in meiner innern Reichsunmittelbarkeit leben und sterben. Ich habe soviel zu schreiben, daß, wenn ich im achtzigsten Jahre vom Schreibtisch aufstehe oder vielmehr umfalle, ich mich ärgern werde, daß mir der Tod aus der Schreibestunde des Lebens schon Veniam exeundi [die Erlaubnis fortzugehen] gibt ...

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig [Hof, den 22. Oktober 1796] ... Du hast deinen Prozeß gegen die Krüdener verloren mit allen Kosten. Ich blätterte zwei Abende in ihrem Herzen. Den ersten warfst du noch immer Schneeballen in mein Altarfeuer. Den zweiten sah ich die idealische Seele (trotz dem Selbstlobe, das kein Egoismus ist, weil sie allen Menschen hilft und nachfühlt, und weil sie im Feuer für jedes Edle ihr Ich vergisset, und trotz den Verderbnissen ihrer weiblichen Unschuld oder vielmehr gewisser Grundsätze über die Liebe, die sich im Beispiel des Weltlebens besudeln) heil und rein auflodern, in der Selbsterniedrigung unter andere, moralischere Menschen, in den ängstlichen theologischen Fragen, was hier oder da recht sei, in den vielen Briefen an andere, die alle denselben Ton anschlugen wie ihre Reden, in ihren demütigen Konfessionen und Tränen.

Laß mich nichts mehr sagen. sie hat meine Seele erobert, ich sehe ihre Sonnen- und Sommerflecken des Weltlebens, ihre übertriebene Selbstachtung, ihre weiblichen Niederlagen, aber ich sehe auch den fliegenden glühenden Geist. — Du kennst sie nicht; tu mir den Gefallen, kein Wort über sie zu sagen ...

Ich bin jetzt überall von Liebe umschwommen und beglückt bis zur Bangigkeit ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, den 8. November 1796.] ... Ich habe Sie, was noch bei wenig Menschen möglich war, jedes Jahr stärker geliebt. Achtung und erotische Liebe kann die Sommerfrucht Eines Tages sein, aber

freundschaftliche ist die zögernde Wintersaat der Angewöhnung. Tausend Stunden müssen erst mit ihrem Wurzelnepheu zwei Herzen durchwachsen und sie so mit unzähligen Fasern aneinanderziehen. Freilich konnt' ich in Einer Minute der Freund Herders sein, aber im Grunde war ich's doch erst durch viele Jahre d. h. Bücher von ihm geworden: seine Feder war der Ersatz der Angewöhnung, und die Enthüllung des Autors vertrat die des Menschen.

Ich wohne jetzt unter einer ganzen Orangerie von Liebe, und wünsche nun nichts mehr in der Höfer Welt als — Zeit. Ach jetzt sollten Sie unter uns sein in unserm Kongresse und Konvente der Freundschaft . . .

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 23. November 1796.] . . . Ich verachte den, der bei Hohen und Fürsten um Pensionen buhlt, aber ich verachte den noch viel mehr, der nicht das Herz hat, von seinen Freunden etwas anzunehmen. Gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere und endlich Reue; sie achten nur den, der sie entbehrt. Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren mache. Es ist nicht möglich, daß es anders ist als es ist . . .

Apropos! Bonaparte sieht Ihnen ähnlich, nur ist er sehr klein. Das habe ich gewußt, denn das Ungeheuer hat mir gefallen.

Was habe ich denn noch zu sagen. Ach, sehr viel. Sei wie Minerva klug, und glücklich wie Apoll. Lächle nicht — du lächelst zu schön. Die Töne, die dein Gemüt ohne Worte gibt, sind süßer als Harmonikaklang — ich will still sein — still.

Jean Paul an Johann Friedrich von Meyer in Wetzlar, den nachmaligen Bibelübersetzer, Ehrendoktor der Theologie und Bürgermeister von Frankfurt am Main. [Hof, den 17. Dezember 1796.] Ihr Körper und Ihre Sprache kann nur ein Schleier aber keine Larve Ihres Herzens sein. Ihr Brief war ein Morgen, eine Jugend, ein Frühling, eine gestirnte Sommernacht für mich. Es ist ein gewöhnlicher Hang und Wahn des Jünglings und Menschen, sich und seinen Lebenslauf, seine Wünsche, seine Hölle und

seinen Himmel für einzig, für Naturspiel und Idiotismus des Schicksals zu halten. Es ist aber nicht wahr: wir sind alle ähnlicher als wir meinen. Ich finde mich überall unter den Menschen wieder, nur mit andern Biegungen der Form, ich finde überall Opfernde, solang ich Kinder und Eltern und Gatten sehe. Den Menschen fehlen selten Herzen, nur Augen: im Tempel ihrer Brust steht der lodernde Altar, aber der Gott fehlt ihm. Ach wie werden wir alle einmal erstaunen, daß wir uns nicht genug geliebt und geachtet haben ...

Jean Paul an die Obristin Wilhelmine von Kropff in Bayreuth. [Hof, den 30. Januar 1797.] ... Ich habe nun außer der vorigen Bitte um Vergebung noch eine zweite um Hülfe zu tun. Es betrifft die arme Überbringerin dieser Blätter. Ich habe mich als Vorbitter für diese Verlassene an den Herrn Obrist gewandt, und ich bitte Sie, was noch besser ist, die Vorbitterin zu werden. Die getäuschte Juliane (ihr Name ist romantischer und schöner als ihr Schicksal) wurde von einem Soldaten verführt. Er nahm ihr die Unschuld und die Hoffnung und ließ ihr nichts als die Armut und — sein Kind. Da er jetzt eine andere heiraten will, so bittet sie bei der Gerechtigkeit blos um seinen Beistand zur Erhaltung ihres Kindes. Den übrigen und längeren Teil dieser Geschichte können Sie aus meinem Brief an Ihren Herrn Gemahl ersehen.
So vergießet immer unser Geschlecht keine Tränen als fremde und verdient, statt das stärkere das härtere zu heißen.

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Weimar. [Hof, 21. Februar 1797.] Ihr letzter [Brief], vom 5. Februar, tat auf mich die Wirkung eines paradiesischen Vorfrühlingstages, wie wir jetzt haben; er machte mich bis in die Nerven meines Herzens wehmütig. Und dann sollte man die Hand ergreifen können, die ihn geschrieben hat. Eine zarte Aetherflamme, die hell auflodert, aber nicht knistert, sondern nur den feinsten Stoff verzehrt, schimmert durch ihn ...
Mein kahler Kopf hängt nun wie ein Bierzeichen auf die Gassen des Publikums heraus, und ich muß es erwarten, ob ihn die Vor-

übergänger mit Pfeilen oder Lorbeeren bedecken. Ein Autor muß hundertmal weniger nach Tadel fragen als ein Weib. Auch kann Tadel höchstens bessern, nicht stürzen, also komm er! — Mein Leben und meine Freuden versiegen bald unter dem Grabstein, und die Puppenhaut springt bald von der innern Psyche ab, aber der Same, den meine Schreibfinger auswerfen, überdauert meine Hülse aus Erde, und darum ist es meine Pflicht und Freude, alles, alles meinem Schreiben aufzuopfern.

Das Schicksal hat einen Trauerflor über Ihr Auge gezogen, darum sehen Sie Weimar schwarz. Wie? hätte man sich so verändert? unmöglich. — Einer aber verändert sich leichter als viele, wie Sie. Ein Hof ist nur für den ein verschüttetes Bergwerk, der darin Gold aufsucht . . .

Das männliche Herz ist geräumiger als das weibliche, in dem blos ein Ehebette und eine Wiege aufzustellen ist und mehr nicht.

Ihr Brief hat mir bittersüße Tränen gekostet. — Dein großes Herz verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubst, Männerliebe könnt' es füllen, aber deine weite Seele sättigt und füllt nur der Unendliche, der hinter dem Tod glänzt, durch seine zweite Welt . . .

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben". Fünftes Heftlein 1830: In dieser Zeit schickte Lavater in Zürich einen Maler namens Hottinger nach Hof zu Jean Paul, um sein Bildnis zu erhalten, und gab jenem ein Schreiben mit, woraus wir folgendes hier mitteilen:

„Der Zeichner lächelte und schien seiner Kommission froh. Aber können Sie so lange stille halten, als diese Operation und Exekution (ein Narr, den ich einmal zeichnen ließ, sagte ‚Köpferei! Ich lasse mich nicht köpfen!') dauern mag? . . .

Man hat uns einige Hoffnung gemacht, daß Sie wohl einmal zu uns in die Schweiz kommen könnten. Ich wünsche diese Freude zu erleben; falls ich aber vorher ins ewige Maiental hinüber berufen werde, so nenne ich Ihnen unter vielen, die Sie sehr gern sehen würden, nur die Namen Georg Geßner, Georg Schultheß, Pestalozzi, mein Sohn und der Wirt in Kilchberg. Ach, daß ich im Jahre

1793 durch Hof reisete, und nichts von Ihnen wußte! Zürich, Freitag Morgen, den 3ten März 1797. Johann Kaspar Lavater, Pfarrer."

Friedrich von Oertel an Jean Paul, in dessen Vertretung er von Belgershain aus mit dem Verlagsbuchhändler Beygang im nahen Leipzig das Erscheinen von Jean Pauls Idylle „Der Jubelsenior" vorbereitete. [Leipzig, den 20. März 1797.] Diesmal bin ich ein Beygangisches Fragezeichen, mein Guter, und zwar hinter folgenden Artikeln:

1. An einer Stelle Deines Appendix, wo Du von einem Fürsten sagst, er habe gegen den heiligen Geist gesündigt, was soll da für „heiligen" stehen? Der Zensor will den „heiligen" nicht, aus Furcht vor — Ärgernis. Willst Du dafür haben: „sein besseres Ich", „seinen guten Genius" oder was sonst.

2. An einer andern Stelle sprichst Du vom „Ratzentot", der hier mehre Menschen vergiftet habe. Dies bezieht sich auf den Reichsanzeiger und des Doktor Richter Vergiftung auf dem hiesigen Rathause. Nun ist's aber herausgekommen, daß dem nicht so war, sondern daß Richter und andere durch einen Punsch vergeben [vergiftet] worden sind, den sie selbst für einen andern bereitet hatten, welchen sie vermöge eines untergeschobenen Testaments beerben wollten. Folglich muß wohl dieser ganze Umstand aus Deiner Schrift heraus.

3. ist einigemal vom Regensburger Reichstag satirisch die Rede. Der Zensor begnügt sich damit, das „Regensburger" bis zum r. zu abbrevieren, und das kann Dir gleichviel gelten.

Überhaupt ist es mir mit Deinem Appendix sonderbar gegangen. Erst erhielt ihn, wie alle prosaischen Schriften, der Professor der Geschichte W., der kein Wort davon verstehen konnte und, um seine Unwissenheit zu verbergen, das Imprimatur verweigerte, freilich ohne eine spezielle Ursache angeben zu können. Ich riet nun Beygang, Dein Werk dem Zensor poetischer Werke, Professor E., zu übergeben, der freilich — er lieset meist nur Zeitungen — ebenso wenig davon versteht, dem aber mit einer kleinen Schmeichelei das Imprimatur — bis auf einige Punkte, wovon ich dir oben Beispiele

gegeben — abzugewinnen war. Beygang hätte es außerdem in Wittenberg [Preußen] müssen zensieren und drucken lassen, was ihm ungelegen gekommen wäre, da er schon Papier dazu angeschafft. Nun haben aber die Setzer hier und der gute Friedel, der die Korrektur übernommen, ihre liebe Not mit Deiner Orthographie ...

Jean Paul an Christian Otto. [Bayreuth, den 29. April 1797.] Mein guter Otto, ich wollte, du säßest auf meinem Armstuhl mit Kopfkissen in diesem hellblauen Stübchen hinter einem langen Kanapee, das dem Heroldschen Hause zu wünschen wäre, damit man sich in geraden Zahlen setzen könnte. Ich kann dir nicht beschreiben, sondern künftig erzählen, wie mich Emanuel mit einem bis ins Kleinste und Größte gehenden Ameublement überraschte, sogar von Büchern und von einem Reiseklavier. Das ist das erste Mal, daß ich lieber bei einem Freunde hause als in einem Wirtshause.

Was mir hier am meisten mit gefällt und mich einnimmt, das bin ich selber, weil ich mich in einen der besten und geschmackvollsten Sommerröcke (halbseiden ist er) begeben habe. Auch die Hosen sind nicht zu verachten. Ich sorge, der alte Mann kopiert mich, wenn er den Glanz erblickt ... [Der alte Herold in Hof hatte schon einmal durch einen Töpfer eine Statuette Jean Pauls anfertigen lassen und einen Ofen damit gekrönt.]

So oft ich ein frisches Hemd aus dem Koffer hebe, fühl' ich, daß ich ein Heimweh nach meiner Mutter habe, als wär' ich niemals rasieret und niemals gereiset ...

[Hof, den 24. Juni 1797.] Dein Billet hat meiner Seele wohlgetan. Ich bereue nichts, am wenigsten den Sonntag. Zur Menschenliebe nicht, aber zur Freundschaft gehört fremde Liebe und fremder Wert. Unsere Associées, zumal Amöne, beleidigen mich zu oft: ich mag diesen Kontrast mit meinem außerhöfischen Verhältnis und mit meiner Liebe nicht mehr ertragen. In Hoffeck war deine Antwort schädlich, aufreizend und auch für mich zu stark. Amöne hatte mich vorher mit mehreren Nadeln gestochen und mein Inneres war also voll Wundenblut. Leider zogen allemal meine notwendigen Kreuzzüge gegen Amöne Verklemmungen zwischen

uns beiden nach sich. Meine Liebe zu dir ist nicht einmal irgend einer von zweien Änderungen fähig, aber deine kann ich nie gewiß genug haben, und ich bin so eifersüchtig als einer in der andern Liebe. Übrigens hast du öfter moralisch Recht und ich mehr Liebe, oft leider auf Kosten des Rechts. Sonderbar schonest du oft alle, mich nicht. Da ich noch keinen Menschen in der Welt so geliebt und so liebe wie dich, so mußt du mir, zumal meiner mit lauter aufbrausenden Welten gefüllten Seele, wohl manches nachsehen. Ich komme vielleicht Montags zu dir, vielleicht nicht. Es ist vorbei, und alle Liebe und Güte bleibt. Aber tue mir nichts mehr! Ach, es wird euch allen zu leicht, mich nicht zu haben.
An Amöne hab' ich geschrieben, nicht mit der Bitterkeit des Herzens sondern der Wahrheiten.
Meine Mutter ist seit acht Tagen unheilbar schlimm geworden ...

Der Pastor Bülau in Anhalt-Zerbst an Jean Paul. [Den 12. Juli 1797.] ... Ich gehöre zu einem Stande, dem Sie oft bittre Wahrheiten sagen ... ich bin — ein Landprediger. Aber kein Adjunktus Graukern [im „Appendix" der „Biographischen Belustigungen"]; eher möcht' ich dem Pfarrer Fixlein zu Hukkelum wenigstens darin ähnlichen, daß mir ein früher Tod bevorsteht, den keine leere Ahndung fürchten läßt [Jean Pauls Fixlein glaubte, daß keiner seines Geschlechtes älter als zweiunddreißig Jahre werden könnte], den aber ein kränklicher Körper mir täglich predigt ... Ich weiß nicht, ob sich die Verfasserin der Inlage genannt hat, und darf sie daher nicht kompromittieren. Nur soviel: es ist eine Dame, die ihr Rang und bürgerliche Verhältnisse von mir entfernen, deren erhabener Geist und vortreffliches Herz aber mich zu ihr hinzieht ... [In der „Inlage", die einen gestrickten Geldbeutel begleitete, schrieb:]

Die Fürstin von Anhalt-Zerbst an Jean Paul. [Den 18. Juni 1797.] ... Mit kindlichem Vertrauen in deine Nachsicht, großer und guter Jean Paul, überliefere ich dir dieses Blatt. Blicke auf selbiges mit Schonung herab, wie ich mit Bewunderung zu dir hinaufblicke. Unzählige Wünsche ruhen auf demselben, die ich alle in dem Einen zusammenfasse, daß du dir stets gleich bleiben mögest.

Jean Paul an den Pastor Bülau in Anhalt-Zerbst. [Hof, den 17. Juli 1797.] Ein so bescheidener Ton setzt mehr Verdienste voraus als er eingesteht. „Nur ein Pastor" — sagen Sie lieber „nur ein Kammerherr". Auf den Landgeistlichen — auf den Stadtgeistlichen weniger — setzt der Genius der Menschheit oder des Jahrhunderts die Hoffnung des Ersatzes für die Schule, für die Freiheit, für das Licht, die noch alle dem sterbenden Jahrhundert fehlen. Die Kanzel ist der Buchladen des Volkes, wie der Buchladen die Kanzel der höhern Stände sein sollte. Freilich, die Reform der moralischen Proselyten wird erst durch die Reform der Heiden- und Christenbekehrer möglich. — Der bürgerliche Rang der Verschleierten ist nicht so hoch wie ihr geistiger. Möge sie vor dem Auge des Danks den Schleier aufheben — Kein kränklicher Körper ist der letzten Grube des Menschen so nahe als ein fester gesunder ...

Jean Paul an die Fürstin von Anhalt-Zerbst. [Hof, den 17. Juli 1797.] ... Möge irgend ein guter Genius die Wolken, aus denen Sie mir die Hand mit der Gabe reichen, auseinanderschlagen und mir den Engel enthüllen. Ihr Geschlecht und Ihr Wert weissagen mir das gewöhnliche Schicksal, daß ein solches Gewächs eines wärmern Klimas mit Stamm und Wurzel draußen im Winter der Wirklichkeit steht und nur mit einigen ins Treibhaus der Dichtkunst und der andern Welt hineingezogenen Zweigen blüht. Ich wünsche, daß alle Ihre Blüten ihren Frühling und Ihre Früchte ihre Sonne finden. Der innere Mensch findet alles, was er braucht, in der Hoffnung und in der Tugend, und wenn er mehr oder in der Wirklichkeit sucht, findet er nur Wunden. O schönes Herz, das Schicksal wende deine ab und fülle dich blos mit geliebten Gestalten ...

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch in Franzensbad. [Hof, den 25. Juli 1797.] Ich stelle meine zwei Entschuldigungen, teure Freundin, sogleich voraus, um unbefangener mit Ihnen fortzusprechen: Ihren ersten Brief bekam ich nicht, den andern heute; und meine Reise wurde durch die Brustwassersucht meiner Mutter verschoben.

Ihre Vermutungen sind ebensoviele Schmerzen für mich, nicht weil ich unschuldig bin, sondern weil Sie trübe sind. Nein, Teuerste, so leicht vergeß' ich nicht, und so leicht werden Sie nicht vergessen. Aus meinem Herzen durfte nie eine schöne Seele weichen, und keine, die ich liebte, und keine, die gelitten hatte — wie könnte Ihr Bild, bei der Vereinigung dieser drei Beziehungen, je in meinem Geiste verschwinden oder erbleichen? Ich dachte oft an Sie, aber immer beklommen, weil ich so viele Stunden Ihres Lebens denen ähnlich fand, die man auf zu hohen Bergen verlebt, in dünner oder leerer Luft, schwer atmend, um uns einsam und kalt, oben der stumme Himmel, unten der Glanz und die Kälte der Gebirge. Ach, möcht' es mein „Titan" so klar darstellen wie es in mir steht, daß die ganze idealische Welt nur vom innern, nicht vom äußern Menschen betreten und beschauet werden kann, daß der Irrtum, sie zu verkörpern, der Wunsch, sie zu be- und erleben, noch widersprechender ist als die Sitte der Nordamerikaner, die jeden Traum erfüllen zu müssen glauben, und daß das soviel wäre wie Geister in Körper, Gott in die Welt, Idyllen in Schäfereien verwandeln zu wollen.
Am Dienstag abends komm ich gewiß, wenn das Wetter und meine sieche Mutter es nicht verbieten ...
[Hof, den 30. Juli 1797.] Gute Emilie! So nenn' ich Sie künftig: schon in meiner Kindheit klang der Name Emilie meinem Herzen weissagend-schön. — Ich setzte eilig voraus, daß Sie bei mir die moralische Unmöglichkeit voraussetzten, gegen mein Ehrenwort — das ich meinem bloßen Worte weit vorziehe — oder gegen irgend eine freundliche Erwartung eines Menschen (geschweige eines geliebten) zu handeln: sonst hätt' ich weder durch mein Schweigen noch durch den zurückgefoderten Rock Ihre liebenden Irrtümer verdoppelt.
Warum setzet Ihre liebe Sehnsucht nicht die meinige voraus? Ich habe dem Schmerze [um den Tod der Mutter] die schwersten Steuern abgetragen und ich habe nichts mehr zu verwinden als ein wachsendes Sehnen. Den 5. August wart' ich von zehn Uhr morgens an auf Sie in Asch im Wirtshaus, weil Sie so wollen, und bleibe acht Tage bei Ihnen; nur Regenwetter verschiebt meine Freude ...

Ach, in Ihrem Herzen ist mehr Liebe als in Ihrem Auge, und darum werden Sie nicht gekannt und nicht glücklich . .

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb. [Hof, den 3. August 1797.] Da Ihnen ein kurzer Brief lieber ist als Schweigen, so wag' ich lieber jenen. Das Geschick hat eine Richtung meines Lebensweges mit einem Grabe verschüttet und nötigt mich zu einer neuen Bahn. Meine geliebte Mutter ist mir auf immer aus den Armen genommen; schon ihre Krankheit legte sich wie ein dichter Nebel auf alle Freuden des Frühlings.

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig. [Hof, den 13. August 1797.] Du hast vielleicht schon gelesen, daß das Geschick meine gute Mutter, deren opferndes Herz ich ein wenig belohnen und erfreuen wollte, mit einer langsam stumpfen Sense von meiner Seele und von diesem Leben abgeschnitten. Ach, ich würd' ihr gern die Ruhe gönnen, hätte die Arme sie früher gehabt, ohne das Grab. Nunmehr ist Hof düster, eng, und ein drückender umschließender Schacht für mich: der ganze Frühling und Sommer war, schon ohne die Wassersucht meiner Mutter, trotz meiner Entzückung im „Titan", eine schwüle Steppe für mich.

Ich gehe nach Leipzig in der Mitte des Novembers, schon weil mein Bruder eine Universität beziehen muß . . . Auch die Berlepsch zieht nach Leipzig. Ich habe nun im Leben Einer Woche mit ihr zum ersten Mal erfahren, daß es eine reine, einfache, bestimmte, weibliche Seele gibt, die einen bessernden Genuß ohne Eine Ecke gewährt und aus der ich nichts wegverlangte: diese Emilie hat mich erhoben und ich sie. Lieber Oertel, dringe stärker in ihre Geschichte und Seele und du findest, was ich zum erstenmale fand: soviele kühle Besonnenheit und Unsinnlichkeit bei einer idealischen Phantasie. Ich mag sie gar nicht loben: sie besucht dich in vierzehn Tagen, und ihre geistigen Schleier werden bei ihrer enthusiastischen Liebe und Achtung für dich leicht von ihren Reizen zurückfallen.

Also lies mir eine Wohnung aus, Lieber. Sie muß eine erträgliche Stube für mich, eine kleinere für meinen Bruder und Eine Schlafkammer für uns beide haben — ferner kann sie in der Vorstadt und ohne Aussicht sein. Rauch und Sonnenhitze und besonders Winter-

kälte darf sie nicht haben, einige Möbel (da ich mein Gerümpel nicht gern so weit transportiere) und sogar die Gelegenheit, mit oder von den Leuten im Hause zu essen, wären mir als ein Surrogat meiner eingebüßten Häuslichkeit erwünscht.
Meine ewige Regel für lange fortwirkende Entschlüsse ist, zu zögern. Denn der Zufall gab mir immer bei wichtigen Dingen das Räderwerk, und ich brauchte es nur aufzudrehen. Ich habe nun die Kometen-Linien des Verhängnisses so oft und lange berechnet, daß ich aus Einer die künftige errate: ich wußte den Tod meiner Mutter, meine Entfernung von Hof, ich weiß meine höchsten Schmerzen und Freuden voraus. Und jedes Auge kann es, unter dem ein Herz ist . . .

Jean Paul an Christian Otto nach Bayreuth. [Hof, den 13. August 1797.] Eben komm' ich von meiner erhabenen und erhebenden Emilie von Berlepsch zurück . . . Die Fülle macht mich, wenigstens schriftlich, stumm. Tausend Dinge hab' ich dir zu sagen, wie du mir. Aber meine Universalhistorie in Franzensbad und meine dareingewebten Entzückungen brauchen dein Ohr, nicht dein Auge: ach, endlich fand ich die erste weibliche Seele, die ich ohne Ecken und Widersprüche genoß und die mich und die ich besserte — es ist diese Emilie von Berlepsch. Sie ist zu edel und vollendet, um mit Dinte gelobt zu werden . . .
Über deinen ersten Brief wollt' ich dir viel schreiben, über alle meine Schmerzen, über alle Stacheln, womit das Geschick mein Herz durchstochen hat, über meine Klage ohne Trost, daß meine Mutter nichts, nichts auf der Erde gehabt, und daß ich ihr so wenig gegeben, und über mein Erstarren über das Buch, worin sie aufschrieb, wieviel sie sonst von Monat zu Monat gesponnen. — Wenn ich alle Bücher der Erde wegwerfe, so les' ich doch, gute Mutter, deines fort, worin alle Qualen deiner Nächte stehen, und worin ich dich in der Mitternacht mit der keuchenden stechenden Brust den Faden deines kargen Lebens ziehen sehe. — Ich habe sie ein Vierteljahr vor ihrem Tode betrauert, — aber doch jetzt tut es meiner Seele zu weh, daß sie hier nichts hatte als ein sieches Herz voll Tränen.

Ach, du warst glücklicher! Ich will dir meine Stunden nach dem Ende der ihrigen erzählen, wenn ich einmal kann. Am Morgen, wo ich ging [nach Franzensbad], nahm sie Abschied und dankte mir für alles und war besorgt, daß ich mich vom Boten verliere. Als ich wiederkam, hatte die rauhe Hand des Todes, ungleich der Hand der Vorsehung, alle Leiden und alle Jahre auf dem blassen Angesicht ausgestrichen, und sie war verjüngt und beruhigt. Ach, wem will ich etwas erzählen, da ich's nicht einmal schriftlich beschreiben kann.

Frau Emilie von Berlepsch an Jean Paul. [Naumburg, 10. September 1797.] Morgen komme ich nach Weimar, da finde ich einen Brief, das sagt mir die sonderbare unaussprechliche Sehnsucht, womit ich nach dem Ort verlange, wo nicht Eine Freude — außer die, Herder zu sehen — meiner wartet. — Ach, ich bitte Sie nicht, mich zu lieben, das wäre albern, aber ich bitte Dich, Du Guter, den Himmel, den Du in mir erschufst, recht zu bescheinen und, wenn Du es kannst, auszumessen, und so wirst Du ihn gewiß nie zerstören ...

Ach, wir müßten nicht getrennt leben! Ich trage das Gefühl des Nicht-völlig-reif-werdens, der moralischen Unvollendung beständig mit mir herum, und es vermehrt vielleicht meine Sehnsucht nach der wolkenfreien Nähe einer Sonne. Und diese Sonne ist — Ihres Geistes Liebe.

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch nach Weimar. [Bayreuth, Mitte September 1797.] Ihr Bild hing wie eine Sonne zwischen meinen andern Bildern, und diese hingen als Nebensonnen um Sie. Ich sehne mich an das Herz Herders zurück, aus dem der Ichor [Götterblut] eines höhern Geists als der Nervengeist seit meiner Jugend in meines überfloß ...

Sie vermengen Allgemeinheit der Liebe mit Veränderlichkeit derselben. Ich habe nie eine Seele der andern geopfert. Die Liebe hat so viele Stufen als es menschliche Liebenswürdigkeiten gibt. Soll ich jene Fülle des Herzens wiederbegehren, die die ganze Erde und alle Wesen und Planeten aus ihm heraussperrt, um den weiten Platz alles Liebenswürdigen mit Einem Wesen auszufüllen? ...

Ich sehne mich von der Messiade zum Epigramm, vom „Kampaner

Tal" in die „Holzschnitte", von der Dichtkunst ins bürgerliche Leben, vom Land in die Stadt, von Ihnen zu andern, aber freilich noch öfter zurück. Wir werden neue Stunden erleben mitten im ewigen Dakapo der Zeit. Eben meiner alles nachspiegelnden Vielseitigkeit haben Sie mein Aufnehmen Ihres gleich dem Himmel einförmigen Wesens zuzuschreiben.

Herder trenne Sie von jeder harten Nachbarschaft. Und der ewige Geist sage jeder fremden Seele: tue der wunden nicht weh!

Frau Emilie von Berlepsch an Jean Paul. [Weimar, den 20. September 1797.] Ich habe Ihren Brief. Die Art, wie ich ihn endlich erhalten, ist ein Beitrag zur Geschichte der Briefe; doch davon ein ander Mal. Atemlos vor Freude nahm ich ihn aus der Hand des Überbringers, alle meine Nerven zuckten, ich konnte ihn nicht sogleich lesen. — Endlich war er gelesen! Aber nun — ich wollte, ich brauchte kein Bild wie das hier schrecklich wahre der hohen schwellenden Wogen, die plötzlich ein Frost erstarrt. So war mir; aber warum? — Das fragen Sie mich nie! Der Himmel, von dem ich oben schrieb, ist schon zerstört.

Ich war einige Stunden bei Herders; wir sprachen nur von den Kunstwerken in Dresden und von Ihnen. Herder sagte mit dem gutmütigsten Ausdruck, Sie hätten wohl in Deutschland, d. h. in der Welt, nicht Ihres Gleichen an Reichtum und Schnellkraft des Geistes und dabei ein so reines schönes Herz. Kann man mehr sagen? und doch nannte mich die Herderin, als ich von Ihnen sprach, eine Schwärmerin. — Übrigens ist hier alles wie durch einen bösen Zauber auseinandergesprengt, Liebe, Freundschaft, Begeisterung, Kunstgenuß, ja sogar Geselligkeit sind hier nicht einmal mehr ein Laut, ein Schatten. Ein bleiernes Nichts drückt alle Köpfe, alle Herzen in eine scheinbar gleiche Unform ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Bayreuth, den 16. September 1797.] ... Ich laufe hier meinen gewöhnlichen Zodiakus [Tierkreisbogen, den die Sonne in einem Jahr scheinbar durchläuft] von Häusern durch, ich werde dir nicht viel zu erzählen haben. Dienstags geh ich hier ab. — Vor euch erscheinet ein Mensch veränderlich im Geschmack, weil er, der aus einem

dreißigjährigen einsamen Isolatorio und Bicêtre [bekanntes Spital und Irrenhaus bei Paris] herauskam und der vorher darin weder Städte, noch Mädgen, noch Bälle, noch Leute gesehen, nun die allerersten, die er vor der Kerkerschwelle antraf, natürlicherweise für herrlich ausschrie (denn er verglich alles mit den Ratten und Ketten und Mauerflecken seines Bicêtre) und weil er nachher über der Schwelle draußen oft anderer Meinung wurde, wenn er sich umsah und verglich: besagter Mensch war und ist später gar nicht veränderlich ...

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch nach Weimar. [Hof, den 2. Oktober 1797.] Ich bin unschuldig, Emilie, ich glaubte nichts zu sagen, als was ich schon mündlich gesagt, ich liebe Ihre, ich möchte sagen, metrische Seele unbeschreiblich und ewig, und wie kann ich dem guten Auge, dem ohnehin die Vergangenheit den Himmel so trübe bezogen, selber irgend eine blaue Stelle haben nehmen wollen? O Gute, kennen Sie mich denn aus meinen Büchern und Gesprächen noch so wenig, daß Sie ihnen weniger glauben als irgend einer verunglückten Briefwendung? Mußt ich nicht glauben, daß Sie dieselben Äußerungen, die Sie mit den Ohren vertrugen, auch mit den Augen vergäben? Oder ist irgend eine Wolke zwischen uns, die mich verbirgt und dafür eine feindliche Gestalt hinmalt? Ich sehe Ihre geliebte durch die Wolke und liebe Sie nach Ihrem Briefe noch wärmer; aber ich werde nicht gesehen, und nunmehr, da ein unbegreifliches Mißverständnis uns verwundet, so schweig ich, bis wir uns sprechen über alles aus Furcht vor einem neuen, da ein briefliches sich leider erst durch die lange Post und nicht wie das mündliche durch Einen Blick auflöset ...

Ihre Schilderung von Weimar erinnert mich an meinen alten drückenden Gedanken: daß die aller-allerwenigsten Menschen einen Lebensplan, obwohl Wochen- Jahrs- Jugend- Geschäftsplane haben. Die Menschen sind auf ihrem Wege ohne Ziel, und der Zufall, die Not und die Begierde drängen sie an eines, und das nehmen sie für ihres: Goldstücke und Ehrenmedaillen ziehen den Menschen am längsten im Leben nieder, und so stirbt der äußere, ohne

daß der innere je flog. Die Dumpfheit der menschlichen Wünsche, die Gleichgültigkeit gegen innere Einigkeit, die halb ungleiche, halb zufällige Ausbildung der innern Glieder, deren eine Hälfte einem Riesen und deren andere einem Zwerge anpasset — diese Dinge können mich, wenn ich sie lange betrachte, nicht bloß traurig, sogar zaghaft machen. Auf die Kirchhöfe der ganzen Erde sollte man die allgemeine Grabschrift setzen: Hier liegen Wesen, die einst nicht wußten, was sie haben wollten.

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, im Oktober 1797.] Ich bin heiter, werde fest-ernst und fast stolz. Als die Berlepsch bei mir war und mich verhörte, wann ich einen Brief von Ihnen erhalten? hab' ich ein wenig gelogen und gesagt, Sie hätten mir von Leipzig geschrieben. Denn, wenn es auch wahr ist, daß Sie Charlotten über diese Minerva, Venus, Ninon, Sappho vergessen und ganz entbehren können, so soll sie doch dieses Glaubens noch nicht leben. Ein Brief kann mir überhaupt wenig sein, ein Besuch muß über uns entscheiden. Da wollen wir von der Zukunft reden und sie befestigen ...

Jean Paul an den Pfarrer Vogel in Arzberg. [Hof, den 21. Oktober 1797.] Teuerster Freund! Ich gehe als Einwohner und mein Bruder als Student nach Leipzig und ziehe auf immer aus den Gegenden meiner Jugend. Gerade so wie zum erstenmale, da ich als Student nach Leipzig ging, schreib ich Ihnen zum zweitenmale und mit derselben Beklommenheit, womit man das Maschinenwerk der Lebensbühne allzeit um und durcheinander schieben sieht. Ihren gedruckten Schätzen, Teuerster, verdank ich einen großen Teil meiner exzerpierten, und nie kann meine Dankbarkeit für Ihre Liebe kleiner werden. Der Himmel führe im gaukelnden Traume des Lebens immer holde Welten vor Ihr Auge und wende die Nachtluft und die Nachtfröste ab! Leben Sie und die Ihrigen glücklich, glücklich, glücklich! J. P. F. Richter. — N. S. Haben Sie den Hesperus und das Kampanertal gelesen?

Jean Paul an Renate Otto geb. Wirth in Hof. [Hof, den 28. Oktober 1797.] Mein Leben ist hier geschlossen, aber meine Liebe nicht. Du teure Seele, ich will dich künftig wärmer

lieben, die ewig blühenden Tage unseres Zusammenlebens vergehen nur mit dem Herzen, das sie erschuf und genoß. Sage nur künftig alle deine Freuden und alle deine Wunden, und mache es mir leichter, mich für die stumme Flucht zu trösten, die mir meine Qualen des Scheidens abzwangen ...

Jean Paul an Karoline Herold in Hof. [Hof, den 28. Oktober 1797.] ... Es ist besser es sind sechzehn Meilen zwischen uns als Ein Gedanke ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Hof, den 28. Oktober 1797.] ... Vergebt mir alle meine schweigende Flucht, die ich mir und vielleicht nicht mir allein schuldig war ... Hier ist das Geld für die Leinwand. Briefe an mich werden an dich kommen, brich sie vorher auf wie einem, der im Gefängnis ist ... Mein Abschied war wie meine Trauer über meine Mutter, ein Vierteljahr vor ihrer und meiner Abreise ...
Eben verlangst du mich auf den Abend. Gott gebe, daß ich mein Inneres mit Spaß ersticke und die Qualen der Phantasie bezähme. — An Emanuel schreib den Ort meines Aufenthaltes. Nimm der armen Karoline etwas von ihrer dunkeln Einsamkeit ... Mein letztes Wort an dich ist noch: sei mutig, strebe gegen kränkliche Phantasieen männlich an, und trete wie ich immer mutiger und weiter in's tätige Leben hinein, damit deine Kraft noch mehr andern und dadurch dir nütze.
Und so, mit diesem Wunsche, mit diesen Hoffnungen, mein Unvergeßlicher, mein ewig Geliebter, schließe sich für mich meine Jugend-Zeit, und wir wollen von einander gehen und schweigen. Edler und würdiger ist unser künftiges Beisammenleben in Briefen und in den Tagen der herrlichen Wiedererblickung als das bisherige getrennte und schlaffe. — Wenn der Mensch eine Ewigkeit in seinem Herzen tragen kann, so sag' ich: du bleibst in meinem und ewig. Und das sage auch deiner geliebten Schwester und deinem geliebten Bruder: ich will euch drei nicht in der Welt suchen, denn ich find' euch nicht.
Und so lasse mich ziehen von deinem Herzen und von meinen Freuden und von meiner Jugend ...

In Leipzig
1797 bis 1798

Anfang November 1797 traf Jean Paul in Leipzig ein. Hatte er als Student dort Wand an Wand mit seinem inzwischen verstorbenen Schulfreunde Adam Lorenz von Oerthel aus Töpen gewohnt, so hieß ihn jetzt sein literarischer Freund Friedrich von Oertel aus Leipzig willkommen, der ihm mit Hilfe des Buchhändlers Beygang an der Petersstraße im gräflich Hohenthalschen Hause eine Wohnung verschafft hatte. Mit ihm zusammen hauste sein Bruder Samuel, der in Leipzig studieren wollte, sich aber bald dem Spielteufel verschrieb und der brüderlichen Aufsicht entzog. Ein siebzehnjähriger Sonderling, Violinist und Philologe namens Paul Thieriot aus Wiesbaden, der im selben Hause wohnte, schloß sich dem Dichter alsbald in überschwenglicher Freundschaft an.
An Familien, in denen Jean Paul in Leipzig verkehrte, sind zu nennen die des Buchhändlers Beygang, in dessen Verlag „Der Jubelsenior" erschienen war, die des Medizin- und Philosophieprofessors Platner und die des alten Kreiseinnehmers, Rittergutsbesitzers und Kinderliederdichters (Morgen, morgen, nur nicht heute!) Christian Felix Weiße.
Die Ankunft der Baronin von Berlepsch in Leipzig verzögerte sich bis in die zweite Dezemberhälfte hinein. Am Heiligen Abend überraschte sie den geliebten Jean Paul sinnig durch ein Bild, „Die büßende Magdalena", nach dem Original von Batoni in der Dresdener Galerie, und durch einen Lorbeerkranz, in dem ein Vergißmeinnichtkränzchen hing. Bei diesem lautete die beigefügte Bestimmung: „Für mich", bei jenem: „Für Dich." Die einzelnen Phasen seines Verhältnisses zu Frau Emilie von Berlepsch spiegeln seine Briefe an Christian Otto anschaulich wider: im Februar 1798 hat er seine Freiheit zurückgewonnen und dem Verhältnis einen rein freundschaftlichen Charakter gesichert. Auch „der schöne Traum" der Baronin, der Geliebte solle ihre Zürcher Freundin

heiraten, während sie selber beiden als beglückende und beglückte Hausgenossin angehören wolle, war ausgeträumt.
Frühling und Sommer waren voll Reiseunruhe. Im April war Jean Paul mit seinem Bruder in Hof, im Mai mit Frau von Berlepsch in Dresden. Weder die Reise dorthin noch der Aufenthalt dort war rein erfreulich: auch die nur noch freundschaftlich liebende Baronin erwies sich als anspruchsvoll und unbequem. Als er zurückkam, hatte sein Bruder Samuel sein Schreibpult erbrochen und mit dem darin aufbewahrten Gelde das Weite gesucht. Diese Erfahrung verleidete dem Dichter die Stadt vollends, deren geistiges Leben ihm ohnehin so flach dünkte wie ihre Landschaft. Der Gedanke, nach Weimar überzusiedeln, nach „Kanaan", wurde zum Entschluß. Aber bevor er ihn ausführte, unternahm er noch zwei Reisen, nach Halle und Halberstadt die eine, nach Jena und Weimar die andere. Nach Halle zogen ihn zwei Männer, die sich der besonderen Wertschätzung ihrer Zeitgenossen erfreuten: der ehemalige Kapellmeister Friedrichs des Großen, Johann Friedrich Reichardt, dessen Vertonungen Goethe die Volkstümlichkeit einzelner seiner Lieder verdankte, und der Professor, Konsistorialrat und zeitweilige Kanzler der Universität August Hermann Niemeyer, der als geistlicher Liederdichter und in Nachfolge August Hermann Franckes als Pädagoge sich einen Namen gemacht hat. In Halberstadt aber lebte als fast achtzigjähriger Kanonikus (Domherr) der „Vater Gleim", dessen vor vierzig Jahren erschienene „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" noch unvergessen waren, und der sich in immer neuer Begeisterung angelegen sein ließ, aufstrebende dichterische Talente zu fördern, wie er denn auch Jean Paul schon einmal mit einem Ehrenhonorar von fünfzig Talern bedacht hatte. In Goethes und Schillers Xenien war er mit dem alten Peleus verglichen worden, dem leider die spannende Kraft und die Schnelle mangele. Gleim beklagte sich bei Herders und bezeichnete die Xenien als „reißende Wölfe, ärger als die Jakobiner". Goethes und Schillers Gegner aber priesen den alten Grenadierliederdichter als Seher Gottes und Priester der Humanität und der Grazien.

In Jena wurde Jean Paul zwar von Schiller nicht empfangen, doch lernte er andere Zierden der Universität kennen. In Weimar vertiefte er die vorhandenen Beziehungen und knüpfte neue an. Frau von Kalb, in deren Zeichen sein erster Besuch dort gestanden, weilte jetzt freilich auf Kalbsrieth, dem Stammsitz derer von Kalb.
Am 5. September traf Jean Paul wieder in Leipzig ein, um die Übersiedelung vorzubereiten, sehnlich erwartet von einer „Madame Hähnel", in die er sich im Frühsommer auf einem Spaziergang „so weit als tunlich und nötig war in so kurzer Zeit" verliebt hatte, und von einer andern Madame, von der nur feststeht, daß sie Marianne hieß, unglücklich verheiratet war und den letzten ihrer Briefe an den geliebten Dichter geschlossen hat: „Die Deinige bin ich bis zum letzten Hauch meines Lebens."
Das schriftstellerische Ergebnis dieses Leipziger Jahres trat zunächst in den „Palingenesien oder Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg" in die Erscheinung, einer von Satiren durchsetzten philosophischen Erzählung, deren Tendenz gegen die ihm wesensfremden ästhetischen Anschauungen Goethes und Schillers und gegen die sich über das Leben erhebende Zuspitzung der Kantischen Philosophie gerichtet ist. Denn wenn ihm auch die Größe Kants schon in seiner Töpener Zeit aufgegangen war — „Kant ist nicht ein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal" — so glaubte er doch in der restlosen Durchführung seiner Philosophie Gefahren für das lebendige Leben und die menschliche Natur zu erblicken. Jean Paul hatte sich immer entschiedener dem ihm wesensverwandten (übrigens um zwanzig Jahre älteren) bedeutendsten Vertreter der Gefühlsphilosophie Friedrich Heinrich Jacobi (aus Düsseldorf) zugewendet, der vordem Goethe freundschaftlich sehr nahe gestanden und für den der Ausspruch bezeichnend ist: „Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es."

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 3. November 1797.] Der Erstling meiner Briefe gehört dem Erstling meiner Liebe, Dir . . . Für zwölf Reichstaler bin ich nach Gera geflogen wie nach Leipzig gewatet. Der Blaue Engel in Schleiz

und der Schwarze Bär in Auma verdienen verwechselte Namen: der Engel fraß, der Bär sättigte mich.
Um zehn Uhr Dienstags schossen wir ins lachende Gera ein ... Buchhändler Heinsius speisete mich abends wie der Schwarze Bär — Wein, Weiber und Gesang und „ein Narr sein Lebelang" (Dr. Schmidt aus Jena) und ein Blinder, der meine Verbeugung gar nicht erwiderte, waren da. Heinsius Frau (Schwester Göschens) ist rundbackig, lebhaft, witzig und eine lebendige in einer chemise steckende Empfindung. Es war hübsch. Heinsius ist fein und höflich.
Den andern Tag um zehn Uhr fuhr ich fort ... In Pegau schlief ich. Jetzt fand ich schon sächsische Höflichkeit und — Spitzbüberei. Sogar die Akzisebedienten und Fuhrleute haben ihren Teil Höflichkeit. Ich will mich lieber betrügen als anschnauzen lassen ...
[den 4. November 1797.] Unter dem Mauthtor hatt' ich nichts zu geben als eine Antwort. Ich fuhr zu Beygang, er, sein associé [Hermann] und mein Korrektor (und so nachher alle Leipziger) empfingen mich, als wär ich wieder in Weimar. Ich sah flüchtig das Museum [von Beygang eingerichtete Leseräume] dessen Verzierung, Bücherschätze und Bequemlichkeiten und Stille (denn es ist ein besonderes Sprechzimmer) die drei hochgewölbten Säle zu himmlischen Freudensälen machen. Dann führte mich Hermann in mein Logis, das mir mit seinen hohen Stuben, hohen Fenstern, herrlichem Ofen (ich brauche zwei Drittel weniger Holz) und mit seinem neuen Ameublement (die Kommode ist besser als alles, was ich hineinlege) und mit seiner Hausherrschaft (Kunsthändler Pfarr) und mit der gefälligsten Köchin (die immer neben mir in der Küche ist und die für zwei Reichstaler vierteljährlich alles besorgt) meinen Dank gegen Hermann immer höher trieben ...
Oertel hatte schon vorher einen Brief deponiert, der mich zu einem einsamen Wiedersehen einlud. Nach einer halben Stunde macht er die Nebenstube auf, und seine Frau — so groß und schmächtig wie Renate, weder schön noch unangenehm, aber mit liebequellenden milden Augen, die einem das Herz zauberisch wegziehen — fiel mir, obgleich noch Mutter und zwei Schwestern da waren, um den Hals ...

Donnerstags abends war ich im Konzertsaal, über hundert Zuhörer, Pauken, ein pergamentner Donner, Orgel, Sängerin, kurz: ich hörte das erste Mal in meinem Leben Musik. Wie dem Adam die Tiere wurden mir Leute präsentiert, aber blos weil ich einen Namen hatte ... Noch um acht Uhr kam zu mir ein Mensch, ohne Hut, mit straubigem Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar, (Thieriot, ein Violinist und Philolog) und machte den beschwerlichen Sonderling, weil er mich für einen hielt ...

Thieriot erzählt [in der „Zeitschrift für die elegante Welt", 1840]: ... Ich erschrak, da ich abends hörte, er wäre da. Aber noch mehr, da ich am folgenden Morgen erfuhr, daß er neben mir in demselben Hause wohnte. Ich wollte mir anfangs das Vergnügen aufsparen, das mir gewiß war, ihn zu besuchen und mit ihm bekannt zu werden, aber ich hielt mir nicht Wort. Ohne Hut und — Kopf ging ich abends nach dem Konzert zu ihm, trat, innerlich ohne Vorbereitung, dreist wie zu einem Bekannten herein (ich hatte mich nicht einmal im Konzert vorstellen lassen wollen, eigentlich ekelte mich vor dem Präsentierteller), berief mich auf meine Nachbarschaft und vorzüglich darauf, daß ich einer seiner fleißigsten Leser sei, und der oft nach Hof zu reisen gewünscht seinetwegen. Aus reiner Liebe, bloß um anzuschauen, käme ich zu ihm; „ich kenne Sie, kennen Sie mich wenigstens als einen, der Sie kennt." Er: „Ei, mein Lieber, Sie sind so enthusiastisch — es ist doch sonderbar — sagen Sie mir, sind Sie immer so sonderbar wie jetzt? Kommen Sie doch zum Ofen." Wir sprachen vom Konzert. Er gratulierte sich, nach langer Zeit einmal wieder eine ordentliche Musik gehört zu haben ... Er fragte mich um meinen Lieblingsschriftsteller. Ich nannte ihm ihn selber. „Ich glaubte, Sie würden mir aufrichtiger antworten", replizierte er ...

Dann sprach er über Goethes Werke überhaupt, die er in die des griechischen und des deutschen Geschmackes teilte ...

Von seinen Schriften sagte er: „Da glauben sie, es sei alles ein Strom, der von selber fortläuft, und ich tue eher alles mit der Kritik. Sie übersehen die oft im Anfange fein angelegten kleinen Umstände, die die Folge motivieren." Von seinen satirischen Schrif-

ten, der ersten Arbeit, sagte er, man müßte sie behandeln wie Epigramme und nicht zu lange darin lesen.
Noch fällt mir ein, daß ich ihn einmal bat, mir etwas „ohne Umstände" zu sagen. „Ich wüßte nicht, warum ich welche machen sollte," antwortete er und setzte hinzu: „zumal, da Sie keine machen." Ich weiß nicht, ob er mich eingeladen hat, wiederzukommen, denn ich ließ ihm keine Zeit dazu, sondern drang ihm die Erlaubnis ab, nachdem ich ihm scherzhaft geraten, auszuziehen, weil ich ihn öfter stören würde. Er beantwortete das gutmütig: es wäre ihm selbst in Hof noch niemand lästig gewesen; das müßte auch ein Kopf ohne Herz sein, dem es nicht lieb wäre, geliebt und gesucht zu werden. Auf meine Klage, daß ich so gespannt, so wenig ruhig und frei in diesem Augenblicke wäre, bemerkte er, an Freimütigkeit ließ' ich es wenigstens nicht fehlen. Er liebt nichts mehr als Familien. Als ich ihm von einer Dame, die ihn lese, sprach, äußerte er sich über die Weiber überhaupt und ihre Unfähigkeit, Humor zu verstehen. Sie machten sich weis, etwas zu fühlen . . . Ich fand ihn zu vernünftig und mich zu toll.

Jean Paul an Karoline Herold in Hof. [Leipzig, den 4. November 1797.] . . . Lustbarkeiten rauschen um mich wie Regen. Aber ich höre doch im Lärm deine Stimme . . .

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 15. November 1797.] . . . Ich habe für zwei Reichstaler vierteljährlich ein Fortepiano. — Ich habe gleich den ersten Sonntag einen Bauernkrieg mit einem Kantianer geführt und diesen sehr gequält: eben darum ging ich nicht nach dem kantischen Jena.
Die Herder schrieb mir die gemarterte Einsamkeit ihres Mannes: „Er ist nun hier völlig auf sich selbst reduziert. Er betäubt manche unangenehme Gefühle durch ununterbrochene Arbeit. Lassen Sie nur von Ihrer Himmelsbahn manchmal ein Blättgen herüberfliegen zu den Mutlosen."
Hier ist ein ungewöhnlich höflicher Ton gegen die Weiber, die sogar — d. h. oft 90 an der Zahl — ins Konzert den freien Eintritt haben, den man nachher von ihrem Herzen fodert.
Schelling sprach ich im Museum; er gefällt mir so wenig als die

ganze verfluchte Philosophen-Herde: ich macht' ihn doch höflich nach dem ersten Wort auf das hinter mir hängende Gemälde aufmerksam, das die babylonische Turmbaute und — die Philosophie vorstellte ...

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Leipzig, den 17. November 1797.] ... Platnern fand ich zwar wohlwollend gegen mich, aber seinen Körper so steif wie seinen Kathederton, sein Herz eitel und unteilnehmend ... Er wollte mich durchaus zu einer satirischen Kantianade bereden, die Kantianer ärgern ihn sonst ins Grab. Doch hat er Kanten oft halb vergessen ... Übrigens hatt' ich bei ihm eine geistreiche frohe Stunde. Ich besuch' ihn bald wieder.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Leipzig, den 5. Dezember 1797.] ... Es wird Sie die Nachricht freuen, daß die Juden in Berlin den aufgeklärten Teil Berlins ausmachen, daß sie die jüdische Noblesse heißen, fremde Künstler und Gelehrte an sich ziehen, in Grauns „Passion" gegen sich selber singen und zu — witzig sind ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 5. Dezember 1797.] ... Er [Platner] sucht und verspottet die höhern Stände gleich sehr. Nach acht Tagen ließ er mich zu einem „Thee-Souper" — habe eben jetzt auf acht Tage voraus eine Karte zu einem Thee-Souper von einem Kaufmann Stoll bekommen — erbitten. Um 7 Uhr trinkt man noch Thee, um 9 Uhr isset man, um 1 Uhr geht man. Es war fast mein schönster Abend hier. Nicht nur Hindenburg [Professor der Mathematik] und seine Frau, Prorektor Erhard und sie, Magister Klodius und seine Mutter, eine Harmonikaspielerin, Buchhändler Fleischer und seine Frau, nämlich die verheiratete Tochter Platners, waren da, sondern auch die unverheiratete namens Friederike ... sie ist Amönen im Mute ähnlich und sieht (etwas zu dick für ihre fünfzehn Jahre) völlig wie die gelehrte und schöne und edelmystische Schurmann aus, deren Portrait im alten „Merkur" stand. Ich war zum Glück ihr Tischnachbar. Freimütig-witzig sogar gegen den Vater, kühn aber edel, voll Phantasie, herrlich singend und sprechend. Ihre Mutter spielt, wie Mo-

zart selber sagte, besser als er, auch das Instrument fand Mozart als das beste. — Die Tischreden bestanden in Witz und Frohsinn ohne Steifigkeit. — Es sind vier oder fünf liebende Familien, die alle im Sommer in Einem Garten wohnen. Zu jeder bin ich gebeten, und jeder neue Bekannte macht wie Ein Narr zehn.

Weiße suchte mich im Konzert. Er wollte mich anfangs besuchen, aber ich besuchte ihn und sah Frau und Kinder. Er richtete mir ein Versprechen von Thümmel aus: ich solle sehen, in den künftigen Teilen der „Reise [in die mittäglichen Provinzen von Frankreich"] sei er besser, keuscher. Aber Weiße, der den sechsten im Manuskript hat, sagt, er merke wenig davon. Er ist ein ehrwürdiger verbindlicher Greis, aber ohne viel Mark.

Mich muß hier jeder lesen, und wenn es ihm auch Qualen macht, muß er mich doch wenigstens vom Verleiher holen lassen und durchstöbern.

Die zwei Töchter der Madame Feind frappieren durch ihre unschuldige, frohe, freie Naivität. Die Mutter gewöhnte sie immer unter Mannspersonen, und dadurch sind sie kalt und lustig und werden schwerlich bis zum Unsinn verliebt ... Ich poliere mich unsäglich, ganze Stücken fallen ab ...

[Leipzig, den 19. Dezember 1797.] Frege und mehrere haben die Nachricht, daß die Franzosen dem Friedrich Wilhelm III. Hamburg, Lübeck, Bremen gegen seine Rheinländer angeboten, was er stolz ausschlug. Mir gefällt sein stiller Anfang. Jetzt ist's wieder wie unter dem Fritz, sagen die Berliner ...

Die Berlepsch wollte schon vorige Woche kommen, aber die väterliche Ratifikation der Ehe ihrer Tochter verschob es auf diese. Ich wurde noch von keinem Weibe so sehr und so rein geliebt wie von dieser ...

Abegg erzählt [vom 6. Mai 1798, nach der Handschrift veröffentlicht in Berend, Jean Pauls Persönlichkeit, 1913]: Nun gingen wir zu Jean Paul, er wohnt im dritten Stock, und sein Arbeitszimmer sieht sehr einfach aus. Gegen das eine Fenster ist ein langer Tisch gestellt; zur Rechten hat er ein Gestell mit Brettern, auf welchen von oben bis unten Mappen, als wäre er ein Advokat, liegen. Seine Bibliothek ist sehr schwach ...

In seinem nicht gerade schönen, aber doch sehr interessanten Gesichte ist ein immer reges Spiel der Seele sichtbar; sein Auge ist eigentlich grau, aber etwas gedeckt, oder vielmehr eine Art von Flor, wie der Begeisterte ihn hat, ist über dasselbe gezogen. Sein Anstand ist natürlich, aber nicht nach den Schönheitslinien eingerichtet. Mit vieler Teilnahme hörte er mich und war bald in lebhaftem Gespräche mit mir. Ich sagte zu ihm: er sei eigentlich ein Schriftsteller für sich ... Nach allen seinen Teilen und Anlagen sei der Mensch in ihm entwickelt, und nach allen diesen Richtungen seiner moralischen Kraft äußere er sich, wenn er, wo immer, von außen dazu gereizt und gedrungen werde. Daher müsse er auch nur wenige aufrichtige und ganz heiße Bewunderer haben und könne auch nicht von allen verstanden und in allem liebgewonnen werden. „Was Sie mir da sagen," setzte er hinzu, „ist mir sehr rührend und erfreulich. So ist's wirklich mit meiner Schriftstellerei, und dieses will ich, ungeachtet viel mehr Studium, eigene Kritik und Sorgfalt von mir angewandt wird, als man demnach glauben sollte. Ich arbeite kein Buch aus, ohne bestimmte Tendenz zu haben, und eine gewisse allgemeine Popularität getraute ich mir zu erlangen, wenn ich wollte. Vielleicht, wenn mich einmal der Schlag getroffen hat, werde ich populärer schreiben" ...

[Nachmittags im Rudolphischen Garten.] Ich traf ihn wieder an und redete lange und viel mit ihm. Er sagte: „Wohl exzerpieren muß man, und alle Schriften, die man lieset: sonst fällt alles durch und nützt wenig. Aber gute Exzerpte machen große Bibliotheken entbehrlich. Freilich sind sie der Hebel nur, und die dynamische Last der Seele muß vorhanden sein, sonst nützt der beste Hebel nichts." ...

„Das Ungewöhnliche, insofern es eben deswegen frappiert und kontrastiert, darzustellen, ist französischer Witz und Laune. Aber das gewöhnliche Kleine der Menschennatur widerstrebend zu finden und, indem man in seiner Erhabenheit über dasselbe in der Mitte zwischen Schmerz und Erhebung darüberschwebt, — dies ausdrücken, heißt Humor und gibt die Erscheinung der Erhabenheit und des Komischen nebeneinander. — Swift ist darin unübertrefflich." ...

[Abends im Feindschen Hause.] Er spielte mit einem Schlüssel, der mit Magnet bestrichen; er behauptete, jeder, der mit ihm oder auch mit beiden Fingern allein ihn berührte, würde, wenn irgend etwas im Herzen oder laut bejaht würde, eine Bewegung des Schlüssels und im Fall der Verneinung ein Stillestehen wahrnehmen. Ich sagte zu Madame Feind: „Glaubt Richter daran?" — „Ich glaube es," sagte sie, „daß er daran glaubt; er glaubte auch die wunderbare Kraft des Grafen X. Dieser fuhr einmal zufällig mit seinem rechten Arm über den gelähmten Arm eines andern, und dieser fühlte sich geheilt, und nun glaubte der Graf hart und fest, sein Arm habe diese Kraft. Viele wurden durch ihn geheilt ... Die Phantasie der Menschen und ihr Glaube kurierte sie. — Jean Paul hält aber so etwas nicht für unmöglich, daß nicht auf eine unbegreifliche, wunderbare Weise auf die Menschen gewirkt werden könne." ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 10. Dezember 1797.] Fast bin ich blind, und ich kann wenig mehr schreiben und gar nicht mehr lesen ...

Die Berlepsch wird bald bei Ihnen sein, sie hat mich nämlich besucht. Einige Ihrer Briefe hat sie in einer Gesellschaft vorgelesen, und diese werden nun häufig bei den Theegesellschaften rezitiert. Sie ist mehr eitel als klug, und äußerst geschwätzig über das neue himmlische Leben, welches sich ihr mit Ihnen eröffnet ...

Reden Sie mir recht wahr über Ihre Stimmung und Verhältnisse ohne Bekleidung — das trockene Wort. Werden Sie heiraten? Als die Berlepsch bei uns war, hat mein Mann eine kleine Posse gemacht und der Berlepsch gesagt, er hätte gehört, Sie würden nächstens heiraten — dies brachte sie aus der Fassung, und sie sagte ganz betroffen, so weit würde es noch nicht sein ...

Ich wünsche Ihnen, wenn Sie eine Frau nötig haben, daß Sie ein ordentliches, sanftes, tätiges Mädgen wählen, und Freunde, die nicht mit Ihnen prunken ...

[Den 12. Dezember 1797.] ... Ich habe mich gar nicht gegen Sie geändert — wenn ich jemand rufen möchte, so sind Sie es. Ich

könnte sehr viel sagen, aber gar nicht schreiben. Lieber, unvergeßlicher Freund ...

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Weimar. [Leipzig, 22. Dezember 1797.] ... Niemand könnte Sie aus meiner Seele verdrängen als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden wie unsere sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet.

In Leipzig lieset mich jeder, ich aber und diese Stadt passen nicht zusammen; die bankerute Gegend und die ebene Flachheit der Seelen treiben mich bald fort, und Weimar liegt vor mir als das Jerusalem, in das ich einmal einziehen muß, nicht um zu leiden, sondern das Osterlamm zu essen ...

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Leipzig, den 22. Dezember 1797.] Mir ist, indem ich anfange, als wäre etwas andres als Wochen und Meilen zwischen uns, und ich fühle mich fremd. Geschwiegen hab' ich bisher, liebe Amöne, weil ich Ihnen von mir wenig und von Ihnen nichts, was ich Ihnen nicht schon zu oft gesagt, zu schreiben hatte ...

Die gute Karoline wollte von Platners Tochter Friederike ein Bild: ich geb es Ihnen hier zum Weitergeben. Täglich oder wöchentlich find ich sie reicher, wärmer und geistiger und ihren Vater hohler, ärmer und kleiner. Sie philosophiert gern und gut und disputiert scharfsinnig, weil ihr Vater sie immer mit Männern in Krieg verwickelte. Sie ist ebenso weich und teilnehmend — z. B. an dem Krankenlager eines alten moosigen Famulus — als fest und tätig, da sie das Haushalten beherrscht. Ein junger Professor Hermann — ich sorge, der Schalksknecht hasset sie nicht tötlich — verbot ihr vor einem Jahr den dritten Teil des Hesperus, weil er sie zu schwärmerisch mache ... sie folgte sanft. Aber der Verfasser des Teils erlaubte und erteilte ihr ihn und zankte den Professor aus ... Ich gehe hier mit mehreren weiblichen schönen Augen, Farben, Nasen und Stirnen um, aber Friederikens ihre legen sich wie Frühlingsstrahlen an die Seele und machen sie unmerklich warm. Ich gehe zuweilen blos zu ihr in ihr Zimmer und so wieder fort: ich mag den alten guten Vater, der sich in seiner Kammer

mit den Kantianern herumbeißt, nicht gern in seinen Bissen stören ...
In diesem Jahre ist dieses mein letztes Blatt an Sie, und ich lege also auf dasselbe alle meine Wünsche für sanfte Ruhe Ihres Innern, für unbewölkte Stunden und für alle Freuden nieder, deren Wunsch ich Ihnen schon so oft vorsagte. O, es komme einmal in einem schönern Sinn für Sie ein neues Jahr des Glücks. Richter.
N.S. Die Berlepsch ist da.

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch in Gohlis bei Leipzig. [Leipzig, den 29. Dezember 1797.] ... Wie könnt' ich gegen dieses feuchte Auge voll sanfter Trauer, gegen dieses hohe vertrauende Herz so kalt und düster sein? Mein rauhes Innere kam von meinem berührten Freiheitssinne her. Ich will von nichts abhangen als von der Tugend und mir, nicht einmal von der Liebe. Warum kann ich keinen Abend haben, wo ich in Tränen und Liebe zerfließe und vor schönem Schmerz nicht mehr reden kann? ...

Jean Paul an Karoline Herold in Hof. [Leipzig, den 29. Dezember 1797.] ... Ihre Reise macht der Seele ein Fenster zu frischer Luft auf, Sie fassen aber die Rosen der Freude zu sehr bei den Dornen an. Meine Bekanntschaft hat dich für den engen Steig des bürgerlichen Lebens gelähmt. Das Jahr schlägt seine letzte Stunde. Könnt' ich meine Arme durch die wüste Ferne strecken und dich durch die Nacht an mich ziehen und könnt' ich dir stillweinend an deinen Lippen sagen: werde glücklicher, werde ruhiger.
[Leipzig, den 5. Januar 1798.] Wenn ich sechzig Jahre alt bin, wenn ich schon lange das Herz an dem meinen halte, das mir gehört und das bei mir bleibt bis in den Tod — ewig werd ich mit unvergänglichem Jünglingsgefühl die Gespielin meiner versenkten Jugend lieben und meine Verjüngung an ihrem Herzen suchen. Nie erlischt eine Stunde meines Herzens an deinem ... Die Tugend streckt ihre Arme aus und drückt dich an meine Brust, und was auf der Körperwelt auseinander strebt, bleibt in der Geisterwelt beisammen. Ach könnt' ich ein Traum werden und mich in

deinen Schlummer schleichen und dir süße Namen geben und auf deine Lippen fallen und immer sagen: du Liebe! du Liebe!

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Leipzig, den 5. Januar 1798.] Meine Amöne! Gerade bei meiner Zurückkehr vom sanften Eden-Belgershain fand ich die lieblichen Laute Ihrer Seele ... Oertel hat für Sie das alte Herz, schreiben Sie sein Schweigen blos seinen Arbeiten und Freuden zu ... Komm an mein Herz, Amöne, und bleibe immer an ihm! Ach, wie hab ich dich geliebt! Nun, wenn die künftigen Jahre kommen, müssen sie Dich an meiner Seele finden! Die Vergangenheit und die Entfernung lege den Schleier über das, was ich an dir tadelte, und du öffne vor mir das reine Auge und bringe das Herz voll Heiligkeit an die wärmste Brust. Ach, Amöne, wenn ich deine Gestalt einmal wiedersehe, wie wird sie mich erquicken, wie wird sie mich verwunden, wie werd' ich mich trennen, wie wirst du mich lieben! Fühlst du nicht, daß du mich liebst? — und ich dich?

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch in Gohlis bei Leipzig. [Leipzig, 7. Januar 1798.] Nicht wir, sondern das Schicksal stellet uns gegeneinander in Streit. Meine medizinische, aesthetische etc. Lage fodert von mir dieses geteilte, allgegenwärtige Leben. Die Unähnlichkeiten, die jetzt zwischen uns nur Schranken sind, würden einmal, wenn Ihr schöner Traum keiner wäre, zu Klüften werden, worin drei Menschen untergingen. Der vom Geschick gebotene Zwischenraum macht die dissonierenden Intervalle unserer inneren Töne erträglicher und sanfter. Ich sehne mich fast, von der Hand zu leiden, die so viel leidet.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 12. Januar 1798.] ... Kotzebue hat mich besucht und zu seinem Weibe und Essen geladen. Die Frau scheint eine Mutter zu sein. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Brei-Herzen keinen massiven Punkt, um einzuhaken. ... Für mich spinnt das Schicksal (denn ich höre die Räder) ein Flechtwerk, das über mein ganzes Leben gehen wird. Du erfährst alles, aber ich

weiß nicht, wann. Ich war wieder bei Oertel, der beneidens- und gönnenswert sich und die Seinigen beglückt. Unter den hiesigen Männern ist er mein Nächster, wie die Berlepsch meine Nächste — wofür ich doch nicht ganz hafte. Ich finde in ihr eine Seele, die noch nicht einmal unter meine Ideale kam, und ich wäre ganz glücklich mit ihr, wenn — sie es nicht zu sehr durch mich werden wollte. Du weißt, wie ich jedes moralische Übergeben zu Hand und Halfter fliehe ...

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Leipzig, den 19. Februar 1798.] Endlich, Geliebte, kann ich Sie wieder anreden. Ich war neulich mit der Berlepsch in Belgershain einige Tage, und heute kam Oertel mit seiner Frau, zum ersten Mal seit meiner hiesigen Existenz, herein. Beide haben einen warmen Sonnenschein des Glücks um und in sich, wie er wenigen Menschen, besonders verheirateten, leuchtet,

[den 21. Februar] und beide fürchten nichts auf der Erde als die letzte Trennung. Sie mißverstehen ihn über sein Schweigen. Er wird es oft unterbrechen, und Sie werden es auch tun. Es ist sein Entschluß (kein einwirkender), er sagt, was könnt' er mitten in seinem Königreich der Liebe Ihnen mit bloßen papiernen Erscheinungen sein und geben? Er liebt Sie so zart und so heiß und so sehnsüchtig wie immer ...

Sie werden einmal, wenn das Schicksal Ihre Rätsel und Sorgen gelöset hat, leicht alle Ihre schönen moralischen Kräfte entfalten. Ach, dem Menschen fehlen oft weniger die Flügel, als die Anhöhe, auf der er den Flug anfängt.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 27. Februar 1798.] ... Ach, diese Geschichte braucht Aktenfaszikel; auch lässet sie das Schicksal so unvollendet wie ich hier. Einige Hauptzüge darin sind noch: da sie [Frau von Berlepsch] von Weimar wiederkam, wollte sie ihr, der Heidegger und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus, und ich sollte die mittlere heiraten, und sie wollte bei uns ewig bleiben. Dann fühlte sie die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses, die ich ihr zeigte. Ihre Seele hing an meiner heißer als ich an ihrer. Sie bekam über

einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten und fürchterliche Zustände, ich erlebte Szenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal, an einem Morgen, den 13. Januar, unter dem Machen einer Satire ging mein Inneres auseinander: ich kam abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will tun, was ich will, will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr wie diese, und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von mir. Ich schicke dir zwei Briefe vor und die andern nach dem Zusagen der Ehe. Ach, wie oft und wie zuerst dacht ich in jenen Tagen an dich, an dein Kommen zu mir, und wie ich ein paar frohe Minuten wie Blumentöpfe um dich stellen könnte.

Aber noch ist die Sache, insofern sie von mir abhängt, nicht entschieden. Ich habe Oertel alles erzählt, er mußte mein ganzes Betragen billigen, das nie gegen ein Weib so moralisch war: glaube aber, daß wenn ich von Nichtentscheidung rede, daß ich aus Gründen und nach Faktis handle, die nicht in dieser Einzweiunddreißigstel-Erzählung vorkommen. Insofern Größe und Reinheit der Seele und metallischer Reichtum beglücken können, so wär' ich's dann, aber — —

[Leipzig, den 16. März 1798.] ... Das, was du über die Berlepsch sagst, ist aus den tiefsten Mysterien dieser Lage geholt. Aber schon eh' mein letzter Brief geschrieben war, hatt' ich entschieden und ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte und wir nicht zusammengehörten. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage und nun schließt sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger — ich bin frei, frei, frei und selig, geb ihr aber, was ich kann ...

[Leipzig, den 30. März 1798.] ... Meinen Geburtstag hab' ich erstlich am 20. — wegen Frühling-Anfangs — und am 21. wegen des meinigen gefeiert. Von unbekannter Hand erhielt ich durch einen Briefträger braunes Tuch, das ich schon doppelt trug als Rock und Überrock, für den Winter. Madame Feind gab mir eine Tasse mit ihren und meinen Initialbuchstaben, und die Brüningk ein Halstuch, und die Berlepsch stellte ein kleines Festgen mit Tor-

ten-Vivat, Rosenstock, Kranz etc. etc. an, wobei Weiße und einige andere Freunde waren. Wenn das Wetterglas und das Wetter am Sonntag und Montag noch ungünstig sind, so sehen wir uns erst in einer blühendern Zeit ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Hof, Hof, Hof, den 8. April 1798.] Mein Geliebter! Ich bin in den Armen der Freundschaft und es fehlen mir keine als zwei, die in Bayreuth sind. Kommen Sie zu allen, die uns beide lieben und machen Sie die Freude unserer Renate vollkommen. Richter.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 27. April 1798.] Unvergeßlicher! Dienstag nach acht Uhr langten wir im hiesigen Frühling und Getümmel an ... Entschuldige bei der geliebten weiblichen Viereinigkeit nicht mein jetziges sondern mein künftiges Schweigen: ich muß jetzt nacharbeiten und vorarbeiten wegen Dresden ...

[Dresden, den 16. Mai 1798.] Lieber Otto! Gestern kam ich an ... In Leipzig unter der Messe wurd' ich so besucht, als stände ich außer dem Tore und mäße entweder zwei Schuh oder acht ... Von Dresden will ich noch nichts ausheben als den Abgußsaal, der sich gestern wie eine neue Welt in mich drängte und die alte halb erdrückte. ... Betrittst du die Dresdner Brücke, so liegen Paläste wie Städte vor dir, und neben dir eine Elbe, die aus einem weiten Reiche in das andere fließet, ferne Berge, Ebenen, verlorne Schiffgen, die wandelnde Prozession der einen Brückenreihe, die entgegengehende der andern, eine lange Allee und das Getümmel des Lebens ergreifen dich ...

[Den 21. Mai.] Ich habe die Antiken gesehen, gleichsam die andere Hemisphäre der Abgüsse, die wir gestern wieder sahen, verklärt bei Fackeln, nachts zehn Uhr. Ferner das Naturalienkabinet, die fürstliche Heilige Familie nebst dem plattgedrückten Hoftroß in der katholischen Kirche an der Himmelfahrtstagsfeier, wo zugleich das Kind einer Prinzessin hineingetragen wurde, das die Trompeter taub bliesen gegen künftige Bitten. — Ich habe dabei meine demokratischen Zähne geknirscht, am meisten über das gekrümmte Schwarzen-Volk von Dresdnern, die nicht schön,

nicht edel, nicht lesbegierig, nicht kunstbegierig sind, sondern nur höflich.
Ich reiße mich Sonnabends ab (vielleicht ists nicht einmal nötig) und gehe nach Leipzig, nicht nach Dessau, weil ich so viele Freuden satt habe. — Ach, ich habe keine Freiheit, das ist's, Otto, und „Freiheit wo bist du?" sag ich tief in mir jede Stunde.
[Leipzig, den 8. Juni 1798.] ... Den 31. Mai kamen wir alle hier an aus Dresden. Ich reise künftig nie anders als zu Fuß und allein. — Mit der Berlepsch, bei der ich auf der Reise zuviel Egoismus und Aristokratie gegen Niedere fand, hab' ich wieder Frieden gemacht. Übrigens hat der Gott mit der Binde diese in ein Freundschaftsband zerschneiden müssen, wiewohl ihr, nicht mir, oft alte Wunden wiederkommen. Im Frühjahr geht sie nach England ...
Meine schönen Tage hatt' ich allein vom Freitag bis zum Pfingsttag in Königsbrück bei der Gräfin Münster und einer ungemein schönen Frau von Ledebur, in die ich mich in drei lieblichen Tagen als der einzig daseiende Mann gehörig verschoß ...
Als ich [in Leipzig] ankam, fand ich statt meines Bruders die beiliegenden zwei Briefe, die du jetzt, ohne hier fortzulesen, lesen sollst, und zwar zuerst No. 1. und dann No 2. — — — —
Schweige noch über dieses alles. Es war ein giftiger, bittrer, einsamer Schmerz, mein Otto, und du warst mir nötig. Nicht viel Unwille, sondern das weinende Gefühl der Einsamkeit und seines bodenlosen Schicksals war darin. Ich bekam den zweiten Brief zuerst, erriet alles, sah nach dem Gelde und fand das Gold und einiges Silbergeld nicht. Es mag hundert Reichstaler oder wieviel gewesen sein — ich weiß nie mein Geld und ich gönn' es dem Unglücklichen von Herzen in seiner Wüste. — Noch hab' ich ihn nicht wieder und kann nichts für ihn tun. Was er für mich abgeschrieben und jeder Student und jeder, der mir verlassen vorkommt, bringt mir sein Bild. — Sieh, so fässet einen mitten im Himmel eine kalte erdrückende Hand. — Bleibt er aus, so hilft er sich durch sein Französisch: mein Trost ist sein fester, biederer, besonnener Charakter ...
[Leipzig, den 18. Juni 1798.] Lieber Otto! Habe Dank für deine Nachrichten und Absichten. [Otto hatte gemeldet, daß Jean Pauls

Bruder Samuel nicht, wie er brieflich hinterlassen, nach Halberstadt, sondern nach Sparneck zu seinem Bruder Gottlieb gegangen sei und dort die Absicht geäußert habe, nach Erlangen zu gehen.] Nun ist doch wenigstens die Finsternis des Aufenthalts, in welcher die Phantasie ihre Gespenster am liebsten erscheinen lässet, weggeschafft. Unerwartet aber wirkte deine Nachricht. Vorher war ich fast versöhnt gegen ihn; seine Gestalt ging immer mit dem gerührten abgewandten Gesicht um mich, womit er mir in Dresden vor Pfingsten in einem Traume abschiednehmend aus meiner Stube erschienen war (da ich doch nie, am wenigsten so, von ihm träumte) daher ich mit größerer Sehnsucht nach Leipzig kam. Auf seinen ersten Brief aus Halle hätt' ich ihn fröhlich zurückgerufen ...
Jetzt bleibt er unabänderlich, wo er ist, wenigstens eine Zeitlang. Ich gestehe, die Lüge mit Halberstadt (wenns eine ist, da er sogar meinen Reichardt [Handbuch für Reisende] mitgenommen) und die Kälte bei einer solchen Lüge sind meinem Innern bitterer als sein neufränkischer Griff, besonders wenn er soviel Geld (ich fand es beim Nachzählen: über hundertfünfzig Taler) nicht zur Wiedereroberung des andern [verspielten] sondern nur zum Etablissement [Gründung einer Existenz] genommen hätte ... Er mag jetzt am dünnen Zweige der Not zur Lehre eine Zeitlang zappeln und hängen; ich weiß doch, wo er ist und bin allemal da ... Was mich stutzig gegen ihn machte, war die Spielerkraft seiner Verstellung, da er an demselben Morgen, wo er, wie er schreibt, mir alles entdecken wollte, freudig und spaßhaft war und mir sogar, als ich hinaus war, einen starken Spaß nachrief, der sich erst auf der Gasse entwickelte. Die ihm aufgetragenen Sachen hatt' er besorgt, sogar einen Wäschzettel dagelassen, nur meinen Rosenstock nicht begossen, dessen Tod ich in der häßlichen Minute mit allem Schmerz der Ähnlichkeiten fühlte. Ach, mein Bruder mit dem weichsten Herzen und dem besten Kopfe liegt unter der Erde neben dem Wasser. [Jean Pauls Bruder Heinrich hatte sich 1789 ertränkt aus Verzweifelung über die Not der Familie.] Die andern alle sind nicht so ...
Die Palingenesien werden erst in acht Wochen fertig, zwei Pressen drucken daran ...

[Leipzig, den 2. Juli 1798.] ... Überhaupt erstaun' ich über die langen Flügel ausgebildeter Weiberseelen — nur daß unsere doch immer die Äste bleiben, wovon und worauf sie fliegen — und über ihre Unähnlichkeit, anstatt daß uns die Kultur zu Einem glatten Brei zusammenquirlet.

[Giebichenstein bei Halle, den 18. Juli 1798.] Seit Montags treib' ich hier mein Gast- und Reiseleben, und laufe morgen, wenn mir Gleims Zuhausesein geschrieben wird, nach Halberstadt, um da diesen Brief auszumachen und ganz spät fortzuschicken. Ihr sollt alle, des Epistolierens wegen, nicht eher wissen, daß ich fortbin als bis ich zurückbin.

Ich lebe hier sehr froh, von den Gaben der Humanität und der botanischen Natur und der Tonkunst umgeben. Reichardt hat ein ganzes Töchter-Orchester, das so schön singt wie lebt, obwohl nicht so schön aussieht, die vor-kleinste ausgenommen, deren Madonnengesicht von sieben Jahren er für mich ernstlich für den zweiten Band des „Titans" kopieren lässet, damit die Welt sieht, wie eine der lieblichsten Aktrizen meines „Titans" im siebenten Jahre ausgesehen. Sein Bergtalgarten zerteilet sich in lauter Schönheiten, und er selber in lauter Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten; und ich habe soviel Freiheit als jedem andern genug ist, mich ausgenommen. Er erzählt mir, daß in Berlin das alte Unwesen durch die Souffleurs der alten Regierung wieder angehe. Die unnötige Furcht vor der Revolution tut gerade soviel Schlimmes als vorher Gutes: ein ganzes Spionen-Departement ist öffentlich errichtet auf dem alten Pariser Fuß, das unter allen Verkleidungen Hör- und Sehröhre ansetzt und den Staat zu einem Schallgewölbe macht. Wer dem Abbé Siéyes [1789 einer der Organisatoren der französischen Revolution, 1798 französischer Gesandter in Berlin] nur nachsieht, wird angegeben.

[Halberstadt, den 23. Juli 1798.] ... Gleim stand unter der Türe; so herzlich wurd' ich noch von keinem Gelehrten empfangen, weil keiner ein solcher Teutschmeister ist wie Gleim. Setz ihn dir aus Feuer und Offenheit und Redlichkeit und Mut und preußischem Vaterlandseifer und Sinn für jede erhöhte Regung zusammen

— ach wie wohl tut einem jetzt ein Mensch, der an kein Stiefvaterland glaubt — und gib ihm noch zum breitesten literarischen Spielraum einen ebenso weiten politischen, so hast du ihn neben dir. Wie hebt diesen biedern Borussianer, der vor lauter Feuerflammen nie die rechte Gesichtsfarbe anderer Menschen sehen kann, mein Herz über die aesthetischen Gaukler in Weimar und Jena und Berlin, die für keine Seele eine haben, von denen alle Charaktere nur beschauet, nicht ergriffen werden, wie die Charaktere, die von fünf bis acht Uhr auf der Bühne dauern ...
Halberstadt ist sehr schön, und auch die weiblichen Wesen darin; der Brocken wendet sein Riesenhaupt hieher ...
[Leipzig, den 30. Juli 1798.] Heute kam ich an ... Gleim macht von vier bis sechs Uhr morgens Verse, deren Erscheinen ihm gleichgilt. Er hat das Feuer und die Blindheit eines Jünglings, ich lieb ihn unsäglich und wir weinten beide beim Trennen. Den 27. riß ich mich ab, mußte in Aschersleben beim Pastor Körte bleiben, und abends wurde eine meiner erschriebenen Brüdergemeinden besucht, die aus einem Konsistorialrat, einem Rektor, einem Subrektor, einem Bürgermeister, einem Syndikus und einem Doktor bestand, die mich sämtlich sehr — ansahen ... Die Gewißheit, daß meine Dinte sich durch alle Amtskleider frisset, erfreuet mich sehr und oft, aber nicht bloß einige Moralität, sondern auch viel Freiheit geht auf solchen Zier-Prangern zum Teufel ...

Jean Paul in das Stammbuch von Wilhelm Körte zu Aschersleben. [Halberstadt, den 25. Juli 1798.] Der Mensch in den Nebeln der Weltgeschichte glaubt, der Unendliche sei verdunkelt, ob es gleich nur die Erde ist; ebenso sehen wir für eine Sonnenfinsternis an, was eigentlich eine Erdfinsternis ist. — Die Bücher vermehren nur das Licht, nicht die Glut, wie die Brenngläser den Mondschein nur heller machen, aber nicht warm. Wie der Riese Antäus finden wir alle erst aus der Mutter-Erde die Kraft durch Handlung und Kampf.

Wilhelm Körte erzählt [im Literarischen Konversationsblatt 1826]: Von einem Ausfluge nach dem benachbarten Harze [nach Halberstadt] zurückgekehrt, fand ich daheim einen

jungen, hagern, schlanken Mann mit hochblondem Haar, das ihm frei auf die Schultern hing, in leichtes Sommerzeug gekleidet, in Schuhen und weißen, baumwollenen Strümpfen; er war im lebhaftesten Gespräch mit dem Altvater [Gleim] und den Nichten; als ich aber eintrat, fragten sie mich alle, freudig aufgeregt, wie aus einem Munde, indem sie mich dem Fremden vorstellten: „Wer ist das?" Ich aber, als Zweiundzwanzigjähriger nicht weniger für Richter entbrannt als der neunundsiebenzigjährige Altvater, fiel dem Fremden um den Hals: „Das ist unser lieber, teurer, heißersehnter Richter!" Denn ich erkannte ihn alsbald aus dem Bilde, welches im Hause vor einigen Monaten feierlich war aufgestellt worden. Richter, im Innersten gerührt, sah den jungen Enthusiasten mit seinen wunderschönen, tiefblauen Augen seelenvoll an, und nun war von neuem Freude die Fülle. Jean Paul blieb einige Wochen, täglich inniger angezogen von dem herzigen Greise, so daß er sogar ernstlich daran dachte, in Halberstadt zu bleiben; er war wirklich in der Stadt umher gewesen, ob er ein bitteres Bier fände, das ihm zusage und sein Leben in Halberstadt von dieser Seite möglich mache. Gleims Freunde mußten nach und nach seine Freude an Richters Gegenwart teilen; täglich fanden sich ihrer zwei oder drei an dem gastlichen Tische ein, nicht eben zu Richters Ergötzen, welcher wenigstens damals mit ältern Mannsleuten überall nicht gern zu tun hatte, weil es ihm nicht immer gelang, ihnen auch ein sichtbares Teilnehmen an seiner höhern Stimmung abzugewinnen. Bei Mädchen und Frauen dagegen war es ihm ein leichtes, sie zu sich in seinen Himmel hinaufzuheben und ihren Augen die zarte Glut zu entwenden, die ihn von neuem höher beseelte. Es ergötzte mich oft, zu bemerken, wie Richters Worte und Gedanken einen ganz neuen und eigenen Schwung nahmen, wenn während dem Männergespräch meine Schwester hinzukam und ihren Stuhl an den Tisch rückte, um bei ihrer Arbeit ihm zuzuhören ...

Gleim an Karoline Herder. [25. September 1798.] Er war bei uns, und es gefiel ihm bei uns so sehr, daß er, er wolle bei uns wohnen, sich merken ließ ... Er ist mir ein wenig mehr als

ein Mensch! Ich kenn' ihn ganz, seine Seele sieht man wie den reinsten Spiegel! Man muß mit einer andern sie nicht vergleichen, nicht mit der Ihrigen, Herzensschwester, mit keiner! —

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb. [Leipzig, im August 1798.] Ich komme nächstens nach Weimar, mir fehlt der Mut, für mich eine Bitte zu haben, aber ich weiß, daß mir ohne Sie in Weimar die Erinnerung der reichen Zeit und dann die gegenwärtige zu sehr fehlen werden. Also kommen Sie womöglich aus Franken zurück! Ich sehe eine himmelblaue Zukunft und einen Genius, dessen Flügel mich kühlen und tragen. Ich bin ein Auferstandener, und die Bande der Erde liegen im Grabe.

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Leipzig, den 12. August 1798.] ... Als ich bei Aschersleben — ungefähr fünfundzwanzig Meilen von Ihnen — abends mit meiner Postchaise über die Saale gerudert wurde und an ihre Wellen einsam und bewegt hinuntersah, so sagte ich mir: alle diese Wellen sind durch Hof und vor Ihrem Gartenhause und vor meinen lieben Menschen vorbeigeflossen. Wie sehnsüchtig und vertraut und so nahe euch allen blickt ich jedem Wasserring und dem langen fliehenden Zuge nach, und ich hätte gern die liebe Flut fassen und trinken mögen.

[Den 17. August.] ... Der Graf Moltke aus dem Holsteinischen kam von Weimar auf drei Tage mit Frau und Schwägerin hieher meinetwegen, wir aßen täglich beisammen. Die Frau, die unter dem Anschauen sich verschönt, gewöhnte sich an unser Beisammenleben und Disputieren. Sie waren bei mir, schenkten mir eine blaue Tasse, und ich tat in die blauen Augen der Weiber ein paar Tropfen durch mein Klavierspielen. Sie mochten kaum aus der häuslichen Stube.

Ich zeigte ihnen im herrlichen Park abends die rührende Aussicht vom künstlichen Berg auf eine schöne wankende Welt von Pappel-Alleen, Hängeweiden und einem breiten Wasser an Ruinen. Ich mußte am letzten Abend nach dem Fehlschlagen aller ausweichenden Künste aus dem „Titan" [=Manuskript] vorlesen, und die liebe weiche Gräfin (die es noch mehr wird durch die Nähe ihrer Nieder-

kunft) war mir recht gut mit Hand und Auge. Da ich vollends am Morgen des Abschieds die Stammbuchblätter mit den Inskriptionen wiederbrachte und mir neben den nassen Augen und langsamen Zurüstungen zu bange wurde und ich recht warm und beredt von den weiblichen Seelen (der Graf packte unten mit ein) schied und wieder schied und ihre Hände auf mein Herz legte und nicht fort konnte: so ging ich endlich und die Gräfin begleitete mich und sah mir mit dem wärmsten Auge ins Gesicht, und ich wagte wider meine Gewohnheit — nichts, aber bei dem letzten Worte fiel mir die liebe Seele umarmend ans Herz. — Reise glücklich, du liebe Seele, und ein Genius reiche dir dein Kind und lasse der Natur keine Schmerzen zu.

Liebe Amöne! Wo bin ich? Ich dachte, die Historie wäre kürzer. Hier sind meine „Palingenesien" oder Auferweckungen. Wie passet dieser Titel zu dem 22. August, den Sie einen Tag nach dem Empfang dieses feiern werden. Am letzten Tag Ihres Jahrs wird dieses Blatt in Ihre Hände fallen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Leipzig, den 15. August 1798.] ... Ich lernte auf Freges Landgut Mdme. Grey kennen, die witzigste Kokette, die ich noch gesehen, die eheliche Koadjutrix des vorigen Königs ... Wir stallen gut zusammen, wiewohl mir sonderbar und unbequem und der Ton bei einem weiblichen Wesen ungewiß wird, bei welchem fast keiner verboten ist, und wir haben uns beide nachts in einem Gartenwäldchen verirrt, aber nur physisch. Ich versprach zu kommen und tat es noch nicht. So mach' ich es hier mit allem Volk, nicht blos aus Zeit-Geiz, sondern weil am merkantilischen nicht viel ist. Ich lobe mir den Adel und den gebildeten Gelehrten. In Weißens herzliche Familie und deren Herzen wachs' ich wie ein Herzpolype immer tiefer ein ...

Ich weiß nicht, ob ich dir's schon erzählt, daß mein Blähungspulver im „Hesperus" — ich hab es vom Kommissionsrat Vogel und dieser vom Doppelmaier — nicht nur von der Berlepsch, sondern auch, wie mir Graf Moltke sagte, im Holsteinischen von den Lesern und dadurch von den Lehnsleuten derselben genommen wird. O lieber Gott, was kann die beste epische und transzendentale Feder Höheres

begehren, als die Blähungen und Winde Europas allen Winden preiszugeben? Das Pulver erhebt mich mehr als alles Dintenpulver. Sie heißen's das Hesperus-Pulver ...
[Weimar, den 23. August 1798.] Ich schriebe dir am liebsten vor dem Vorhang, der bis auf die Dielen niederhängt, aber jetzt seh ich doch unten halb hindurch: Herder hat schon seit drei Tagen nach meiner Erscheinung inquiriert und sie heute zum Essen verlangt — aber das eben Gesagte, das Leben dicht am Vorhange eines Orts, ist am schönsten ... Ich ging gestern [in Jena] zu [dem Professor der Philologie und Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung] Schütz (Schiller sagte sich krank an) und mit diesem in den Mittwochs-Konvent. Mit seiner Frau ging ich viel und dumm spazieren, sie gehört unter die gemeinsten Koketten, denen man den Ball nicht richtiger zurückwirft als durch spielende Persiflage. Sie geleitete inzwischen in der Abendluft noch den Verfasser des Hesperus auf die schönste Höhe (um selber eine zu sein) und schön ist ihr Gesicht, und am schönsten ihr Kleopatra's Auge, daher ich immer zu ihr sagte, ich glaubte ihr kein Wort, außer wenn sie mich ansähe ... Am Gelehrten-Mittwochsouper aßen [die Professoren] Loder [Anatom], Batsch [Naturwissenschaftler], der jüngere Hufeland [Mediziner], Fichte [Philosoph], die andern weiß ich nicht. Fichte ist klein (ich dachte mir ihn lang) bescheiden und bestimmt, aber ohne genialische Auszeichnung ... Ich wurde überall liebend behandelt, besonders von Schütz ... [August Wilhelm] Schlegel, gegen den Fichte und alle sprachen, ist philologischer Redakteur der Literaturzeitung, und darum tritt aus diesem Wetterhäuschen kein anzeigendes Wettermännchen, das anzeigte, was ich gemacht...
[Weimar, den 30. August 1798.] Ich schreibe hier in Wielands weiten Mantel vor Kälte eingewickelt, den mir seine Frau mitgegeben, an meinen Fatis für dich weiter, denn ich reise schon zum zweitenmal mit nichts anderem versehen als mit gar nichts — blos im Sommerrock und mit Taschen voll Schuhen und Wäsche, ohne Mantelsack und ohne alles ...
Ich will jetzt an der chronologischen Leine durch meine hiesige Historie gehen: Gott gebe mir eine selige Erinnerung. Donnerstags

nachmittags fuhren wir zur Herzogin [-Mutter nach Tiefurt] — tout comme alors — abends Essen und Lachen und Merkel [Schriftsteller aus Livland, Gegner Goethes] bei Herder. Seine [Herders] Tochter gefällt mir, ich weiß nicht warum, wiewohl sie sehr schön ist, nur aber blöde. Überhaupt seinen Schwiegertöchtern und Söhnen entgeht selten ein Laut.
Freitags mittags Essen bei Herder. — Wie das alles so selig klänge, wenn ich's so intonierte und z. B. dazu notierte, daß ich Dienstags von Leipzig über Lindenau reisete, wo ich von dem zu weichen und zum erstenmal liebenden Herzen der Madame Hähnel und dem Rausch der Empfindung und fast des Weins in den blauen Himmel und in die grüne Welt hineintanzte und nachher in Weißenfels einen vortrefflichen Herrn von Hardenberg hätte sehen können und in Naumburg eine Fräulein von Kamienska [Freundin der Frau von Berlepsch] ohne viel Bedeutung gesehen habe; aber was ist dieses Treiben und Trommeten gegen Eine sanfte Minute, wo man zum Fenster im November hinaus- und sein Holz unten abladen sieht und dabei denkt: das soll dir an knarrenden, lichten, schneeweißen Winterabenden sehr zu Passe kommen.
Abends Essen bei der verehelichten jungen Berlepsch. Das Ehepaar hat einen Himmel um und in sich; sie ist weicher, fester, schwärmerischer, häuslicher, liebender geworden durch und für den Mann, den ich trotz seines aristokratischen, bornierten, leeren Sinnes wegen seiner Herzlichkeit und Gutmütigkeit und wegen seiner ehelichen Liebe recht liebe. Ach, wie ein Mädgen alles wird und kann, wenn sie nur einen zu lieben hat, wofür sie etwas wird und tut. Es war außer der Fräulein von Oertel die Frau von Wolzogen, die [Schwägerin Schillers und Verfasserin des Romans] „Agnes von Lilien" mitgebeten. Ihr Äußeres ist in Dicke und Physiognomie der Abguß von meiner Kalb, die leider jetzt auf ihrem Landgut ihre höchste myopische [kurzsichtige, auf Kurzsichtigkeit zurückzuführende] Blindheit mit Ergeben trägt und zu meiner Freude den hiesigen Winter mitfeiern wird. Die Wolzogen ist klar, unbefangen, nichtpretiös, unschriftstellerisch, kurz man liebt sie. Sonnabends sollt ich mittags wieder bei dem Paare essen, ging aber zu Wieland nach

Oßmannstädt. Wieland ist ein schlanker, aufgerichteter, mit einer roten Schärpe und einem Kopftuch umbundener, sich und andere mäßigender Nestor, viel von sich sprechend aber nicht stolz, ein wenig aristippisch und nachsichtig gegen sich wie gegen andere, voll Vater- und Gattenliebe, aber von den Musen betäubt, daß ihm einmal seine Frau den Tod eines Kindes zehn Tage soll verborgen haben — inzwischen nicht genialisch über diese Reichsstadt-Welt erhoben, nicht tief eingreifend wie etwan Herder — vortrefflich im Urteil über die bürgerlichen und weniger im Urteilen über die menschlichen Verhältnisse . . .

Gott schenke jedem Dichter eine so anstellige, weich anfassende, feste, nachsehende und nachlaufende, biedere, klare Frau . . . Er hat mir seine Liebesgeschichten erzählt und also auch die letzte. Ach, was hätt' ich nicht alles vor dein Ohr und Herz zu bringen! In seinen Cölibats- und Witwentöchtern liegen schöne Herzen, aber mit den Gesichtern will's nicht fort. Und doch — Aber anders: nämlich sie sagte ihm mittags den Vorschlag (und er behauptete, ihn schon am Morgen gedacht zu haben), daß ich im entgegengesetzten Hause wohnen (von Leipzig wegziehen) und bei ihnen essen sollte (für Geld). Er sagte, er bekomme neues Leben durch mich und alle liebten mich — natürlich weil ich sie immer lachen mache, und weil man die ganze Familie lieben muß. Allein das geht nicht, weil zwei Dichter nicht ewig zusammenpassen, weil ich keine Kette, und wäre sie aus Duft an der blassen Mondesglut geschmiedet, anhaben will, und weil ich gewiß weiß, daß ich in der Einsamkeit und in der Gesellschaft darauf am Ende eine von seinen Töchtern heiraten würde, welches gegen meinen Plan ist . . .

Ich komme eben wieder von einem diner bei Herder und saß mehrere Stunden mit ihm allein in einer Laube. O lieber Otto, wie soll ich dir diesen großen Geist auf der rechten Anhöhe zeigen, vor dem mein kleiner sich spanisch und türkisch beugt, diesen durchgötterten Menschen, der den Fuß auf dieser Welt und Kopf und Brust in der andern hat — sein Wiegen der Arme, wenn ihn Gesang und Musik auflösen, und sein trunknes schwimmendes Auge, sein Erfassen aller Zweige des Baumes der Erkenntnis, wiewohl

er nur Massen, nicht Teile ergreift und statt des Baumes den Boden schüttelt, worauf dieser steht ...
Apropos ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz stärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm als das erstemal; ich war dafür freier, kühner und weniger voll Liebe und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig seinen Kreis überschreite, und wie mir Fichte gefalle. Auf letzteres: „es ist der größte neue Scholastiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philosophen kann man sich machen, wenn man irgend eine Idee zur transzendenten fixen macht — die Neueren machen das Licht zum Gegenstand, den es doch nur zeigen soll." Goethe wird nach vier Monaten den Faust vollenden; er sagt, er könne sechs Monate seine Arbeit voraussagen, weil er sich zu einer solchen Stimmung der Stimmung durch geistige und leibliche Diätetik vorbereite. Schiller säuft sechs Lot Kaffee auf eine Tasse und braucht Malaga und alles — nicht jeder ist in Kaffee so mäßig als ich.
Auch bei der schönen, malenden und malerischen und dichterischen Imhof war ich, so bei Corona Schröter. Bei der Herzogin-Mutter aß ich einmal mittags, die unbefangen ist und macht. Sie und ihre Hofdamen lesen meine Sachen ...
Ich war bei Wieland das zweitemal und liebte sein leichtes spielendes, bescheidenes und doch selbstrühmendes Wesen immer mehr und sagte ihm die Antwort: ich würde im Winter oft in vierzehn Tagen Ein Mal zu ihm kommen.
„Wie? Was? Wann?" sagst du. Ich ziehe nämlich hieher. Ich müßte des Teufels und des Henkers sein, wenn ich in der platt getretenen Leipziger Gegend unter sonst lieben Menschen, worunter ich aber bei keinem eine Anspannung oder ein Verständnis hatte wie jeden Tag bei Herder, bleiben wollte, (und unter den abgegriffenen Krämern) da ich hier lauter offne Häuser und fast Herzen vor mir habe, die beste Musik, den Adel, den Wechsel, ein Ansehen und einen bestimmten Rang ohne Adreßkalender, einen ewigen Sporn, und den Park und meine Lust. Ach mehr! Etwas tut dazu, daß mir mein sonst trefflicher Hausherr ausbot, weil seine

hysterische Frau nach meiner Stube lechzete, und weil mein Bruder mir alles erleichtert, den ich jetzt, will er studieren, nach Jena schicken kann. Ach, ich habe tausend Gründe! Auch hatten gewisse Blumenketten in Leipzig in meine Brusthaut eingesägt, aus denen ich jetzt mit verletztem Herzen treten werde. — Siehst du, diese Ungewißheit des Orts und Bleibens (daher ich Halberstadt ansah) quälte mich in der Leipziger bruderlosen Klause. Auch der Ort ist kleiner und am Herzen näher. Corona Schröter und Einsiedel und Böttiger besorgen mein Quartier. — Eia, wären wir da!

... Wie kommt es, daß ich euch alle immer mehr liebe, je besser ich es habe und je mehr ich andere Liebende und Geliebte finde?

... Daß die Berlepsch nach Schottland geht, hat sie aller Welt gesagt, also ist mein Schweigen vorbei und deines auch; und nun frage die Leute, ob sie glauben, daß die Stollen unsers Ehebettes von Weimar bis nach den Hebriden reichen.

Goethe an Schiller. [6. September 1798.] ... Aber woher die Stimmung nehmen!?!? — Denn da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien, er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so grade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. — Dieses und seine fernere Versicherung, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir denn das Duplum und Triplum von Produktionen wohl an das Tageslicht fördern werden. — Übrigens wird dieser edle Freund sich künftigen Winter gleichfalls in Weimar niederlassen und hat schon Quartier über unserer kleinen Maticzek gemietet. Ich bin recht neugierig, wie ihm dieses theatralische Hausamalgam bekommen wird.

Jean Paul an Christian Otto in Hof [Leipzig, den 6. September 1798.] ... Ach, ich trete gerade von jeder Reise beklommen in meine leere Stube, aus der ich schon wegen dieser isolierenden Empfindung allein ausziehen müßte nach Weimar. Was mein guter [Bruder] Gottlieb schreibt, tut mir sehr weh. Der Verlassene und der Verlorene [Bruder Samuel] der mich

so wenig kennt und der nicht errät, daß ich bei seiner Ankunft mehr wär' erschüttert worden als er selber, kommt vor mich jeden Traum — o wenn er wüßte, wie leicht seine harte Zukunft umzuändern wäre.

[Leipzig, den 2. Oktober 1798.] ... „die Tochter Wielands" etc. Als Witwer nähm' ich kaum eine Witwe. Die Lüge ist aus weiter nichts gesponnen als aus meinem Besuch ... Hier aber könnt' etwas werden, wenn ich bliebe. Gieb einem Mädgen schöne Augen, schöne Nase, Farbe, Mund, Stirn, Taille, achtzehn Jahre, zu große Empfindsamkeit, Bildung, Kenntnis, Sanftmut, höchste Dezenz, ein Paar treffliche Schwiegereltern, die die Sache gern sähen: so hast du Weißens Dorothea; aber da du ihr nicht nehmen kannst das Kinn (es ist aber blos mehr platt als rund und nicht arg, und die Berlepsch selber fand sie schön und lieber als die Platner) und die Leipziger Spaßhaftigkeit und das Unvermögen, auf einmal Ja zu sagen (was ich mit der Mutter ihr oft vorhielt) und die Räsonniersucht, so hats den Teufel gesehen. — Das merk' ich aber wohl: Wenn mein Ehebette endlich einmal Bettbretter bekommen soll, daß ich nicht so fort wie bisher von jedem neuen Mädgen alle die Vorzüge fodern darf, die alle meine alte zusammen besessen ...

Mit Goethe stritt ich für deinen Satz der Weltfortschreitung. „Umschreitung müssen wir sagen", sagt er. „A priori folgt's aus der Vorsehung, aber nicht in jedem a posteriori ist der Fortschritt zu zeigen, wenigstens nicht in den gallischen Fortschritten" [der französischen Revolution].

Auch die gelesene Wahrheit muß man hinterher erst selber erfinden. Die Gehirnhöhlen sind volle Samen-Düten, das Gefühl erst ist die Blumenerde und der Treibscherben.

Verbirg mir ja nichts je über meinen Bruder! Jeder Vorhang zerlöchert sich am Ende doch, und überhaupt gehört einer nur für Patienten, nicht für Gesunde ...

Aber die Hauptsache ist, daß ich für Buchhändler Feind auf die Ostermesse 99 (der Titan kömmt mit vier Bänden erst zur Ostermesse 1800 heraus) schreibe: „Jean Pauls Briefe samt einem kurzen Abriß seiner zukünftigen Avantüren." Die Idee ist neu. Ich

beschreibe meine wahre künftige (mutmaßliche) Geschichte: Heirat, Haushalt, Alter, Tod ...
[Leipzig, den 9. Oktober 1798.] ... Die Berlepsch ist hier, sie hat mir ihre Briefe abgefodert. Ihr und mein Betragen ist abgemessen, Gott gebe, daß es so rastättisch und regenspurgisch [diplomatisch und parlamentarisch] bleibe. Darin steckt mein Friede.
Hier kann man sein Haar entweder à la Brutus oder Titus oder Caracalla oder Alcibiades verschneiden; unsere Köpfe wollen so gut (und nicht um ein Haar schlechter) die Alten nachahmen als die Große Nation. — Die Weiber windeln leider jetzt den Kopf ganz in einen Seiden Turban ein; die Pariserinnen sollen, wie ich höre, ihren glatt abscheren ...

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Leipzig, den 21. Oktober 1798.] Am Mittwoch, mein guter Oertel, fahr ich wieder in einen neuen Weltteil hinein, aus dem mich nichts bringen soll, als ein Ehebette, auf das ich mich dann legen und betten will bis zur letzten Ruhe der Ruhe. Das Beste und Schönste, was mein Kopf seit einiger Zeit hervorgebracht und womit ich in keiner Gesellschaft kahl erscheinen werde, sind — Haare, die das Reisdekokt deiner lieben Sophie herausgetrieben hat. Jetzt bin ich zu brauchen.
Von der Berlepsch scheid' ich wieder ziemlich ausgesöhnt ... Von meinen noch nicht einmal angekündigten Palingenesien muß vielleicht, nach des Buchhändlers Bericht, in einem Jahre eine neue Auflage gegeben werden, weil so viel nach dem Norddeutschland, Bremen, Lübeck, Hamburg, Kopenhagen ging ...
Wenn ich Lessings oder dein Auf- und Abschiffen in der Welt bedenke, so kommt mir der Lärm, den ich innerlich über meine zweite Ausfahrt (in die dritte Stadt) erhebe, lächerlich vor. Und doch schickt mir dieser ewig blaue Himmel des Herbstes zu viele Gedanken des ewigen Weggehens und beklommene Träume der Einsamkeit zu, in die ich auch in Weimar komme. So treibe mich denn, Geschick, bis du mich auf dem rechten Beete deines Gartens hast ...

In Weimar
1798 bis 1800

Fast genau zwei Jahre, von Ende Oktober 1798 bis Ende September 1800 hat Jean Paul in Weimar gelebt. Freundlich aufgenommen, hat er bei seiner Gegensätzlichkeit zu Goethes und Schillers künstlerischen Wegen und Zielen hier weder zu diesen beiden Maßgeblichen noch zum Hofe ein nahes Verhältnis gefunden, dagegen hat seine Freundschaft mit Herder sich jetzt noch vertieft und schließlich einer schweren, von ihm selber heraufbeschworenen Erschütterung standgehalten. Herders Frau schreibt: „Er kam, wie von der gütigen Vorsehung gesandt, gerade zu der Zeit zu Herder, wo dieser von den einen politischer und philosophischer Grundsätze wegen gänzlich verkannt, von andern übermütig verlassen und beinahe vergessen ward. Die glücklichen Abendstunden, wo Richter bei uns war, seine immer heitre jugendliche Seele, sein Feuer, sein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er sich über alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gab ihrem Zusammensein immer neues Leben. So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten über eine Sache waren, so waren sie doch in den Grundsätzen und den Empfindungen immer eines . . . Er [Herder] hielt seinen [Jean Pauls] Genius, seinen reichen, überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemütlosen, blos in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, welche er ‚Brunnen ohne Wasser' nannte." Herder selber preist „seinen immer schaffenden Genius; er bringt wieder neues frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst".

Bezeichnend für diese zwei Jahre Weimar ist das gesteigerte Durcheinanderspiel der Beziehungen zu seinen adeligen Verehrerinnen. Es hat in ihnen seinen gefährlichen Höhepunkt erreicht, dann aber den Dichter doch dem bürgerlichen Mädchen zugeführt, an dessen Seite dem viel Angeschwärmten und leicht Entflammten ein bis

zu Jean Pauls Tode dauerndes bürgerliches Eheglück und häusliches Behagen beschieden sein sollte.

Frau Charlotte von Kalb, in jenen Jahren immer nur vorübergehend in Weimar anwesend, unternahm ihre letzten Versuche, den geliebten Dichter zu heiraten. Frau Emilie von Berlepsch ging nach Schottland in der Hoffnung, daß statt seiner ein dortiger Pfarrer namens Macdonald, den sie während seiner Studienjahre in Deutschland kennengelernt hatte, sie heiraten werde. Auch von diesem enttäuscht, hoffte sie noch einmal, ihr Glück bei Jean Paul zu finden, zum mindesten als seine und seiner zukünftigen Frau liebende und geliebte Hausgenossin. Als sie auch diese Hoffnung begraben mußte, gab sie sich endlich zufrieden, von einem bürgerlichen Gutspächter in Mecklenburg geheiratet zu werden.

Neu in Jean Pauls Leben traten während dieser Weimarer Jahre Josephine von Sydow, Karoline von Feuchtersleben und die schöne Gräfin Henriette von Schlabrendorff.

Josephine von Sydow, Südfranzösin von Geburt, hatte sich als Schriftstellerin in Frankreich betätigt und war mit dem Geheimrat von Monbart in Breslau verheiratet gewesen. Von ihm geschieden, mit einem in Belgard stehenden preußischen Kavallerieoffizier verheiratet, lebte sie jetzt als zweiundvierzigjährige Mutter dreier Kinder auf ihrem Landgut Klein-Rambin bei Belgard in Pommern. Was sie mit Jean Paul verband, ist wesentlich Seelenfreundschaft geblieben, die auch nach erfolgter persönlicher Bekanntschaft den Hauptwert darauf legte, sich in überschwenglichen Worten Luft machen zu können, freilich wohl nicht, ohne gelegentlich mit dem Gedanken an mehr zu spielen.

Karoline von Feuchtersleben weilte als fünfundzwanzigjähriges stellvertretendes Hoffräulein in ihrer Vaterstadt Hildburghausen, als sie ihren ersten Brief an den Dichter des Hesperus schrieb und ihm ihre Silhouette übersandte. Eine der kleinen Reisen des Sommers 1799 führte Jean Paul dorthin, und bald kam eine richtige Verlobung zustande, die, nachdem der Widerstand der adeligen Verwandten endlich überwunden war, von Jean Paul aus innern Gründen wieder aufgelöst wurde.

Henriette von Schlabrendorff, geb. von Mützschefahl aus Berlin, von dem gräflichen Vater ihres Kindes geschieden, verstrickte Jean Paul in die blühende Schönheit ihrer fünfundzwanzig Jahre. Als er sich ihr entwand, verlobte sie sich mit seinem Freunde Hans von Ahlefeldt, der aber diese Verbindung rasch wieder löste, worauf die Gräfin für ihre zweite Ehe mit einem bürgerlichen Sekretär des Herzogs von Meiningen vorliebnahm.
Im Sommer 1800 hat Jean Paul dann von Weimar aus in Berlin seine zukünftige Frau kennengelernt, Karoline Mayer, die einundzwanzigjährige Tochter eines von seiner Frau getrennt lebenden Obertribunalrates. Verlobt aber hat er sich mit dieser dritten Karoline erst nach seiner Übersiedlung von Weimar nach Berlin.
Was die schriftstellerische Bedeutung der zwei weimarischen Jahre betrifft, so hat Jean Paul in ihnen den ersten Band seines lange vorbereiteten Romans „Titan" vollendet und zur Ostermesse 1799 in Gera seine „Konjekturalbiographie" oder „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf" erscheinen lassen. Die „Briefe" sind an Personen seiner bisherigen Romane gerichtet. Der erdichtete zukünftige Lebenslauf besteht aus Briefen an Otto, die in einem Hymnus auf Herder und in einer Verbeugung vor Wieland gipfeln. Der „Titan", der eigentlich „Antititan" heißen sollte, wendet sich gegen den Titanismus jeder Art und will dartun, daß nur Taten dem Leben Stärke und nur Maß ihm Reiz verleihen. „Das Buch ist der Streit der Kraft mit der Harmonie." Die schönen Schilderungen der italienischen Landschaft haben dem Dichter, der nie in Italien gewesen ist, die auf eigener Anschauung beruhenden Erzählungen der Herzogin-Mutter ermöglicht. Ein Bild von der überwältigenden Fülle seines Reichtums gibt Jean Paul, wenn er während seiner Arbeit am Titan schreibt, was von seinem dichterischen Arbeiten überhaupt gilt: „Wenn ich die kleinste Schleuse aufziehe, so schießet so viel Wasser zu, daß allzeit mehr Räder in Gang kommen und also mehr gemahlen wird, als ich wollte. Das körperliche Uhrgehäuse zerspringt so früh, daß ich sterbe, ohne mein halbes Ich aus- oder abgeschrieben zu haben."— Der Roman ist 1800—1803 in vier Bänden in Berlin erschienen

der „Komische Anhang“ dazu 1800 und 1801 in zwei besonderen Bändchen.

Hatte die französische Revolution schon auf „Hesperus“, „Siebenkäs“ und „Titan“ eingewirkt, so regte sie Jean Paul jetzt zu einer seiner schönsten kleineren Schriften an: „Charlotte Corday“. Sie behandelt die mutige junge Mörderin des Bluthundes Marat, ihre Tat (1793) und ihre Beweggründe, und die Frage nach der sittlichen Berechtigung des Mordes aus Vaterlandsliebe. (Schillers Wilhelm Tell.) Zu solchem „Titanismus“ stellt sich Jean Paul nicht kritisch-ablehnend, wie er überhaupt Sinn für die Sendung großer Einzelpersönlichkeiten hatte, die „zugleich fällend und bauend“ ihre Zeit umgestalten. (Napoleon Bonaparte.)

Von dem, was sich während jener zwei Jahre in der Welt zutrug, sei andeutungsweise erinnert an die (nebenbei der Altertumswissenschaft wesentliche Dienste leistenden) Feldzüge des dreißigjährigen Generals Bonaparte in Ägypten und Syrien, an den Krieg der Zweiten Koalition (Rußland, England, Österreich, die italienischen Fürsten und die Türkei) gegen Frankreich 1799 bis 1801, an die Vernichtung der französischen Flotte durch den englischen Admiral Nelson bei Abukir, an den Staatsstreich Bonapartes vom 11. November 1799, durch den er in Paris das Direktorium stürzte und sich zum Ersten Konsul machte, um durch die selbstherrliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten die französische gloire wiederherzustellen. Am 15. Mai 1800 eroberte er durch die Schlacht bei Marengo Italien zurück.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 3. November 1798.] Lieber Otto! Gestern vor acht Tagen um neun Uhr früh fuhr ich durch die Pforten meines neuen Jerusalems. Denn letzteres hab' ich wirklich. Kein Stiefgenius beschied mir zur Aufbewahrung die Hausfrau selber, meine Stubentürnachbarin, die für mich wie eine Mutter sorgt, die in meiner Abwesenheit eine zweite Tür in mein Zimmer hat, alles herrlich legt und aufträgt, für mich handelt, mich um sechs Uhr zur warmen und erleuchteten Stube und Kaffeekanne aufklopft, und der ich stets einen Laubtaler gebe, wovon sie ohne Rechnung auszahlt, bis sie einen neuen

braucht, und der ich oft ein Glas Wein verehre. Ich bin Herr und Maire meiner ganzen Brust, der schönste Friede ist darin beschworen, und alle Grundsätze sind auf den Beinen. Wahrlich, ich bin glücklich.

Wollt ich das Äußere rechnen, so könnt' ich die Liebe anführen, die ich hier immer wärmer gewinne. Gleich auf den andern Tag lud mich am ersten [die Herzogin-Mutter] Amalie in der Redouté zum Diner. Auch die andere [regierende] Herzogin [Luise], mit deren zweiter Hofdame ich darin lange sprach, pries wie diese mich sehr am Tisch, wie mir Herder sagte. Es ist eine fatale Einrichtung, daß es eitel scheint und sogar ist, wenn ich alles anführe z. B. Wielands Wort, als ich mit Böttiger bei ihm war, daß ihm zum Unglück gerade seine schönen Töchter gestorben seien, und daß die eine, die zu zart fürs Leben gewesen wäre [die im April gestorbene vierzehnjährige Wilhelmine] ich hätte nehmen müssen, weil ich u. s. w.

Gegen das neue Theater sind die andern deutschen nur Kulissen ... Die Sängerin unter meinem Tisch, Maticzek, besuch ich abends zuweilen nach dem Essen; sie ist eine geradbrechte Version von Philine [in Goethes Wilhelm Meister] und ohne Schönheit. Indeß ist's für mich eine Gymnastik des Witzes. Sie lacht und singt mehr als sie spricht. Sie erzählte mir, daß sie Goethen gefragt, wie sie mich zu empfangen habe und sie wolle mir trillernd entgegentanzen. „Kind, mach's wie bei mir und sei natürlich", sagt' er ...

Von Leipzig schied ich mit ganzem und fast kühlem Herzen, und die Stadt wird durch die Ferne noch kleiner. Für Dorothea [Weiße] wurd' ich kein Hermann. — Eine andere heißere Verwickelung [mit Madame Hähnel], die immer sinnlicher wurde, löste ich gerade durch den Abschied, ohne es zu sehr geworden zu sein. Der Teufel zieht mir die verdammtesten Wolfsgruben über den Lebensweg, besonders dadurch, daß entweder nur die andere Person liebt, oder nur ich. Jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück ...

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Weimar, den 4. November 1798.] ... Ich bin in Eden, dem aber noch die Gewißheit fehlt, daß Sie eines haben ... Ich wohne Ihren Bergen

jetzt näher und meine Augen richten sich auf meinen Parkausflügen oft nach den rauchenden stillen Höhen, hinter denen ich meine Lieben weiß, und ich denke oft an Ihr schönes Herz, an Ihre Liebe und an Ihr nasses Auge — und Gott trockne es bald!

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Weimar, den 12. November 1798.] Mein sprachloser Emanuel! Ich ruhe, wenn nicht im Schoße Abrahams, doch im Erblande seiner Kinder, in Kanaan. Was der Stand (von den zwei Herzoginnen an), und die Freundschaft (von Herder an), und die Verhältnisse (vom Theater und meinem Zimmer an) dem beweglichen Leben Frohes geben können, das hab' ich alles. Was will ich nun mehr als den Frühling und eine Reise in's — Vaterland?

In diesem Vaterland sitzt aber ein Mann, ein Pythagoräer, ein Karthäuser, der nicht spricht aus Hartnäckigkeit — was er nicht sollte, da er mehr Zeit hat als ich. Sie müßten ihn bekehren, wenn Sie es nicht selber wären.

Ach ich fange sehr heiter bei einem beklommenen Herzen einen Brief an, der meinen unglücklichen Bruder betrifft. Das Schicksal zieht sein Netz um den Unglücklichen immer enger und wird ihn wahrscheinlich opfern ...

Herders Frau an Gleim. [12. November 1798.] Richter ist nun auch in Weimar einquartiert. Es gefällt ihm hier außerordentlich, und er selbst findet ein größeres Publikum, als man dachte. Am liebenswürdigsten ist er, wenn man allein mit ihm ist; da ist er ganz natürlich, munter, geistreich und an Gemüt ein Kind; diese wahrhaft edle und unbefangene Natur macht sich und andern das Leben leicht. Wir sehen ihn zwar nur ein-, höchstens zweimal die Woche; denn er ist sehr fleißig und trägt Scheu, meinen Mann zu stören; aber ich fühle es, daß wir ihm die Liebsten hier sind. —

Herder an Knebel. Richter ist hier, ein Liebling des Glücks, ein Günstling der Menschen, voll Geistes und Witzes, und ein Kind an Gemüt. Er kommt aber nur wenig zu uns, weil er sehr fleißig ist. Er gewinnt durch den Umgang sehr. Einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung habe ich fast

nicht gekannt; auch an die Art seines Witzes gewöhnt man sich bald, und mir tut sie wohl. Vor allem aber liebe ich seine ungemein eindringende, ich möchte sagen durchschauende Charakterempfindung.

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Weimar, den 13. November 1798.] Mein guter Oertel! Die Stimme deiner Liebe kam zu mir wie ein Nachtigallenschlag hernieder in meinen kleinen Frühling, und deine Besorgnisse sind mir lieber als fremde Glückwünsche. Ich habe so recht mitten in der Furche des Zuckerfelds mein Nest ... Das neue Schauspielhaus umfasset uns alle wie Eine Familie — nicht eben santa — mit reinen, reichen Formen; und die Musik ist Ein Ton, Eine lyrische Seele. In Herders Herz zieh' ich immer tiefer hinein, und er in meines, wenns noch möglich ist. Ich sprach mit dem Erbprinzen, die Blumengöttin gab ihm die Rosen der Jugend, die schlanke Länge und die Idyllen-Unschuld. Auch die regierende Herzogin, die mich rufen ließ, trägt ein jungfräuliches und mütterliches Herz hinter einer männlichen Brust. Ich war hier bei Goethe, in Jena bei Schiller, der in drei Monaten seinen „Wallenstein" ausgeschaffen haben wird. An „Wallensteins Lager" ist wenig ...
Du sprichst von meiner harten Einsamkeit. Ach, die hab ich nur verlassen, nicht gefunden. Ich werde sobald keine Lobrede auf Leipzig ausfertigen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 12. Dezember 1798.] ... Endlich scheint es Zeit zu sein, Weimar anzuschwärzen nach so langem Tünchen. Erstlich stiehlt man hier gewaltig ... so stahl man am hellen Tage der einen Magd den Mantel, der andern das Halstuch. Zweitens — und das ist die Ursache der Wirkung — hat man nichts, das Volk ist eben so arm als schön d. i. ein verkehrtes Leipzig ... Strenge Polizei. Um elf Uhr nachts ohne Laterne zu sein, bringt einen auf die Wache ... Wieviel ich leider trinke, das muß dir daraus einleuchten, daß meine [Hauswirtin] Kienhold, die wie ihr Mann nie einen Tropfen englisches Bier anleckt, sich ein Faß davon eingelegt, blos um es an mich zu verzapfen ...

Apropos: Karoline [Herold] schrieb mir ihren und Amönens Entschluß zum Hofleben. Nur die väterliche Folter kann ihnen diese Exzentrizität abnötigen. Ich werde ihnen darum schwach abraten, weswegen ich keinem abrate, in den Mond zu fliegen. Niemand taugt dahin weniger als diese ins Freie wachsende Seelen. Z. B. So gut man hier ist, so schreitet doch das Öffentliche im Kurialhohlweg fort. Z. B. Sonntags gibt der Hof ein Konzert; unter den Bürgerlichen auf der Gallerie ist wenig zu hören. In den Saal können nur Edelleute. Doch dürft' ich mich exzipieren, aber man muß einen Degen anhaben, um nicht aufzufallen, sagte mir der gute redliche Prinzenhofmeister Riedel. Ich versetzte: „So ist's vorbei; andere werden durch Degen a b n e h m e n degradiert, ich würd' es durch's Gegenteil" . . .
Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau [Charlotte von Kalb] — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall [der Schicksale eines Briefes] nicht traue, die von Weimar zuerst nach Hof an mich schrieb, die ich dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich (wie in Leipzig) im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten und sich scheiden . . .
[Den 29. Dezember.] Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war (er achtet sie tief und höher als die Berlepsch und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau) und als der Widerschein dieser Aetnas-Flamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung wurden durch die zehnjährige Entfernung des Mannes widerlegt . . .
O ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf: N e i n! Und da ich eine Größe, Glut und Beredsamkeit hörte, wie nie, so bestand ich eisern darauf, daß sie keinen Schritt f ü r, wie ich keinen g e g e n die Sache tun sollte . . .
Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe genialische Liebe, die ich dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann, aber — es passet nicht zu

meinen Träumen. O Emilie, du sprachst mir die Liebe ab, und nur dieser opfer' ich Stand und Reichtum schon zum zweitenmal! Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Ich machte in Leipzig einige Briefe [der „Konjektural-Biographie"] voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspitz vorkam, sieh, und meine Heirat. Noch sonderbarer werd' ich zu höhern Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück und mein Grab. Ich meine, ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen „Titan" das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen als gesehen hätte. Ach! ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden altväterlichen, mein Jodiz palingenesierenden [auferweckenden] Ruhe auch nichts weiter als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhe, wenn es mich gebraucht.

[Den 30. Dezember.] ... Ihr Mann begegnet mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihm stehen, weil mein obiges Nein! eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu. Diese Titanide ist viel leichter zu wenden wie die Berlepsch. Überhaupt sollt' ich mich nicht bei Perspektiven so weinerlich geberden, die für andere Himmelstore wären.

Mit Mädgen hab' ich jetzt einen schwerern Stand als sogar sonst, weil sie mich fürchten. Ach ich Armer! Denn werden sie kirre, so sehen sie ihren Irrtum und setzten sich auf den Feldscheu [die Vogelscheuche] selber. So ist die schöne, schuldlose, heitere Herder so blöde ...

Im Februar kommt die Berlepsch; am 2. Januar Schiller und bleibt sechs Wochen, um seinen „Pikkolomini" und „Wallenstein" einzulernen, wovon jener am Geburtstag der Herzogin, den 20. Januar, gegeben wird ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, im Dezember 1798.] Wenn ich schreiben dürfte und könnte, wenn meine Phantasien auf das Papier flögen und sichtbar werden könn-

ten wie sonst mein Leben d. h. meine Liebe, so hättest Du den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als meine Briefe zu lesen ...
Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare ...
Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele, die an mein Wesen herannahten. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzo auf ewig die liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichten Sterne des neuen Lebens schaut.
[Im Dezember 1798.] ... „Werde ruhig und hoffend!" Bei der ewigen Wahrheit, bei meiner Seligkeit, ich will es werden! Prüfe Dich nur, was meine Liebe Dir ist ...
Heiliger Gott, gib Deinem Unsterblichen alles, alle die Seligkeit, die Deine Erschaffnen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gib ihm mein Herz, gib ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Tränen um ihn.
[Im Dezember 1798.] Kommen Sie ja, Sie müssen mich hören. Ich schreite fort. Ich bin unveränderlich bis in den Tod! bis in den Tod! Charlotte.

Jean Paul an Frau Karoline Herder in Weimar. [Weimar, den 31. Dezember 1798.] ... Der letzte Tag des Jahres ist für mich ein stiller Karfreitag, den ich, ohne Arbeiten und ohne Besuche, blos mit einem weichen Beschauen der Vergangenheit und des Lebens und des Innern verträume. Und da kein Jahr meiner Seele soviel gab als dieses seit zwei Monaten, so muß ich ja heute mit den innigsten Wünschen des heitersten künftigen an die zwei unaussprechlich geliebten Wesen denken.
Vergeben Sie einem Menschen, der nichts ähnliches mit der verkalkten Generation um sich hat, die alte Sitte des herzlichsten Wunsches. Wünschen ist Lieben ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, den 6. Januar 1799.] ... Ich lese in meinen Briefen, ich mag schreiben, was ich will, nur die Worte: Halte meine Seele fest, dann will ich den Flug ins Unendliche wagen ...

Jean Paul an Amône Herold in Hof. [Weimar, den 6. Januar 1799.] Gute Amône! Wo ist Ihre Stimme? Ich suche sie lange wie die Töne des Frühlings. Das neue Jahr bringt mich euch allen um Meilen und Monde näher, denn in diesem sehen wir uns ja alle wieder.
In diesem Jahr werden Sie auch die Frau von Kalb sehen, die Sie und Emanuel unendlich liebt aus einigen Ihrer Briefe. Ich meine, sie holet mich von Hof ab. (Dieses gebe Ihre Lippe nur noch drei geliebten Wesen und nicht weiter!)
Liebe Seele! Die Zeit drückt uns alle immer fester einander an das Herz. Ich bin an den frühern Fernen weniger schuld als irgend jemand, und meine halbe Liebe findet jetzt ein offneres Herz als sonst meine mich verschwendende ganze. — Es ist eine mich im Innersten rührende Aussicht, daß ich nun so gewiß weiß, daß ich, Sie und alle meine Freundinnen eine ganze irdische Ewigkeit der wachsenden Liebe vor uns haben und daß gerade die künftigen, sonst Andere trennenden Verhältnisse nur neue Arme werden, die uns verketten und bis zum aufgehenden Grabe an einander erhalten.
O meine Amône! Wie fest und sanft bist du an meiner Seele! Wie unverwelklich sind unsere Stunden! Ach dir allein war meine brennende Seele offen, als der „Hesperus" aus ihr quoll. — Ich fürchte mich fast vor der Entzückung des künftigen Frühlings und vor dem Seufzer, der ihn endigt.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 6. Januar 1799.] Mein guter Otto in jedem Jahr! Ich schreibe dir sobald, um dir meine schöne Morgenröte, die nicht an Wolken hangt, sondern im Himmelsblau, zu zeigen. Erstlich ist mir die dickste Gewitterwolke weggehoben; mein Bruder will in Erlangen studieren, und ich glaube, da er als Fremder mit einem akademischen Paß hinkommt, müssen sie ihn annehmen ...
Zweitens hab' ich jetzt mit der Titanide ein Elysium ohne Schwaden, alles ist leicht und recht und gelöset. Ich schickte ihr den Tag nach der eisernen Stunde ein linderndes Blättgen. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen ...

Nein, es gibt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädgen; man halte nur ihre aesthetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern. Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie soll immer froher durch mich werden. Sogar ihren Mann liebt sie jetzt mehr, und ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Eheliebe gefallne Steine wieder ein. Er sieht und hört ihre Neigung, liebt mich aber nur mehr. Sie hat drei große Güter und wird, wenn die Prozesse aus sind, wie sie sagt, reicher als die Herzogin ...

[Weimar, den 27. Januar 1799.] ... Noch in keinem Jahr stritt und trank ich so viel. Mit Schiller neulich bis um zwölf Uhr nachts; und mit ihm und Goethe bei der Kalb. Ich bin jetzt kecker als je, blos durch das Erraten des fremden Haltens von mir, nicht durch mein eignes. Goethen sagt' ich etwas über das hiesige Tragische [auf dem von ihm geleiteten Theater], worüber er empfindlich war und eine Viertelstunde den Teller drehte (ich hatte Champagner und einen Vulkan im Kopf). Aber Wieland sagte, so wär's recht und ich gewänne ihn dadurch, wir würden noch die besten Freunde, er habe mit Respekt von mir gesprochen. Als ich zu einem Diner bei Goethe geladen war, Schiller zu Ehren, nebst Herder und andern (der ihm aber nicht ein Ölblatt, geschweige einen Ölzweig des Friedens, den Goethe gern schlösse, reichte), wurd' ich und Herder zu Goethes Einfassung gemacht (ich der linke Rahmen und er der rechte). Hier sagte mir Goethe, der nur allmählich warm werden will (so ist er gegen Schiller so kalt wie gegen jeden): er habe seinen Werther zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen; und so alles: wer wird sich gern eines vorübergegangenen Affekts, des Zorns, der Liebe erinnern? — Und so ekelt auch Herder vor seinen Werken. So etwas sollte den Selbstgötzendienern von Litteratoren und Rektoren gesagt werden, damit sie, wenn solche Männer demütig sind, wenigstens — nichts wären. Ich schämte mich vor ihnen, nicht so zu sein, sagte ihnen aber auch, daß mir meine Sachen zwar sogleich nach dem Abdruck ungemein gefielen — ich kennte keine bessere Lektüre — aber auch vor dem-

selben desto schlechter, weil ich da das Ideal noch nicht vergessen hätte.
Wie sehr meine Weltkenntnisse und Einsichten in Weimar zunehmen, ist nicht zu sagen, aber zu beweisen durch Taten (Opera).
Schiller nähert sich sehr der Titanide und sagte schon dreimal zu ihr: „Wir müssen mit einander nach Paris!" Hier ist alles revolutionär-kühn, und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um neu aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche ins Haus, und die Titanide stellte seiner Frau den Nutzen vor ... [Wielands einstige Braut, die verwitwete Schriftstellerin Sophie von La Roche, war zwei Jahre älter als er, nämlich achtundsechzig.]
[Den 2. Februar.] Ich sende dir das erste Drittel meines Buchs, die Konjektural-Autobiographie. Die andern Drittel sind kräftiger, wechselnder und lustiger, Hof wirst du in Kuhschnappel finden. Hätt' ich irgend etwas schon anderswo gesagt, so streich's weg. Sollte dir etwas dich betreffendes mißfallen, so streich es weg, wiewohl ich hoffe, du bist ebenso kühn als ich. Du schickst es samt dem Briefgen nach zehn, zwölf Tagen a dato des Empfangs an den Buchhändler Heinsius in Gera, der's splendid drucken will. Mit [dem Buchhändler] Feind [in Leipzig] brach ich um den halben Louisd'or, den er von dreieinhalb gefoderten abhandeln wollte. Ich habe allzeit gut gegen diese Leute gehandelt, und sie [Frau Feind] ist mir noch 200 Reichstaler schuldig, die ich ihr ohne Zinsen auf ein Vierteljahr geliehen ...
Ich lese den Homer und die Tragiker mit einer namenlosen Wonne. Sophokles ist ein Siebengestirn und die Neuern sind Nebelsternlein. Der zweite Teil des Wallenstein ist mit großer Pracht (über 400 Reichstaler neue Kleider, weil alles echt war) abgespielt. Er ist vortrefflich, passabel und langweilig und falsch. Die schönste Sprache, kräftige poetische Stellen, einige gute Szenen, keine Charaktere, keine fortströmende Handlung, oft ein dramatisierter Zopf oder Essig, dreifaches Interesse und kein Schluß. Der dritte, noch nicht fertige Teil ist der Schwanz am Rückgrat des zweiten, es sind nicht einmal jene zusammengewachsenen Schwestern in Ungarn.

Herder geht heute hinein und wird gewiß meiner Meinung, wie er's überall ist.
Die Titanide hat an ihren Schwager, den Präsidenten in Mannheim, geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin Bernsstorf, ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie ihm zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann.
Ich beharre fest auf meinem Stand, auch ist ihr die Scheidung ohne alles weitere erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis [die Ehe im körperlichen Sinn] ganz zerrissen.— Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch gibt, ihre Neujahrs-Resignation schon oft und heftig zurück— die glühenden Briefe werden dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Nein ohne Orkane wiederholen konnte. Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich muß ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen. Müßt' ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen — so täte sich ein Fegfeuer auf.

Böttiger erzählt [in seinem Werke „Literarische Zustände und Zeitgenossen", 1838], den 20. Januar abends bei Falk: Wieland will Schillers Piccolomini nur so bei der Aufführung hören, als sei es eine auswendig gelernte Vorlesung, immer besser als eine bloße Vorlesung. Richter widerlegt es, weil beim Lesen auf dem Zimmer die Phantasie mehr wirke. — Streit über das Alte und Neue. Richter behauptet, die Alten hätten aus Mangel tief eindringender Verstandeskultur nirgends wahre Charaktere geschildert; sie hätten nichts Komisches im Vergleich mit den Neueren gehabt. Aristophanes und Shakespeare. Wieland wird ungeduldig. Er sagt Richtern: er solle doch nicht so dozieren und die Leute wie mit einem Ozean überschwemmen. — Richter befindet sich nur wohl, wenn er gespannt ist, das Disputieren spannt ihn. Daher sucht er diesen Reiz überall und ist ein animal disputax. Nur der, der ihm recht Gegenpart hält, gilt bei ihm. Nüchtern kann er kaum etwas schreiben. Er trinkt, wenn er komponiert, viel

Bier oder Wein und sitzt erstaunlich warm, wie in einem Schwitzofen. Er sagte: „Man soll auf meinen Grabstein setzen, daß nie ein Mensch so viele Gleichnisse gemacht hat wie ich."

S. Ch. Lütkemüller erzählt [in „Der Gesellschafter", 1826]: Als Wieland späterhin Jean Pauls persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, äußerte er sich auf meine Frage danach kurz und mit etwas Unlust. „Er selbst ist wie seine Schriften!" sprach Wieland. „Man fühlt sich bei ihm auf angenehme und unangenehme Art überrascht, und nichts ist schwerer, als ihm beizukommen. Er ist zu sehr er selbst, jedoch ein sehr interessantes Original." — Bald nachher teilte mir Wieland etwas aus einem Gespräch mit, welches er mit ihm gehabt hatte. Wieland hatte der griechischen Klassiker als vorzüglicher Geschmacksbildner erwähnt und, wie er sagte, „schöne Sachen über sie hören müssen". — „Ich lasse die alten Griechen gelten, was sie sind," habe Jean Paul gesagt; „aber es sind doch sehr beschränkte Geister. Welche kindische Vorstellungen haben sie von den Göttern! War's möglich, daß sie dabei edlere und tiefere Gefühle der Menschheit hatten?" — „Ich erwiderte ihm," fuhr Wieland fort: „Sie wollen die Griechen gelten lassen, was sie sind? Aber was *sind* sie denn? Sie sind eine Erscheinung auf Erden, einzig in ihrer Art. Sie sind die schönste Blüte und das vollkommenste Urbild jugendlicher Menschheitsbildung, so daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, alles Göttliche, welches die Menschen auf solcher Bildungsstufe zu empfinden und zu erschauen vermögen, war auf sie herabgestiegen, um in und mit ihnen zu leben und zu weben. Wo finden wir einen so heitern, lieblichen Jugendgeist der Menschheit in so leichter, reiner, schöner Form sich darstellen? Gleicht er nicht der ewigen Jugend des göttlichen Phöbus Apollo?" — „Aber", habe Jean Paul entgegnet, „jene Jugendzeit ist vorbei, und wir sind Männer geworden. Christliche Titanen haben längst den heidnischen Himmel erstürmt und die Götter desselben in den Tartarus gestürzt. Über uns hat sich ein unendlicher Gotteshimmel und unter uns eine unergründliche Tiefe der Menschheit aufgetan. Passen dafür noch die kleinlichen Formen und Schönheitsspielereien der alten Griechen?" — „Mit

einem Wort," setzte Wieland hinzu, „Jean Paul hält die Griechen für Kindsköpfe. Ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, besann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte, er selbst zu sein, und daß das, was ich an ihm vermisse, und was mich zuweilen toll machen möchte, von vielem Hohen und Vortrefflichen mehr als ersetzt wird. Einem Geiste seiner Art griechischen Geschmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weiß waschen. Er hat auch eine in der Tat göttliche Beglaubigung, zu sein, was er ist."

Jean Paul an Dorothea Weiße in Leipzig. [Weimar, den 11. Februar 1799.] Gute, sanfte, weiche, fromme Freundin! „disputierende" lass' ich weg, weil sich das auf Akademien von selbst versteht. Vielleicht sollt' ich auch „Freundin" weglassen, denn welche andere Beweise hab' ich als meine Wünsche? Da Ihr Geschlecht sehr oft das Ja schweigend sagt, aber nie das Nein, so hab' ich Hoffnung, daß Sie nicht schweigen werden. Möge Ihr Herz, das so leicht zittert, es nie anders als vor Freude tun.

Jean Paul an die Frau des Buchhändlers Feind zu Leipzig. [Weimar, den 12. Februar 1799.] Eine gegenseitige Verrechnung hat uns leider, Madame, geschieden, aber ich hoffe nur merkantilisch. Sogar merkantilisch nicht auf immer, da ich Ihnen, sobald ich Zeit einmal zum Machen erobere, wenigstens ein Büchelgen (statt eines Buchs) auf Ihre vorigen Bedingungen anbieten werde. Indes tat es mir unter der Vollendung des Buchs bei den Stellen, die ich lieben konnte, wehe, daß sie nicht für Sie gehörten ...

Die Absicht dieses Briefs ist, Sie zu bitten, daß Sie mir meine 200 Reichstaler in keinen Kassenscheinen senden, sondern bar, da ich jetzt Scheine genug habe. Daß aber hier nicht wieder ein böser Genius aus dieser Bitte eine andre, mißverstandne macht, so sag ich's lieber gerade heraus, daß ich das Geld jetzt nicht brauche, sondern erst zur Ostermesse.

Grüßen Sie mir Ihre zwei lieben weiblichen Herzen, denen unsere scharfe Klippe hart wird vorgekommen sein, und Ihren lieben guten Gatten. Und antworten Sie mir und leben Sie froh. Richter.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 1. März 1799.] ... Die Titanide nimmt Amöne desto lieber auf, da jetzt ihr Mann vom Herzog von Zweibrücken [Max Joseph, soeben Kurfürst, 1805 erster König von Bayern] nach München zum Avancement berufen worden. Sie müßte aber mit ihr auf ihr Landgut Kalbsrieth, (acht Stunden von hier) in eine kleine aber reizende Einsamkeit. Die Fürstin Carolath [Schwester Friedrichs von Oertel], zu der sie könnte, taugt nichts, ist kokett etc., der Fürst dumm, die ganze Lage gefährlich: in acht Tagen käm' er mit seiner ars amandi [Liebeskunst] nach der jetzt allgemeinen Frechheit ...
Du sagst, ich soll mein Leben schonen. Oft wollt' ich, ich hätt' es nicht mehr. Es wird mir täglich — eben weil alles außer mir gelingt — abgeschabter, eine Frau wäre noch der einzige Firnis. Zuweilen ergrimm' ich über meine von allen meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verdorben und die mir kein Gott wiedergeben kann. Ach, welchen Samen zu einem Paradies trug ich in meinem Herzen, und wie wenig ließen mir die Raubvögel. Oft ärger' ich mich komisch, daß mir allein das Schicksal kein Präsent macht, hart und kämpfend erober' ich mir meinen Bissen, an einen Glückszufall ist nicht zu denken ...
[Weimar, den 4. März 1799.] Hier, Lieber, sind zwei Blättgen von der mehr zu schnellen als zu steten Kalb, eines an dich und eines an Amöne. Sie schrieb sie bei Kopfschmerz. Sie will nämlich Amönen — und dir — entgegenfahren bis Eisenberg oder was ihr wählt. Ihr bestimmt den Tag der Ankunft, aber freilich — sogleich. Sie bleibt nur kaum diesen Monat hier und hat im neuen Zölibat gerade den stärksten Wunsch ... Nur denke sich Amöne das Leben bei dieser Frau nicht so voll Lustbarkeiten wie mein hiesiges ist. Doch wird sie genug haben, Freiheit der Lage und Concerts spirituels ohnehin, und mich dazu. Über mich hab ich schon so mit der Kalb pacisziert, daß ich mit Amöne im Beisein der Kalb umgehe, als wäre [ihre Schwester] Karoline [Herold, Jean Pauls erste Braut] dabei und umgekehrt. Zögern würde alles verderben. Ich denke, mit einer Frau von mehr Geistesfreiheit, Tiefe und Kraft

und Toleranz, als ich je eine gekannt, wird Amône sich wohl befreunden. Versäume ihre Bekanntschaft nicht, da sie deine so wünscht. Sage Amônen meine Freude über ihre Nähe. Die Kalb will mich dann mit ihr in meiner Chambre très garnie besuchen — ein weiblicher Singularis darfs hier nicht wagen, aber ein Dualis. Sie geht dann nach Kalbsrieth, eine himmlische Gegend, wo ich und Herder sie einmal besuchen, und später nach einem visitenreicheren Gute in Franken, Waltershausen, und will Amônen mitnehmen, wenn sie will ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, im März 1799.] ... Ja, mein Bester, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich das Glück anbete, Dich gefunden zu haben. Glaube mir, wir haben noch nicht alles erkannt, was uns unser Herz gewähren kann. Bin ich unendlich und ewig, so ist's auch meine Liebe für Dich. An diesem Sinn meines Herzens für Dich prüfe ich meine Unsterblichkeit. Erhalte Dich mir, Dein Leben, Deine Liebe, aber auch Deine Treue! Der Mensch kann und darf nicht um sich die Sehnsucht so vieler vereinigen. Ein Herz voll Liebe genügt dem Liebenden. Guter Gott! Wie schön kann sich mein Leben enden! ...

Jean Paul an Paul Thieriot in Leipzig. [Weimar, den 8. März 1799.] ... Meine Seele glüht wieder über dem Titan, für welchen mich ordentlich das Schicksal durch mein Leben zu erziehen scheint; und jedes verzögernde Jahr ist ein erziehendes gewesen ... In diesem nordischen Winter wurde mein Geist in Jonien und Attika erquickt. Ich meine: ich las mit einer Wonne, wovon Ihnen Herder erzählen könnte, die Odyssee, die Ilias, den Sophokles, etwas von Euripides und Aeschylus ... Nach den letzten Gesängen der Ilias und dem Oedipus zu Kolonos kann man nichts mehr lesen als Shakespeare oder Goethe. Sie wirken schön auf meinen „Titan", aber nicht als Väter, sondern als Lehrer, nicht als plastische Formen dieser Pflanze, sondern als reifende Sonnen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 13. März 1799.] Dich anlangend, so ist in meiner ganzen Seele nicht Ein Gedanke, in meinem Herzen kein Blutstropfen,

der nicht mit deinetwegen warm wäre. Ich bitte dich, lasse von deiner dir zu gewöhnlichen Zeichendeuterei ab, die nie bei mir eintrifft. Und weißt du nicht, daß ich alles geradezu, auf einmal sage? Ich gebe dir, aber nicht du mir, moralische, wenn auch nicht freundschaftliche Blößen. Aber unsere Freundschaft hat, hoff' ich, einen Boden, dem Erdstöße nichts tun ... Auch die Hiobsklage über das Leben ist nur leider mit meinen biographischen Farbenklecksen hingeworfen. Du irrest dich über meine Gegenwart, die eben und hell ist; ich klagte vielmehr über die zertretene Vergangenheit; der Gedanke des Kriegs, meines Bruders, der jetzigen Frechheit trat noch dazu. Begegnet ist mir gar nichts als ein zu gutes Leben. Hätt' ich nur eine Frau, so fragt' ich nach dem Essen, nach dem Gelde und nach hundert andern Dingen etwas. Das übrige mündlich ... Die Titanide lässet die Ehescheidung wieder fahren ...

Herders Frau an Gleim. [2. April 1799.] Jean Paul ist nichts weniger als kränklich, d. h. hektisch. Sein Geist ist freilich seinem Lebensalter vorangesprungen und hat die edle Lebenskraft im Hirn konzentriert; daher sieht er denn so — einigermaßen — manchmal — einem jungen Greis ähnlich. Sein Herz und Kopf ist jung und frisch, doch besser wäre es, wenn das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper besser gefallen wäre. „Wenn er nur eine Frau hätte!" rufen wir alle, und er ruft's uns allen weit vor. —

Jean Paul an Friedrich Heinrich Jacobi [jetzt in Eutin, der für einen poetischen Almanach von Jean Paul und Herder Beiträge erbeten hatte]. [Weimar, im März 1799.] Ältester Bruder meiner Seele! In dem Wörtgen Du liegt ein langes verlebtes Beisammensein — ich könnte dir jetzt alles sagen, meine jämmerlichsten Kleinigkeiten und Sorgen, meine Leibgerichte und alles ...

Hier nimm mein musivisches Steingen zu deiner Almanachs-Musaik. Ich schlug bisher den periodischen Schriftstellern mich ab, weil ich zu meiner Rennbahn ein Ries Druckpapier vor mir haben muß, weil kleine Romane bei mir zu großen werden, weil Satiren keiner

gern mag, weil ich mit Leib und Seele immer nur in Einer Hauptarbeit webe und lebe. Aber dir und deinem Bruder gab ich's mit Freuden; ja, gefällt's dir nicht, so zeug' ich etwas anderes und sogar was — du vorschreibst. Die Notwendigkeit ist bei mir eine musa (tacita) [Schweigende Muse].

Ach Bruder, nun quälet mich dein Bild. Denn ich will zu dir, mein Herz schlägt nach dir. Nur auf zwei Tage ... Schreibe mir Baggesens Hochzeit. Ich komme vielleicht, wiewohl mit vieler Hoffnung, mich zu — verloben. Beim Himmel! Das ist mir nötiger als Himmelsbrot. Hätt' ich eine Frau, das heißet bei mir blos ein junges, ganz sittlichreines, helles weibliches Wesen, keine genialische, so fragt' ich nach dem Gelde und nach dem Abendessen etwas, und nach Gesellschaften weniger und nach dem Leben mehr, das meine poetischen Träume immer durchsichtiger und flitterhafter schlagen. Deutsche Weiber such' ich zuerst in Niedersachsen, gallische und Teufelsgroßmütter viel südlicher.

Nimm es mit dem vom Staate etc. etc. gebognen und wundgeriebnen Herder nicht genau. Er trägt auf seinen zarten Zweigen außer den Früchten die Konsistorialwäsche, die jener an ihn hängt zum Trocknen. Ach, welchen Zederngipfel würd er treiben außerhalb der Kanzeldecke und Sessionsstube! ...

Schreibe bald, mein Bruder, und genieße eines milden Frühlings! Gestern beschloß ich mein sechsunddreißigstes Lebensjahr und mein reichstes, denn es gab mir dich. Und jedes künftige lasse dich mir ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 22. März 1799. Karfreitag.] Lieber Otto! Es bleibt bei allem; die Kalb geht schon den Donnerstag nach Jena — logiere im Schwarzen Bär, alle Gasthöfe sind da schlecht — und ich den Freitag. Wie konntest du denken, daß ich diese Nähe von dir ertragen könnte ohne deinen Anblick? Eine Nacht mußt du entweder da bleiben oder in Weimar. Die Kalb könnte abends ein Souper geben, wozu sie Herder lüde. Übrigens mache Amönen bekannt, daß der Mann der Kalb wieder zurückkömmt, weil der Krieg alles Avancieren, außer dem gegen den Feind, suspendiert, und daß sie also, da die Kalb sehr enge eingemietet ist, die Bequemlichkeit der

Wohnung erst auf dem Lande finden werde. Dafür gewinnt sie durch den Mann an größerer Geselligkeit. Ihr wird diese erste vornehme Ehe unerklärlich sein.
Sage meinen lieben zwei andern Freundinnen, daß ich demungeachtet nach Hof komme, aber nur wenn alles grünt. Schreiben kann ich nicht, weil mich der Teufel einmal wieder auf Brief- und Schreibfoltern legt wegen meiner acht Festtage in Gotha, wo ich am Hofe und von den andern so gut aufgenommen wurde, daß ich gewiß einen Frühlingsmonat da verleben und verschreiben will. Ich hab' in Gotha auf Weimar losgezogen ...
Lebe wohl! Jetzt schlägt die Stunde der Herderschen Bußpredigt, die ich besuche. Ich freue mich sehr auf meine liebe Amöne. Sie wird mit größern Schmerzen scheiden als sie erwartet.

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Belgard, den 15. März 1799.] Wenn ich Königin wäre, müßte der Verfasser des „Hesperus" mein erster Minister sein. Wenn ich fünfzehn Jahre alt wäre und hoffen könnte, seine Klothilde zu sein, würde ich mich für glücklicher halten als eine Königin; aber zweifellos, wenn ich noch in diesem Alter wäre, würde ich nicht wagen, Jean Paul den Eindruck zu schildern, den seine reizenden Schriften auf mich gemacht haben, weil sein Bildnis am Titel seines Buches ist, und die Männer, so groß sie auch sein mögen, sich oft täuschen in Bezug auf die Art unserer Gefühle für sie; aber ich habe dieses Alter schon vergessen, und mit einem Herzen, welches noch ganz so lebhaft fühlt wie damals, überlasse ich mich dem Aufwallen der Bewunderung, um so mehr, als der, welcher sie mir einflößt, mich zweifellos niemals sehen wird und ich nicht so eingebildet bin zu glauben, daß er meinen Namen kennt, obwohl ich im Frühling meiner Tage die Kühnheit gehabt habe, in die Literaturgeschichte einzutreten. Aber ich kenne ihn, und ich habe in diesem unnachahmlichen Gemisch von feinem Spott, zartem Scherz und erhabenem Gefühl die Kunstform gesehen, deren einzig Deutschland sich rühmen kann. Die Huldigung, welche ich ihm entgegenbringe, ist um so wahrer, als — da ich nicht das Glück habe, seine Landsmännin zu sein, und voreingenommen war gegen die

deutsche Literatur — er mich gezwungen hat, seine Nation um Verzeihung zu bitten, welche ich wohl für fähig hielt, im erhabenen Stil zu leuchten, aber nicht, die Anmut des Stils mit aller Pracht des Genies zu vereinen.

Es ist jedoch noch nicht so sehr sein Stil, der mich verführt, sondern das Herz, welches dieser voraussetzt: Jean Paul glaubt an die Tugend, und sie leiht ihm ihre Sprache, sie würdig zu schildern; Jean Paul glaubt an die Freundschaft, das göttliche Gefühl, welches denen, die würdig sind, sie zu fühlen, beweisen muß, daß ihre Seele von anderer Beschaffenheit ist als die der großen Masse. Jean Paul glaubt an die Liebe, an jene Liebe, welche ohne Zweifel die himmlischen Geister in einer besseren Welt empfinden — er hat in meinem Herzen alle Träume des schönen Alters wieder wachgerufen, köstliche Tränen sind aus meinen Augen geflossen, und ich habe mir mit Entzücken gesagt: Nein, die Tugend, die Freundschaft sind keine Trugbilder, es lebt ein Wesen, welches all das schildert, was du empfindest. O großer Mann! Empfangen Sie die demütige Huldigung, welche ich Ihnen darbringe! Ein Herz, durchdrungen von den Reizen der Tugend, welches aber, entmutigt durch den Schmerz, bedrängt durch die Ungerechtigkeit der Menschen, betrübt durch ihre Kleinlichkeit, ihren Leichtsinn, ihre Unbeständigkeit, vielleicht ohne Sie und ohne Rousseau in seiner Verzweiflung gesehen hätte, daß es nichts gibt als ein blindes Verhängnis ...

Wenn ich Ihren Briefträger Spitzius Hoffmann kennte, würde ich ihn mit dieser Mission für Sie beauftragt haben. Da er mir fehlt, bediene ich mich des gewöhnlichen Weges ...

Ich weiß Ihre Adresse nicht, aber Jean Paul muß in Leipzig bekannt sein; ich bitte nicht um Entschuldigung, daß ich Ihre Titel fortgelassen habe, ich weiß sie nicht, aber Sie führen einen, den das Siegel des Genius auf Ihre Stirn gedrückt hat und vor welchem ich mit Stolz zu erscheinen wage, weil ich mich dessen würdig fühle.

Ich bin nicht Tochter, nicht Dienerin, nicht Liebende in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; und so verdanken Sie meinen Brief dem Bedürfnis zu schreiben ... Ich möchte gern wissen, ob Sie

diesen Brief bekommen haben, aber bevor Sie Antwort geben, werden Sie meinen Namen nicht erfahren. Bitte adressieren Sie an eine Freundin, die beauftragt ist, sie mir zukommen zu lassen, auf dem ersten Umschlag: Für Josephine — das ist mein Name; ich kann nicht einmal im Scherz betrügen. Sie werden eines Tages auch den Nachnamen erfahren, wenn Sie es wünschen ...

Ich füge die Übersetzung des kleinen Liedes von Ihnen bei, das Klothilde auf dem Grab ihrer Freundin singt; ich habe in dem kurzen Versmaß nicht gut alle Kraft des Originals wiedergeben können, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, daß ich Ihre Sprache gut genug verstehe, um die ganze Schönheit Ihrer Schreibweise zu empfinden. Ich bin überzeugt, daß Sie die meinige können, das wenige Französisch im „Hesperus" ist zu elegant, als daß man sich darin täuschen könnte ... [Frau von Sydow hat sich in allen Briefen an Jean Paul ihrer französischen Muttersprache bedient.]

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 23. März 1799.] Ihr liebes Blatt, gute Josephine, kam mir unter so vielen unscheinbaren Blättern, die mir täglich die Post zufährt, wie eine von der Abendsonne durchglühte Wolke mitten unter dem Heere von grauen vor, die mehr auf die Erde als an den Himmel gehören. Die Bildung eines schönen Herzens, eines energischen Geistes, einer warmen wunden Seele, die das Leben und seinen Frost erfahren, spricht in jeder Zeile an mein Herz, und darum antwort' ich so zuversichtlich — was ich nie Anonymen tue — Ihnen, die Sie aber kaum es mehr sind. Nein, liebe Josephine, wir brauchen keine Jahre, um uns zu kennen, sondern nur Gedanken.

Ein Lorbeer hat größern Wert, wenn man ihn aus einer weiblichen und einer ausländischen Hand zugleich empfängt. Gleichwohl hoff' ich und wünsch' ich, daß der Lorbeer (umgekehrt nach der Mythologie) in eine Daphne sich verwandle — ich meine, ich bitte Sie um Ihren Namen und um alle versprochene Oeuvres, worunter Sie ihn setzten.

Bei den ersten drei Strophen Ihres Lieds scheint das Deutsche die schwache Übersetzung Ihres Französischen zu sein ... Ich bitte Sie,

verhüllte Freundin, um frühe und offne Antwort. Meine Adresse war die rechte (Leipzig ausgenommen) — ich bin nichts als ein Mensch, nur ein Autor, noch nicht einmal ein Verlobter, daher ich Pfingstkapitel schreibe, um es zu vergessen.
Leben Sie froh, gute Seele! Aber sagen Sie mir nicht mehr, daß ich Sie niemals sehen werde. Die lebendige Gestalt vollendet die irdische Freundschaft, sonst könnte man ebenso gut die Freunde vor der Sündflut lieben.
Lebe froh, liebe Seele, und wenn der schwüle Tag des früheren Alters einige Blumen für dich zugeschlossen, so öffne die Luna des sanfteren jetzigen dir recht viele Nachtviolen ...
Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Weimar, den 6. April 1799.] Über unser Schweigen sollten wir eigentlich selber eines beobachten ... Ich hatte freilich die Schuld einer Antwort zu bezahlen ... aber wahrlich, ich hätte diese schönste unter allen Schulden gern berichtigt, wenn ich dir nicht hätte soviel zu erzählen gehabt; und ich hasse doch, sogar im Roman, alles Erzählen so sehr, sobald nicht durch die Einmischung von zehntausend Reflexionen und Einfällen die alte Geschichte für den Erzähler selber eine neue wird ... Meine Seele ist trübe über das Leben, über das Jahrhundert und über mein leeres Herz — mein Auge ist trocken und mein Herz steif außer zu Hause an meinem Klavier und Tisch. Die Menschen haben mir nie viel gegeben; ich habe sie geliebt und liebe sie ewig, aber, wie gesagt, sie gaben und geben mir nicht viel ...
In Gotha fand ich so bunte, weiche Bänder des Beisammenseins, und soviel Auszeichnung bei dem Herzog, dem Erbprinzen und dem Hofe, und, was mehr ist, soviel holde Gestalten, daß ich nur die Blüten erwarte, um auf vier Wochen dahin zu ziehen.
Wenn ich heirate, bekomm ich einen glattern Globus als der jetzige mit seinen stechenden Bergspitzen ist ... Ich werde dicker und ansehnlicher, die Migräne kommt gar nicht mehr, Leben sitzt mir um die Nase.
Mit Wieland bleib ich der alte Freund. Beiläufig: vernimmst du die Gerüchte, daß ich dessen Tochter, Herders Tochter, Amöne, die

Schroeter, des Konsistorialrats Weber Tochter eheliche oder aus Weimar ziehe, so sage: „der Kauz hat mir noch nichts davon vermeldet, und darum zweifl' ich ganz."

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Belgard in Hinterpommern, den 5. April 1799.] Mit Freude, mein lieber, verehrungswürdiger Freund, entledige ich mich des lästigen Schleiers, dessen ich mich bedient hatte, um nur Ihrem Herzen die Antwort zu verdanken, welche das meine ersehnte. — Sie haben seine Sprache nicht mißverstanden, und von allen Triumphen, die meine Eigenliebe je gehabt hat, ist der süßeste, von einer Seele wie die Ihre verstanden worden zu sein! O, wie mich Ihr Brief glücklich gemacht hat! Ich muß Ihnen also im Folgenden in wenigen Worten sagen, wer ich bin; wenn Sie es wünschen, würde ich auf interessantere Einzelheiten eingehen und der alte Plan, meine Erinnerungen der Öffentlichkeit zu lassen, wenn ich aufgehört haben werde zu sein, könnte verwirklicht werden für Sie ...

Ich bin geborene Französin. Mein Vater war Offizier, meine Mutter, schön, geistreich und eitel, vernachlässigte nichts in meiner Erziehung. Meine der ihrigen ganz entgegengesetzte Geistesrichtung vereitelte alle ihre Pläne, die mich betrafen. Der Haß folgte in ihrem Herzen der Liebe. Sie wollte mich zwingen, verhaßte Verbindungen einzugehen; die Folgen einer solchen Verbindung, die Furcht vor dem Meineid ließen mich ihren Bitten und Drohungen mutig trotzen. Ein zu überspannter Kopf, ein feuriges feinempfindendes Herz, die Lehren J. J. Rousseau's, die ich mit der Muttermilch eingesogen hatte, überzeugten mich, daß man mit Selbstachtung, Liebe zur Tugend und Talenten überall ein Vaterland findet. Ich heiratete einen Verwandten, einen liebenswürdigen, geistreichen, von mir leidenschaftlich geliebten Mann, und mit diesem Gatten, der Hoffnung auf Glück und dem festen Willen, niemals meine Grundsätze zu verleugnen, verließ ich mein Vaterland, mein Vermögen, und kam nach Berlin. Friedrich der Große hatte die Gnade, mich zu empfangen und meine schwachen Talente zu ermutigen, er gab meinem Mann eine vorteilhafte Stellung, und im Lauf von vier oder fünf Jahren schrieb ich meine ersten

Arbeiten, deren Titel ich Ihnen später sagen werde. Nach einem Jahr der Ehe merkte ich, daß die lebhafteste Liebe schwach wird; ach, ich war erst sechzehn Jahre alt, ich hatte alles für ein Trugbild geopfert. Mein grausam verwundetes Herz blutete lange; endlich gewann die Vernunft die Oberhand, ich tat einen Eid, nie mehr zu lieben, und wollte mein Leben den Musen, der Vernunft, meinen Pflichten und meinen Freunden weihen; vielleicht hätte ich Wort gehalten, wenn mir geholfen worden wäre; aber unglücklicherweise sind die Individuen so fest aneinander gekettet, daß man selten die Macht hat, zu sein, was man will. Dieser Gemahl, der mich vernachlässigt hatte, wurde durch meine Kälte wieder wärmer, er wollte Liebe erzwingen, er wurde eifersüchtig, argwöhnisch und mißbrauchte die Rechte, die ich ihm über mich gegeben hatte bis zur Tyrannei. Zu stolz, um mich zur Heuchelei zu erniedrigen, zu gerecht, um nicht zu fühlen, daß er trotz seinem Unrecht das Recht hatte, dieses Herz, das er sich selber verschlossen, zu besitzen, zeigte ich ihm offen dieses unglückliche Herz, er sah darin das zärtlichste Mitgefühl, Freundschaft, all die Verehrung, welche sein Charakter verdiente, aber er wollte Liebe, und die habe ich nie weder heucheln können noch erhoffen lassen, wenn ich sie nicht fühlte. Endlich berief ich mich auf das Versprechen, das er mir gegeben hatte, mich in mein Vaterland zurückkehren zu lassen, wenn ich es wollte, und er willigte ein. Nur verlangte er einen Aufschub, weil er noch hoffte mich zurückzugewinnen. Gerade zu dieser Zeit sah ich denjenigen, welcher mich in diesem Lande festhalten sollte. Ich lebte bei einer Freundin; der Gemahl, den ich jetzt habe, war Offizier in einer benachbarten Garnison, er war zwanzig Jahre alt, von anständigen Sitten, ziemlich viel Esprit und angenehmer Figur ...

Als ich Herrn v. Sydow (das ist der Name meines zweiten Gemahls) sah, war ich sozusagen frei und erwartete nur noch die Erlaubnis meines Mannes zur Rückkehr nach Frankreich. Die Liebe ist ansteckend, besonders wenn man zwanzig Jahre alt ist. Ich hatte gut mich verteidigen, ich hatte gut beteuern, daß ich mich niemals mehr verheiraten würde, fünf ganze Jahre kämpfte ich gegen die heißeste, beständigste, wahrste Liebe an, die es je gab — ich führte

als Gründe meinen Charakter an und die Torheit, die ich damit begehen würde, in einem Gemahl, nachdem die ersten Aufwallungen vorbei (und ich wußte schon, daß sie vorbeigehen), einen sicheren, zärtlichen treuen Freund finden zu wollen ... Sydow war jung, verliebt, unerfahren, er versprach alles, und ich gab mich zum zweiten Mal der Hoffnung auf Glück hin. Mein erster Mann hatte die Großmut, in die Scheidung einzuwilligen. Der König erleichterte sie durch Vermittlung des Bischofs von Kulm, und ich heiratete Herrn von Sydow im Alter von fünfundzwanzig Jahren.

Die ersten Jahre meiner Ehe sind ein Bild vom Glück der Seligen im Himmel, wenn es die gibt; ich weihte mich ganz der Natur, ich stillte meine Kinder selbst, ich beschäftigte mich gründlich mit allen Einzelheiten des Haushalts, ich war nicht mehr schriftstellerisch tätig, ich verließ die Musen, um mich dem Geschmack meines neuen Gatten anzupassen; ich vernachlässigte sogar die Freundschaft, ich unterließ, um ihm zu folgen, meine angenehmsten Correspondenzen, zehn Jahre lang lebte ich nur für ihn und durch ihn. — Ich fühlte manchmal, daß unsere Charaktere sehr verschieden waren, aber die Liebe dauerte noch, er wollte gefallen, sein Charakter gibt nur zu sehr allem nach; wenn er mich betrübt hatte durch einen schlecht angebrachten Scherz oder erschreckt durch eine Leichtsinnigkeit, die er nicht überwinden kann und will, so trocknete seine Hand meine Tränen, er versprach, sich zu ändern, und ich war glücklich. Drei Jahre Feldzug haben ihn zu dem gemacht, was er bestimmt war zu sein ... Das Joch der Ehe ist ihm unerträglich erschienen, er hat Zerstreuungen gesucht und sie gefunden. — Zu stolz, um mich zu beklagen, zu vernünftig, um der Öffentlichkeit Szenen zu zeigen, habe ich alle die Gefühle, die früher mein Glück waren, in die Tiefe meines Herzens gedrängt. — Ich hoffe nur noch das Eine: meine einzige Tochter nach meinem Herzen zu bilden, und darum ziehe ich mich zurück auf ein kleines Gut, das ich besitze, in der Nähe von Belgard, einem Städtchen in Hinterpommern, wo mein Mann Chef einer Escadron Husaren vom Regiment Blücher ist ...

Mögen Sie als glücklich Liebender, vernünftiger Gatte, glücklicher Vater langsam diese lange und schmerzensreiche Bahn durchlaufen, die so ungleichmäßig mit Rosen und Dornen besät ist. Mögen Sie niemals diesen ängstlichen Zustand eines einsamen Wesens mitten im Weltall empfinden, eines Wesens, welches sich gequält fühlt von dem Verlangen zu lieben, und vergebens ein Wesen sucht, dem es sich hingeben könnte. —

Sie wünschen mich zu sehen — muß ich Ihnen sagen, daß diese Hoffnung, die ich Ihnen nicht gezeigt habe, längst einen Teil meines Kummers und meiner Freude bildet? Unterdessen, wenn Ihr Herz eine Freundin braucht und diesen Titel einer wahrhaftigen, empfindsamen Frau zugestehen mag, dann sein Sie versichert, daß ich niemals in irgend einer meiner Verbindungen versagt habe und daß ich mit Ihnen die einer Freundschaft auf jede Probe mit Entzücken eingehen würde, einer Freundschaft, die weder Zeit noch Entfernung je ändern werden . . .

Jetzt muß ich Ihnen sagen, wie meine Seele die Bekanntschaft der Ihrigen gemacht hat: Ich bin diesen Winter in Prenzlau gewesen, ich gehe beinahe jedes Jahr dorthin, weil ich dort Freunde habe, und einen Sohn in Pension, und einer dieser Freunde, Herr Wolf, ein Prediger, der die größte Bescheidenheit mit viel Wissen vereint, spricht mir von Ihnen, von Ihren Arbeiten, und sagt mir, daß er Sie im vorigen Frühjahr in Leipzig gesehen hat. Er rühmte vor allem den „Hesperus"; bei meiner Rückkehr hierher ließ ich ihn kommen, und nie hat ein Buch seit denen J. J. Rousseau's, die ich mit vierzehn Jahren las, auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht.

O mein Freund, empfangen Sie den zärtlichsten Dank für den lieben Brief, den ich der Güte Ihres Herzens verdanke! Wie oft habe ich mit meinen Tränen die schönsten Stellen Ihres Buches benetzt! Wie oft habe ich schluchzend wiederholt: „o, wenn der Mensch nichts mehr zu lieben hat, so umfasset er das Grabmal seiner Liebe und der Schmerz wird seine Geliebte" . . .

Jedoch haben heftige Leidenschaften niemals die Heiterkeit meiner Seele stören können, der Sitz all meiner Neigungen ist in meinem

Herzen. — Ich kann mich Ihnen nur schildern, indem ich Ihnen meine Bücher schicke; aber ich besitze sie in diesem Augenblick nicht einmal selbst. Ich schreibe mit dem gleichen Kurier an meinen Buchhändler in Berlin, um sie mir zu bestellen; sobald ich sie habe, werden Sie sie bekommen.

Adieu Jean Paul! Empfangen Sie die Versicherung der unsterblichen Freundschaft Ihrer Freundin Josephine v. Sydow.

Wenn Daphne je dem Apoll begegnet, so wird sie nicht vor ihm fliehen.

[Den 15. April.] Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld, um zu wissen, wo ich Sie sehen werde. Ich weiß nicht, wann die Leipziger Messe ist, und ich wage fast nicht, mich danach zu erkundigen, weil es mir scheint, daß jedermann aus meinem Gesicht die Art von Interesse, die ich daran habe, erraten kann. Meine Tochter weiß die Tatsache, und ich bin ihrer sicher; sie hat früh und von mir gelernt zu schweigen über ein Geheimnis, das man ihr anvertraut.

... Glauben Sie jedoch nicht, mein süßer Freund, daß ich mich der Mutlosigkeit überlasse. Sind auch die Arbeiten, mit denen ich mich abgebe, nicht immer nach meinem Geschmack, so erhält doch wenigstens das Ziel, das sie haben, meinen Mut: ich arbeite für meine Kinder und für die Unglücklichen meines Dorfes ...

Sie sagen irgendwo, daß Ihnen nichts so Freude macht, als einen Brief zu bekommen, besonders, wenn Sie nicht darauf antworten müssen. Gut! Ich habe Ihnen zweimal hintereinander geschrieben. Nun verkürzen Sie Ihre Freude ein wenig, um meine vollkommen zu machen, und antworten Sie vor allem bald und über die große Angelegenheit unserer Pilgerfahrt. O, wie gerne würde ich eine mit Ihnen machen, um Ihre Freundin zu besuchen. Was macht sie? Wo ist sie? Wird sie Ihnen bald gehören? O wie gern würde ich sie kennen, sie lieben; — ist sie sanft, feurig oder heiter? Haben Sie nirgends ihr Bild skizziert? Zeigen Sie es mir ...

Übrigens, meine Freundin nennt Sie meinen Beichtvater; ach, von ganzem Herzen will ich Ihr Beichtkind sein. Adieu mein süßer Freund, ach, mein Herz klopft bei dem Gedanken, Dich bald zu sehen ... Josephine

... Aber unter welcher Sonne brennt Ihr Genie? und wie hat so viel Feuer in das Eis des Nordens eindringen können? ... Aber mein lieber Philosoph, wenn Sie so oft verliebt waren, wie Sie vorgeben, so haben Sie sicher Karoline ein schönes Bekenntnis abzulegen. [Jean Paul hat offenbar der Frau von Sydow vorbeugend von seiner neuen noch nicht gesehenen Freundin Karoline von Feuchtersleben vorgeschwärmt, die ihm ihre Silhouette geschickt hatte.]

Das ist ein postscriptum!! Fast so lang wie ein Brief. Der Entschluß, Dich zu verlassen, wenn man mit Dir plaudert — ach, das wird in Berlin noch schlimmer sein; o mein Freund, diese Abreise vergiftet mir jetzt schon die Ankunft — es macht nichts, komm immer ...

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 26. April 1799.]

Meine Freundin! So geben wir uns die Hand über Chausseen und Wälder hinüber und wir haben uns lange gekannt und nie gesehen. Ihr letzter Brief, Ihr Vertrauen, Ihre Geschichte bleiben fest und warm in meiner Seele.

Aber Gute! Ihr verwundetes Herz wurde eben dadurch ein festeres und wärmeres; eine beglückte Liebe hätte seine Sehnsucht gestillt und sich vertilgt, aber eine unterbrochene hat sie verewigt. Das Schicksal geht mit uns wie mit Pflanzen um, es macht uns durch kurze Fröste reifer. Ach, der Mensch liebt nicht oft, und wer wenigstens einmal geliebt, der war glücklich, wenn er auch sich nur täuschte.

Ich las vor dreizehn Jahren so viele französische Bücher, daß ich sehr leicht die Ihrigen kann gelesen haben, ohne es mehr zu wissen; ich vergesse bei Büchern und Menschen ihrer Menge wegen die Namen, aber nicht den Inhalt.

Wir werden uns sehen, teuere Seele, das Schicksal berechne die Zeit — allerdings tu' ich freudig einen Schritt einmal entgegen, und zwar bis — Berlin.

[Den 29. April.] Jeder neue Absatz der Zeit in meinem Briefe macht, daß ich den Ihrigen wieder lese, worin gleichsam ein Mondschein der zurückgewichenen Zeit die Seele süß auflöset.

Ich schäme mich, Ihnen für die Länge Ihres Briefes zu danken bei der Kürze des meinigen, die Ihre Liebe mit meinen Arbeiten und Korrespondenzen entschuldige. Ach, Sie können mir kein Wort zuviel schreiben.
Ich freue mich innig auf Ihre Schriften; ich liebe dann in den Geisteskindern die Mutter.
Gute, zarte Josephine! Sie waren glücklicher als manche Beneidete. Nicht viele sind so glücklich, nur den Irrtum der Liebe zu haben, und noch wenigere, die Wahrheit derselben zu fühlen — und auf jedem Gewitter Ihres Lebens ruht noch dazu der zaubernde Regenbogen Ihrer Poesie.
Lesen Sie von mir noch „Das Kampanertal", die „Biographischen Belustigungen" und [die soeben erscheinenden] „Jean Pauls Briefe".
Und so lebe wohl, schöne Seele, und vergib meine Kürze! Mein Herz sehnt sich nach deinem und vergißt dich nicht. Und das Schicksal streue auf deinem Lebensweg die Blumen, die in deinen Gedichten blühen, und die deine Liebe andern reicht!

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch in Weimar [mit der soeben erschienenen „Konjektural Biographie", „Jean Pauls Briefe". Weimar, den 26. April 1799]. Der Abend, ob wir gleich von so viel trüben Dingen sprachen, gehört doch nicht selbst darunter. Sie sind die erste Leserin dieser Briefe — auch in einem andern Sinn als bisher.

Jean Paul an Amöne Herold in Weimar. [Weimar, den 26. April 1799.] Ich hätte lieber acht Stunden in Hof mit Ihnen sein wollen als acht Wochen in Weimar. Gestern erwartete ich Sie vergeblich im Park, heute nicht, hoff' ich. Ich muß Ihnen noch mancherlei sagen ...
[Einige Tage später:] Also morgen reisen Sie nach Kalbsrieth? Reisen Sie fröhlich, meine Freundin, wie über kalte Alpen in die Täler des Frühlings. Sein Sie immer sanft und liebend gegen die Kalb, die nicht das Glück hat, in der Liebe zu leben wie Sie ...
[Nach Kalbsrieth, Weimar, den 4. Mai 1799.] Ihre frohere Einrichtung freuet mich und das Annähern erriet ich. In künftiger

Woche geht schon das gute Wetter an, aber nicht meine Reise nach Kalbsrieth, die erst nach einer andern und mit fahrender Gesellschaft geschehen kann ... Wie können Sie glauben, daß die bloße Zeit eine moralische Mißbilligung wieder aufheben könnte? Ich habe es Charlotten [Frau von Kalb] geschrieben, lasse mich aber nunmehr in keine weiteren Schreibereien darüber ein. — An Herders hab' ich Ihre vorigen Grüße ausgerichtet; Sie sind ihnen sehr lieb. — Leben Sie wohl! Grüßen Sie die schöne Edda [von Kalb, Charlottens Tochter].

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 28. April 1799.] ... Amöne gefiel auch der Berlepsch, andern überhaupt sehr; sie betrug sich hier sehr gut und fest. Ihr Herz kannst du in die pontinischen Sümpfe von Paris tauchen: du ziehest es diamant-rein wieder heraus. Diese weibliche Festigkeit, die unsern guten Einflüssen widersteht, beschirmt diese Wesen dafür gegen schlimme ... Mit der [achtundvierzigjährigen Schauspielerin Corona] Schroeter war sie einmal bei mir und ohne jene auch einmal; aber es war am letzten Abend, wir sehnten uns beide, darauf gingen wir zu Herder; auch war's am Tage und ein Mädgen wohnt unter mir [die Sängerin Maticzek], und einmal ist keinmal ...

[Den 7. Mai.] Der holde Tag, die freudigen Zufälle machten, daß nicht blos der Merkur durch die Sonne ging, sondern auch Endesunterschriebener.

Meine innern Gestalten trösten mich über die äußern, nur ergreifen sie mich stärker und zu stark.

Goethe und Schiller waren das letztemal ganz frostig gegen mich, blos — wie man dort beim Thee sagte — weil ich an der Herderschen „Metakritik" schuld sein und sogar Hand darin haben soll, und Schiller hofft, unsere, Herders und meine, Freundschaft werde dadurch brechen.

[Mein Bruder] Samuel ging zur Messe nach Leipzig, mich, wie [mein Bruder] Gottlieb sich ausdrückt, „anzuschmieren und bei meinem Buchhändler zu borgen und nach Amerika zu gehen." Acht Tage vorher, eh' es Gottlieb schrieb, vermutete ich's und schrieb daher an Matzdorf etc. etc. ...

Jean Paul an Samuel und Rebekka Friedlaender in Königsberg, die nach dem Tode eines Töchterchens sich anonym an Jean Paul um Trost gewendet hatten. [Weimar, den 8. Mai 1799.] ... Die Menschheit geht jetzt durch ein rotes Blutmeer, vielleicht mehr als ein Jahrhundert lang, ihrem gelobten Land entgegen, und unsere frühere Geburt erspart uns Wunden: Wissen Sie, ob das weich organisierte Wesen nicht zu sehr wäre von den blutigen Wellen erschüttert worden, die schon in unserer Zukunft rauschen? — Unser Leben ist ein Abend und voll Dämmerung, und wir können unsichtbare Wesen verletzen, ohne es zu wissen; und darum spricht das Gewissen in uns als Ruf in der Nacht. Können Sie wissen, welche schmerzliche Verbindung Ihr ewiger Gram mit der Geisterwelt und sogar mit dem geliebten Wesen habe? ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Hildburghausen, den 24. Mai 1799.] Hier sitz ich nun seit einer Woche und recht weich. Es ist und war so: Ich korrespondierte schon mehrmal mit einer Caroline v. Feuchtersleben, die hier ist, und dieser versprach ich zu kommen. (Denke nur nicht, daß jetzt etwas Wichtiges kommt, nämlich eine Braut!) Sie ist ein edles, tieffühlendes, männlichfestes, vom Schicksal verwundetes, ziemlich schönes Mädgen, das mir seine silhouettierte Gestalt und Taille mit einer schwarzen Blumenkette schickte (letztere sollte um mich herum) woraus ich sogleich schloß, sie müsse am Hofe gewesen sein, welches sie auch war als Vicaria einer Hofdame. — Fatal ist's (und im Grunde gar nicht), daß sie im Sprechen zu spielend und leicht ist, wie im Schreiben zu ernst. Sie lebt bei ihrer Mutter, Schwester und dem Bruder, und ich sitze meistens dort, wenn ich nicht am Hofe bin ...
Hier fängt es an, allmählich wichtig zu werden. Erstlich denke dir, male dir die himmlische Herzogin mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimmritze und einem Mutterherz, dann denke dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, und die dritte Schwester, die Fürstin von Thurn und Taxis, welche beide mit mir an einem Tage mit den gesunden frohen Kindern ankamen. (Erlasse

mir die Männer!) Mit der von Solms wollt' ich in einem Kohlenbergwerk hausen, dürft' ich ihren Galan da vorstellen.
Diese Wesen lieben und lesen mich recht herzlich und wollen nur, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhaben-schöne vierte Schwester, die Königin [Luise] von Preußen zu sehen; Gott wird es aber verhüten.
Der Herzog (ein wenig borniert, aber gutmütig) machte anfangs nicht viel Fait von mir, aber jetzt ist er mir recht gut, und er merkte an, daß ich mir zu wenig Spargel genommen und gab mir außer diesem noch die ersten Hirschkolben zu essen, die nicht sonderlich sind. — Gestern hab' ich vor dem Hofe — phantasiert. Du erschrickst; aber ich habe seit anderthalb Jahren phantasiert vor Gleim, Weiße, Herder, vor der Herzogin-Mutter passimque [zuweilen].
Auch hier hab ich eine anständige Brüder- und Schwestergemeinde, und kann der Zinzendorf sein. — Nein, es wäre Undank, wenn ich nicht die Liebe meiner Deutschen für den reichsten Lohn meiner Federfechterei hielte.
Ich studiere an diesem Höfgen doch die Kurialien mehr ein für meine Biographien. Wenn alles aus den Vorzimmern in den Speisesaal zieht, so schreitet das kurze Kammerjunker- und sonstige Volk (und ich mithin mit) wie die Schule vor der Bahre voraus, und die fürstlichen gepaarten Personen schleifen nach. Wieland aber (das erzählt' er mir selber mit Spaß über seine Unwissenheit) gedachte anfangs höflich zu sein und ging nicht voran, sondern fügte sich zum Nachtrab und kam so zugleich mit den Fürsten-Paaren an.
Übrigens, was ich mir durch den Hof an Gasthofs-Essen und Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kinn-Igel öfter scheren lassen muß.

Frau von Stein an ihren achtundzwanzigjährigen Sohn Fritz. [April 1800.] Ich habe mir ein von innen und außen sehr schönes Pianoforte von Schenk gekauft... Gestern erschrak ich mich sehr, als Herr Richter wie ein Donnerwetter darauf herumfuhr, und zwar mit lauter Phantasien. Ich schenkte ihm geschwind eine Tasse Kaffee ein, deren er sonst sechzehn trinkt, aber

diesmal bedankte er sich. Zuletzt machte er selbst die Bemerkung, das Instrument müsse sehr gut sein; es habe sich nicht einmal nach seinem Spielen verstimmt. Übrigens ist Richter, wenn er nicht mit anderen schönen Geistern zusammen ist, sehr angenehm.

Aus Jean Pauls unvollendetem Vita- [Lebens-] Buch: Nichts erschöpft und rührt mich mehr als das Phantasieren auf dem Klavier; ich könnte mich totphantasieren. Alle untergesunkenen Gefühle und Geister steigen herauf — meine Hand und mein Auge und Herz wissen keine Grenze. Endlich schließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen. — Man kann wohl satt werden, Musik zu hören, aber nicht zu machen; und jeder Musiker könnte sich wie eine Nachtigall totschmettern ...

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 3. Juni 1799.] Eine schöne Seele hat der Himmel nicht zum Entfliehen herabgesandt, sondern damit sie wirke und zeige, was andere nicht können. Doch, liebe schöne Seele, laß es dir sagen, wie ich dich achte und liebe, und soviel inniger und höher, seit ich dich gesehen. Ich habe mit Glückwünschen für dich in das Heiligtum deines seltnen Herzens geblickt. Ich sage immer: „werde einmal glücklich", wenn ich deinen Schattenriß anblicke, aber ich werde ihn nicht oft mehr ansehen, weil er mich so innig rührt.

Jean Paul in das Stammbuch der Frau Emilie von Berlepsch. [Weimar, den 3. Juni 1799.] Hohen Menschen zieht der Schmerz nach, wie Gewitter den Gebirgen, aber gleich diesen bricht er sich an ihnen. — Heilig sei jedem das Herz, das die überirdischen Schmerzen trafen, wie es den Alten die Stätte wurde, auf die der Blitz des Himmels gefallen war; in ihm ruht die zweite Welt fester, im dunkeln Strome spiegelt sich der Himmel lebendiger ... Dein ewiger, ewiger Freund.

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 6. Juni 1799.] Teuere Josephine! Eben erhielt ich Ihre Blätter und Geschenke, und meine Seele kann nun nichts anderes tun als mit der schönen Schwesterseele sprechen, die zu ihr gesprochen. Ich habe soviel zu sagen und

brauche statt des Papiers — Berlin. Der Winter ist auch für mich und für alle berlinische Gaben die schönere Zeit; nichts bleibt dem Zufall anheimgestellt als der Monat, aber nicht der Entschluß. Denn ich muß nun die vertrauende Seele sehen, die verwandte, die liebende, die geliebte, die leidende. Und die Seele, die ungesehen mich zu Tränen bewegte, da sie schrieb, daß sie durch ihre kleine Charlotte mir ihr Stillschweigen, wenn es der Tod auferlege, entschuldigen wolle. O du weiches, zartes Herz, hätt' ich es neben dir gelesen, ich wär' an dich gesunken und hätte nur geweint, nicht gesprochen! Nein, so entschuldige dich nie!
[Den 10. Juni.] ... Teuere Josephine, was könnte ein so geistiges Verhältnis wie unseres von irgend einem andern leiden? Lieb' ich dich nicht wie einen Geist aus der vergangenen Welt oder aus der künftigen? Und keine Liebe ist unsterblich als die, die ebenso rein ist wie Unsterbliche.
Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 11. Juni 1799.] ... Amöne sagt mir von einem pro patria oder ex patria Papier oder libellum gegen mich, das mir meine Landsleute wie einer Marktdiebin auf die Brust hängen. Tue, sage niemand von meinen Freunden etwas dagegen, lasset es auslaufen. Vogel in Arzberg ist zu edel, es gemacht zu haben. Lieb ist mir's, daß mein Vaterland doch Einmal etwas Gedrucktes von mir hat, das ihm, ich hoff' es, ein unvermischtes Vergnügen gewährt, dessen es gewiß nicht unbillig ist. Indeß mag ich das libellum nicht lesen. [Es handelt sich um eine Spottschrift „Shakal, der schöne Geist".]
Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Kalbsrieth, den 16. Juni 1799.] ... Keine Gegenwart hat Bedeutung ohne die Liebe. Kein Wesen hört, keines versteht das andere ohne die Liebe, sie ist das Licht, ohne das kein sterbliches Wesen eine Seele erkennen kann. Es gibt nichts schmerzlicheres, als die gleichgiltige Gegenwart eines Wesens, das sonst uns nahe war, das einst zu unserm Herzen sagte: „Du bist mein!" — „Die Zeit ist vorbei, in der wir nicht liebten, uns nicht kannten, jetzo ist die Ewigkeit, in der wir's tun." Das ist die schönste Zeile Deiner Hand, die ich besitze. Als ich neulich Deine Briefe wieder las, haben diese Worte

einen hohen Mut mir gegeben; und Du hättest schwören können: „ich liebe Charlotten nicht", ich hätte geschworen: „er liebt mich dennoch!" ...

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 17. Juni 1799.] ... Nichts gibt Glück oder Unglück als das Herz, das eigne oder fremde, meist beide. Wie gern nähm' ich, liebe Seele, alle deine Wunden in die meinige! Die Liebe wohnt ja näher am Gottesacker als am Freudensalon. Ich wollte Ihnen nur einen grünern Pfad anzeigen, der nicht immer in Grüfte hinab- und auf Gräber hinaufgeht. Auch könnt' ich nie über das Dasein Ihrer Freundschaft (obwohl über den Grad derselben) irren. Sagte mir das das Schicksal gewiß voraus, ich würde dich und mich nicht länger quälen, sondern Abschied nehmen und auf immer schweigen und das weinende Auge, wenn ich könnte, auch von dem Bilde in mir wegziehen. O wie tief greift dieser harte Gedanke schon jetzt in mein Herz.

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Kalbsrieth, den 19. Juni 1799.] Heute ist der Tag, wo ich einen Brief von Ihnen erwartete und keinen erhielt; ich will heute noch etwas über Ihr Buch [Briefe und Konjekturalbiographie] schreiben, was mir einfällt.

Die Vorrede hat schöne Gedanken. Es kann sich eine bessere Zeit in stillen Gemütern verbreiten; aber sie wird es schwerlich, wenn der Mann für sich das Evangelium und den Eigennutz will, für die Frauen aber das strenge Gesetz. Auch gibts Ansichten der Dinge, die nichts wirken. Keine Karrikatur bessert — oder kann man moralische d. h. ruhige, glückliche Menschen machen?

... Das „Testament für die Töchter" ist eine zu leichte Arbeit für Sie. Ich muß einmal ein Testament für Töchter schreiben, wenn ich einmal so dumm bin, meine eignen Irrtümer zu bekennen. Das Testament der Männer an die Töchter lautet ungefähr so: „Ihr habt kein Recht ans Leben, keine Liebe gibt's für euch; ihr werdet verachtet oder genossen. Ihr müßt lieben und einen Einzigen beglücken, aber ihr dürft weder Verstand noch Willen haben; keinen Wunsch, keine Freude, keine Teilnahme dürft ihr bezeigen. Nicht

euer Verlangen allein, auch das unsre wird euch in der Erinnerung als Schuld angerechnet" ...

... Die Satire über die Schriftstellerei der Frauen finde ich nicht ganz wahr. Ich mag nichts damit zu tun haben und auch meine Tochter soll sich nicht bemühen; aus Stolz sei's ihr verboten; aber ihr tut's nur aus Eigennutz, damit euch nichts von unserer Seele entgehe, und ihr machts wie der Teufel, der sie in die Ewigkeit behalten will. Das glücklich liebende Weib wird kein Autor und bei einer Unglücklichen sucht niemand Erholung. Warum wollt ihr nicht, daß sie ähnliche Mühen mit euch haben und ähnliche Täuschungen erleben. Die Ehrsucht hat nie diese Gewalt über eine weibliche Seele wie bei einem Mann. Sie kann es nie vergessen, daß sie ein Herz hat und daß sie lieben kann; kein Rausch, kein Rauch bringt sie um dieses Bewußtsein des Höchsten, und die Liebe, von der die Männer singen, ist dem Weibe die ewigste Wahrheit. Jean Paul muß sich in acht nehmen, daß er nicht mit seiner Gartenschere das Gesträuch noch kürzer beschneide. Den wahren Genius wird er nicht aufhalten, aber manchen Druck vermehren und manche Dummheit befördern, und soll das Weib nicht sein, was es sein kann und wird? Denn Kinder haben und Kochen und Flicken kann auch geschehen, und der Verstand und die Mühe dient mit Grazie allen und jedem ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 23. Juni 1799.] ... Warum hab' ich noch kein eheliches Band zusammengewoben, als weil ich dato auf vier Wirkstühlen auf einmal sitze und heute da eine oder anderthalb Ellen fertig webe, morgen dort ... In der großen Welt veracht' ich die Männer und ihre freudenlosen Freuden, aber ich achte die Weiber. Allein sie ist mir nötig, um den Geist der Zeit zu erforschen, auch bin ich in ihr freier und selber erkannter als in der kleinstädtischen. Übrigens sagt' ich gestern zu Herder: Hab' ich geheiratet, so kriech' ich in ein Loch und stecke nur den Schreibfinger heraus. — Ach, ihr wisset nicht, wie mir ist, aber ihr werdet es im „Titan" unter einem andern Namen einmal erfahren ...

[Weimar, den 2. Juli 1799.] ... Ja, ich bin oft eitel, aber frank und frei und spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifall schiert. In meinem zehnten Jahr erhob ich mich ohne Muster und Nachahmer schon über Stand und Kleider, und war ein Republikaner im achtzehnten; und finde noch jetzt hier einen Mut und eine Denkungsart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Männern hier eben nicht so finde. Überhaupt steig' ich ja in die Nester der höhern Stände nur der Weiber wegen hinauf, die da wie bei den Raubvögeln größer sind als die Männgen ...
Die Kalb, mit der ich wieder Frieden habe, sagte mir, von der Schroeter gehört zu haben, daß du dich mit Amöne verlobet. Und davon erfährt dein Freund, der dir alles schreibt, sogar seine Sünden, nichts?! O lieber Otto!

Jean Paul an Frau Emilie von Knebel in Ilmenau. [Der Goethe und Herder gleich nahestehende, ehemalige Militärgouverneur des Herzogs Karl August, Kammerherr v. Knebel hatte sich in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahr mit einer adeligen Kammersängerin verheiratet und war von Weimar nach Ilmenau verzogen.] [Weimar, den 8. Juli 1799.] ... Ich verlebte heute den ganzen Tag arkadisch im Tiefurter Park und zum Teil bei [der Herzogin-Mutter] Amalien, der ich's schon lange versprochen. Und es hat mir bei meiner moralischen Wärme nichts gefehlt, als die Mäßigung der physischen. Ich fand bei der Tante P., deren Ernst mir gefällt, die schöne (in Taille und Gestalt) und die junge, offne, jungfräuliche, liebenswürdige K., deren frischer Geist seine Rosenknospen aufschließet; aber ich wurde bald zu Amalien gerufen.
Zu dieser K. brauch' ich jetzt keinen Ruf als die Gewißheit, daß kein Gewitter über meinem Kopfe hängt; ich will sie immer näher kennen lernen und nachsehen, welche Psyche in diesem Rosengebüsche nistet. Dieses Nachsehen ist für mich selber so reizend, da ich dabei nicht blos dem Rosengebüsche, sondern auch der guten Amalie begegne, deren Liebe eine schönere Erwiderung verdient, als das eingefrorne Weimar vermag, das an keine andere und süßere Regentschaft glaubt, als an die mit einem metallischen Zepter.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Gotha, den 27. Juli 1799.] Dahin bin ich wieder zurück aus Eisenach. Anlangend meine Reise-Annalen, so müssen diese kurz wie ein Chronikon sein, damit sie nicht zu lang sind. Es ist, denk' ich, ein Mittelweg zwischen Kürze und Weitläufigkeit, wenn ich dir erzähle, daß ich in Erfurt war, dann in Gotha, dann in Eisenach, dann in der Ruhl [Ruhla], dann wieder hier. Inzwischen bleiben mir doch noch viele mündliche Nachträge unbenommen. Erinnere mich an die Tochter des Direktor Tschirpe, denn ich kenne deine Abneigung vor langen schriftlichen Erzählungen. Ferner fand und gewann ich eine geistreiche, von Wieland unter dem Namen Psyche besungene Frau von Bechtolsheim und eine Holländerin van Banhuisen, ein Mädchen mit welschen Augen und Augenbrauen; mit beiden fuhr ich nachts um zwölf Uhr durch die glühenden Sternbilder der Johanniswürmgen von der Ruhl zurück ...

Der Badeort Ruhl hat gerade so viele häßliche Gestalten als mancher schöne, nämlich keine. Der Herzog gab in seinem Saal der reifen Jugend einen Ball, alles war froh und keck, und die wehenden Röcke schlugen an den Landesvater hart, ich war selig durch die Dorfgestalten, Häuser und Stuben ...

Beliebter Kürze wegen sag ich, daß ich, eingeladen vom Herzog von Meiningen, den andern Tag nach Liebenstein wollte; wo es noch schöner ist, aber wegblieb, um mit der schönen spröden Belgierin [Holländerin] heimzufahren, mit der ich durch kein anderes Band der Liebe zusammenhing, als im Dunkeln durch das Stockparasol, woran ich zog oder (bei mehr Sonnenschein des Glücks) die Finger laufen ließ an ihre, die litten und schwiegen.

[Den 1. August.] Jetzt, da Karoline [Herold, Jean Pauls ehemalige Braut] im September erst den Namen ändert, komm ich vielleicht vorher. Meine Reisen zerstören mich wie das englische Bier hier [in Weimar]; trink' ich's noch ein Jahr, so bin ich tot, das weiß ich. Kann man denn für alles Geld kein Johannisser hieher erhalten? Jeder Preis ist mir gleichgültig. Frage doch Emanuel [der dann wirklich Jean Pauls Lebensretter wurde, indem er ihn an seinen

verschiedenen Wohnsitzen regelmäßig mit Bier aus St. Johannis bei Bayreuth versorgte].

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 29. Juli 1799.] Wenn ich eine Stunde bei Ihnen hätte, wie sie für uns gehört, eine Stunde, wo die Seele verklärt und zerfließend sich der ähnlichen zeigt und öffnet, und wo einmal um uns nichts wäre als eine untergehende Sonne oder ein aufgehender Mond — als ich auf der Wartburg stand und über die aufgerollte Karte von Wäldern und Bergen hinsah, und als ich mit der Menge durch einen heruntwachsenden Hain nach Hause ging, worein die Abendsonne vergoldete Bäume und Zweige pflanzte, und als mein Herz in Jugendkraft die Welt aufnahm: so drang doch ein Seufzer in die glückliche Brust und er fragte mich, warum bist du allein? Neben dir hätt' er mich nicht gefragt! Nein, wir müssen einmal in der großen Natur nebeneinander stehen und ein ganzes Leben in einer Minute verleben und dann mit abgewandten Augen scheiden und weinen. Gute Seele, weißt du denn, wie ich dich liebe?

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb in Waltershausen. [Weimar, den 5. August 1799.] Die um die Wartburg allmächtig und reich gelagerte Natur spülte mir einige Freuden zu, wie ich sie lange nicht hatte, aber auch einige Schmerzen. Die ganze Natur ist nur der Putz und der Schleier eines geliebten Herzens und ohne dieses an der Hand ist der Schleier nicht genug. Ich dachte an mehr als einer blühenden Stelle an die Zeit vor drei Jahren, an unsere Zephyrtage, an manches, was versunken ist, und an das Herz, das über die Wellen der kleinen Stunden ragt.

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Waltershausen, den 12. August 1799.] Heute, mein teurer Freund, erhielt ich Ihren Brief vom 5. ds., ich schreibe im Bette und bin krank. Mein Leben siecht, das können Sie wohl denken. Es war ein Schlummer über die Vergangenheit in meiner Seele. Ich muß mich still und mild erhalten.

In Hildburghausen sagt man, die Feuchtersleben wäre Ihre Braut. Mit Liebe, mit Freundschaft, mit Innigkeit, mit Wärme gedenke

ich Deiner, aber keinen unruhigen Affekt darf ich in mir aufkommen lassen. O lieber, guter, teurer Freund! unsere Liebe d. h. unsere Seelen- und Geistesart, unsere Neigungen und gemeinsamen Freuden am Schönen und Erhabenen wie an dem ruhigen häuslichen Sein sind nicht vergänglich; sie sind, denn wir sind nur durch sie. [Waltershausen, im Oktober 1799.] Dies ist ein wahres Zeichen meines Gemütes: Glaube, Liebe, Ruhe, Ewigkeit. Ich brauche es nicht auszusprechen, Du weißt, daß ich Dich segne. Charlotte.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 10. August 1799.] Ich gedenk' es mit meiner Reise nach Hof so zu karten: Ich besuche als eine Reichskammergerichtsvisitation das Vogelschießen in Rudolstadt und dann euch. Sag aber Karolinen [seiner ehemaligen Braut, die sich nach Rudolstadt verheiraten wollte] und niemand nichts. Ich will sie im Tumult überraschen. Find' ich sie nicht, was kaum glaublich ist, obwohl zu ertragen bei der Menge, in der ich mitginge, so bleibt sie mir immer in Hof gewiß. Doch sage meiner Sophie [von Brüningk] in [Schloß] Hohenburg [bei Hof] ein Wort; nur lasse sie vorher schwören aufs Schweigen und halte eine gute Eidesverwarnung. — Dich anlangend, so bitt' ich dich sehr um Flaschenbier, etwas köstlicheres kann ich aus allen fränkischen Weinkellern und Bischof- und Punschessenz-Buden nicht holen. Und dann wollen wir beide nach so langer Zeit endlich ein erschöpfendes Wort reden ... Vierzehn Tage kann ich bleiben, und Gott gebe, daß ich keine Stunde länger festsitze. Übrigens will ich mich durch dieses Blatt nicht sehr gebunden haben — schlechtes Wetter, ein Zufall kann meinen Mantelsack wieder auspacken; dich blos will ich ein wenig binden, damit du nicht gerade in Bayreuth bist. — Ich ändere sehr am „Titan" und folge dir mehr als ich und du dachten. — Nach deiner Schwester sehn' ich mich sehr; ich werde wieder morgens im krummarmigen Stuhl sitzen hart am Fenster, und sie wird kommen mit ihren freundlichen weiten Augen und sich an den Sessel stellen, und ich werde die Feder über das Dintenfaß legen und sitzen bleiben und sie recht herzlich küssen ...

Eine reizende jungfräuliche Britin kenn ich, ihr junger Mann war bei mir, man kann nicht schöner angeblickt werden als von ihr. Ich

liebe sie innig und sie mich — so weit es geht. Glaube mir, täglich lernet man sich mehr an schöne Gesichter und Herzen gewöhnen und will nur jene ...

„Macht die hintere Gartentür auf, ich komme heute", schrieb immer Amöne; so werd' ich auch bei euch einschleichen. Und das lasse mir zu, sorgendes Schicksal!

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 17. Juli 1799.] ... Schreiben Sie mir bald, lieber Richter, sagen Sie mir, daß Sie mein Freund sind, es immer sein werden, sprechen Sie mir von Karoline. Sind denn auf immer die Bande zerrissen, in denen Sie geglaubt hatten, Ihr Glück zu finden? Ach, daß man glücklich sein könnte, wenn man will! ... Wieviel feinste Rücksichten sind nötig, um sich zu lieben, und wieviel Aufmerksamkeit auf sich selbst, um sich immer zu lieben ... Manchmal, wenn meine Seele sich noch einmal der Hoffnung auf Glück hinzugeben wagt, versetze ich mich im Geist in die Gegend, wo Sie wohnen und da in eine friedliche Einsamkeit. Ich sehe mich inmitten eines Kreises guter Menschen ohne Hochmut und ohne Anmaßung; wie ich wage, von Liebe zu sprechen, von Freundschaft, von der Tugend, ohne zu fürchten, mich verspottet zu sehen von diesen Eisseelen, welche, unfähig, das Glück zu fühlen, nicht einmal sein Bild in den Andern sehen wollen. — O Richter, wenn ich eines Tages meine süßen Träume verwirklichen könnte!...

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 10. August 1799.] ... Ach Josephine, welchen Mai verheißet uns der Winter, welchen Frühling sein dunkler Tag! Ich werde neben der schönen Seele Zukunft und Vergangenheit vergessen und die Ewigkeit im Auge der Liebe suchen und dann meines ergeben abwenden und nur in der zweiten Ewigkeit die Wiederholung der jetzigen begehren.

[Den 18. August.] Die nämliche Saite gehet von Ihrem Herzen, über meines gespannt und Ihr Anklang ist meiner; ich bin überall mit Ihnen einig z. B. über die geistige Liebe der Weiber. Eben weil die Frau am meisten mit dem Herzen liebt, so lebt ihre Liebe

so lange wie ihr Herz, indeß sie bei den meisten Männern mit und an den Sinnen stirbt . . .
Da Ihr ganzes offnes Herz in Ihren Briefen liegt und sich dadurch allen Schicksalen der Post blos gibt, so bitt' ich Sie, künftig Ihren Namen und Wohnort wegzulassen . . .
Ich kenne keinen größern Schmerz als den mütterlichen über rohe Hände, die zerstörend und auslöschend über die zarten frischgemalten Bilder in jungen Kinderseelen fahren . . .
Sein Sie recht heiter, sowohl für die geliebte Kleine — Heiterkeit ist das Amulet für Kinder — als für Sich. Um heiter zu sein, braucht man oft nur den Grundsatz nicht zu haben, daß man das Gegenteil sein wolle. In der Zukunft und in der Vergangenheit scheint uns jeder Schmerz zu groß, aber wenn er über uns schwebt, wird er gemildert und in Minuten aufgelöset; blutrot geht er wie der Mond auf und unter, aber über uns sieht er wie dieser nur blaß aus oder weiß. O möge er nie, der Schmerz, über deinem Haupte stehen, geliebte Josephine, nie über diesem Herzen, das so warm und so rein und so beständig ist.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 22. August 1799.] Könnt' es sich denn herrlicher treffen? Am Sonntag fahr' ich mit dem Graf v. Brühl nach Rudolstadt, heute gebar die [junge] Doktorin Herder ein Mädgen zu unser aller Freude, also fället das Wochenbette in meine Eß-Ferien [Jean Paul wurde aus der Küche der Schwiegertochter Herders verköstigt], heute ging mein „Titan" [Manuskript] nach Berlin [an den Verlagsbuchhändler Matzdorff], des alten Herders Geburtstag ist am Sonntag, das Wetterglas springt dem schönsten Wetter entgegen.— Und weißt du, was ich geworden? Den 15. bat mich die Geheime Rätin v. Koppenfels zum Thee, überreichte mir ein Dekret vom Herzog von Hildburghausen, das mich zu nichts wenigerem erhebt als zu einem — Legationsrat, was doch immer etwas ist. Das Diplom verlangt, daß ich „von männiglich alle von diesem Charakter abhängende Prärogativen und Personalfreiheiten genießen solle". Ich kenne noch keine einzige von diesen Personallizenzen und habe noch wenig davon genossen, mache mich damit bekannt,

damit ich darauf bestehe. Herder hatte die meiste Freude darüber besonders darum, weil man dem hiesigen Hof (den es kränkt) die Ehre nicht angetan, eine von ihm angenommen zu haben ...

Frau Charlotte von Kalb an Jean Paul. [Weimar, im November 1799.] Du sollst den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen, d. h. Du sollst Dir keinen Titel geben lassen. Jeder ausgezeichnete Mensch, der sich einen Titel geben läßt, raubt sich einen Rang und bekennt einen Unglauben.

Ein Titel ohne Amt ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. Ich mag nicht den Herrn Rat Richter bekomplimentieren. Es sei denn, daß Sie einmal aus Dankbarkeit für eine Pension von tausend Gulden einen Titel von einem Großen annehmen.

Aber ich ahne, daß Titel, Rang, Adel und alldergleichen nicht lange mehr genannt werden. Charlotte.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 20. September 1799.] ... Gönnen uns die deutschen Wolken einen Nachsommer, dann flieg ich in dieser reinen, stummen, lauen Zeit, wo alle Frühlingsträume wie auf Bergen um uns stehen, zu dir hinüber, um meine zu erfüllen und deine zu verlangen, wenn ich sie nicht erfüllen kann. Dann hab' ich eine Zeit, wie ich sie nie hatte, und du hast eine, wie du sie nie hattest. — Ich sehe lieber Sie als mit Ihnen — wenn die Abendsonne in Flammen zerfiel, wenn die hohe Natur oder ein hoher Gedanke unsere Seelen begeistert und es für uns keine andere Welt mehr gibt als die innere oder die zweite.

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 26. September 1799.] ... Man gibt und findet größere Liebe, wenn man geliebte und liebende Wesen an ihrem Wohnort, im Zirkel ihrer Wirksamkeit aufsucht; an fremden Orten sind die Freunde fast Fremde. Ach, darum möcht' ich Sie freilich lieber in Klein-Rambin sehen als in Berlin. Vielleicht geschieht es, aber niemand weiß, wann? So weiß ich auch nicht, wann, sondern nur, daß ich Sie in Berlin an mein Herz drücke.

Über die Liebe denk' ich wie Sie. Früher, im zwanzigsten Jahr dacht' ich nicht wie Sie; ich glaubte, die Ehe zerquetsche mit harter Hand die weichen Blütenblätter der Liebe, indem sie sie pflückt, aber jetzt glaub' ich, daß das wechselseitige Hingeben, das die Ehe fodert, das gemeinschaftliche Aufopfern für das Kinderglück, das Tragen von einerlei Leiden, das Streben nach einerlei Zwecken auch die heiligste Liebe, die vorher blühte, noch mehre, heilige und die festeste verewige.

Die Ökonomie ist die Arzenei einer verwundeten Seele. Ihr Geschlecht ist — zumal in den hohen Ständen — oft blos darum so krank und trübe, weil es nicht genug zu tun hat. Arbeiten und ökonomische Ziele, die man erreicht, stillen das Sehnen nach den höheren, die man auf der Erde nicht erreicht.

Alle Portraits, die man von mir gegeben, — vom Hesperus an bis zum neuen Kupferstich, der in Breslau herauskam — sind verleumderisch unwahr. Ich wurde bis jetzt nie auch nur zur Hälfte getroffen, und immer ist aus meinen Bildnissen Menschenliebe und Redlichkeit ausgelassen ...

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig. [Weimar, den 28. September 1799.] ... Ich war seitdem in Gotha, Eisenach und der Ruhl. In Eisenach soll ich mich mit einem schönen Mädgen verlobt haben, wie man mir allgemein versichert. Mir will die Sage nicht ein, ich glaube eher, daß ich's mit einem edeln Wesen (einem Fräulein von Feuchtersleben) in Hildburghausen tue, wohin ich wieder reise ...

Ich habe mich hier wohl mehr in mein Dickicht zurückgeschoben, aber meine Freunde sind es noch. Den Herderschen bracht' ich jetzt sogar einen Sohn (den Ökonomen) bei Emanuel an und aus der herzoglichen Willkür weg. — Die Berlepsch wird von zögernden Winden in Cuxhaven eingesperrt; sie schickte mir zwei Tagebücher. Ihre Seele fühlt weinend das Trennen vom alten Vaterland.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 30. September 1799.] ... Ihr Bild geht wie ein Regenbogen mit mir und spricht mit mir von der Zukunft. Wie spielet das Schicksal mit den Menschen, die sich an-

gehören, und wirft Wolken, Zufälle, Zeiten und Räume zwischen sie und gibt dem Herzen nur dürftige Tränen, damit es weder verschmachte noch genese.

[Hildburghausen, den 3. Oktober 1799.] ... Was mich aus dem reichen Gestern ärgern könnte, wäre ich selbst ... Ich habe den Umriß Ihres Herzens gefasset. Sie wissen nicht, wie oft Sie vor der Sonne vorübergehen und Ihre Gestalt abschattend malen ... Das Innere, das seinen schönen Verwandten ahnet ...

[Hildburghausen, den 10. Oktober 1799.] Ein Genius spielt mild und tyrannisch mit meinem Herzen. Damit das Spiel nicht verworren und grausam werde, darf ich ihm nicht meine Leidenschaft dazu borgen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Hildburghausen, den 7. Oktober 1799.] Den Dienstag fuhr ich mit Herder nach Ilmenau und ging den Mittwoch hieher. Der Himmel hat sich wieder in seine dicke Florkappe gesteckt, wie immer auf meinen Reisen. Ich wußte gern voraus, daß der Hof in Seidenstadt war (ein Jagdschloß), wo ich heute auf eine Nacht hinfahre. Die schöne Herzogin war gerade bei meinem Einfluge hier und ließ mich sogleich auf ein paar Minuten vor dem Einsteigen kommen. Außer einer Geliebten weiß ich nichts schöners als diese süße Gestalt. Hätt' ich nur Zeit und Wetter, eine Woche lang blieb ich unter ihrem Dache.

Die Karoline von Feuchtersleben kenn' ich jetzt tiefer; noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende, religiöse Moralität, die unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken ausreinigen. Sie lieset nicht, wie Mädgen, blos um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen, sondern um auch zu lernen z. B. Geschichte und Naturgeschichte. Sie hat ein fast vollständiges Herbarium und eine Suite von sinnreichen Blumen-Zusammenlegungen. Rührend aufmerksam hörte sie zu, da ich mit andern von der Erziehung sprach. Dich liebt sie innig, so

wie Herdern; dein Siegel hat sie erfreuet und sie zerbrach nichts daran. Sie macht Verse, wie du aus dem Vorigen und Beiliegenden siehst, daher kann sie die Satire über die weiblichen Verse in „Jean Pauls Briefen" nicht vergessen, sie sei wahr, aber zu bitter, sagt sie. Sie trinkt jetzt Wein unter dem Mittagsessen, weil ich ihr's geraten habe. Sie hält jeden Vorsatz z. B. alle Tage ins Freie, in den Garten zu gehen: „jetzt, da ich Gesundheit habe, will ich auch gar Abhärtung", ach die Gute, hätte sie nur jene. — Mit größerer Macht als ich noch gesehen, kann sie ihre Schmerzen und Empfindungen, bei der größten Enthüllung ihrer Meinungen,
[Den 10. Oktober] dicht verhüllen. Aber ich muß historisch zu Werke gehen ...
Den ersten Tag kam ich hier an und ging unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer, sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam fast sprachlos und schrieb es dem — Laufen zu, welches glaublich genug ist ... Wie ihr war, siehst du aus einem der beiliegenden Briefe; gleichwohl nahm sie mir den schönen Taumel des Wiedersehens ... Der Donnerstag kam vom Gotte Thor — alles fatal — Jetzt lies von ihren Briefen No. 1 ... Am Freitag den 4. Oktober war ein Gewitter am Himmel — lies No. 2. Vom Sonnabend ist mir nichts geblieben als Koppenfels und der Herzog bei ihm und der fatale bayerische Minister in Nürnberg. Der erste lud mich auf Sonntagabend zu sich. Vide No. 3.
Am Sonntag kam ich zum Thée-Souper des Hofmarschalls von Koppenfels gegen acht Uhr von den Feuchterslebens her. Der Teufel (dacht' ich anfangs, aber: der Engel nachher) führte zu den Feuchterslebens eine dicke hohle Frau von Beulwitz. Wir zogen sämtlich ein Stockwerk hinauf zu der verwittibten Schwester von Karoline, Frau von Beck. Diese gutmütige und rasche Frau hält mit ihrem und Karolinens Mute das Gleichgewicht gegen die siechbängliche Mutter und die dritte, moralisch-rigoristische Schwester. Nur einen Zug von dieser mich unendlich liebenden Frau: sie gibt mir allein morgen, wo ich abreise, ihre einzige, sehr schöne, naive, weiche, offne, reine, kindlich an mir hängende Tochter Auguste von fünfzehn Jahren nach Weimar mit, damit ich sie bei einer treff-

lichen Mädgen-La Bonne in Pension gebe auf ein Jahr. Wir wagen beide; die La Bonne weiß noch nichts, ich mache erst die Bedingungen. — Aber im Falle des Nein bring ich sie auf vierzehn Tage zum Verhehlen der Absicht zu Herder und dann selber wieder hierher. Der Vorschlags- und Votier-Abend dieser Reise nützte mit lauter Entzückungen das Mädgen so ab, daß es am andern Tage bleich und müde war.

Bei dieser Beck war nun der geheizte Ofen im größern Zimmer, dann kam ein Transito-Stübchen, dann das, worin die Gesellschaft war, aber die zwei Türen waren offen für den Durchgang der Feuerung. Ich begab mich oft ins größere, dunklere, wärmere Zimmer, und Karoline kam nach. Hier gingen wir auf und ab, und häufig vor der hellen bevölkerten Öffnung vorbei, aber immer seltener, blieben länger am Ofen, sie sagte mir ihr Herz und sank mit ihrem Kopf an meines, und ich gab ihrem Auge den ersten Kuß.

Dann mußt' ich zu Koppenfels — und den andern Tag auf herzogliche Kosten nach Seidenstadt, nachdem ich am Morgen bei dem Prinzenhofmeister Engelhardt aus Anspach, einem festen, redlichen, aber etwas egoistischen und stolzen Mann, Malaga quantum satis [mehr als genug] getrunken hatte.

In Seidenstadt logiert' ich im Schloß. Die Herzogin sang so, wie man sie besingen sollte. Ich las ihr vor (nur machte ein verdammter Kälbermagen und Laab, ein mir verhaßter kalter feiner Kammerherr, der gerade die jour hatte und überall war, den Enthusiasmus gerinnen) und sah ihr bei ihrem einmal einsamen Singen so freundlich liebend in die Augen, als wenn es deine Schwester wäre, und sie machte es wieder so, gleich deiner Schwester. Ich soll ihr ein schriftliches Andenken geben . . . Am zweiten Tage bekam ich durch Karolinens Bruder No. 4., das lies nun . . .

Den Mittwoch, den 9ten, kam ich vormittags zurück von Seidenstadt. Abends war ich und die Feuchterslebischen zur Beck zum Essen eingeladen. Wie glühte die Welt so rosenfarb. Karoline gab mir ihre Gedichte und ein Briefgen. Bald darauf las ich noch vor der Gesellschaft nur dieses, No. 5.; und als ich an die mit Bleistift

geschwärzte Stelle kam, war mein Abendhimmel in Schneewolken ersoffen. Hart, hart wirft immer das Schicksal mein bewegtes Herz gegen die eckigste Wand, die es finden kann. Ordentlich empört war ich an jenem Abend gegen dies Wurfspiel. — Ich zeige die Stelle Karolinen in einer schnellen Minute und unterstreich' es und sag' ein hartes Wort und bleibe nun kalt. Ich verstand die Stelle so: „widersetzt sich die Familie der Verbindung, so etc." — Nun beging die Gute ihre ersten Fehler unter lauter Schmerzen, sie war nämlich den ganzen Abend schneidend-anspielend, hart und außer sich, wie ich's nie sah. Ich gebot über mich fest und erwiderte keine Bitterkeit, die zu einer reizen sollte. — Wenn man meine Liebe stört und martert, windet mein Inneres wie eine Schlange sich auf und steht fest; wenn man sie erduldet und nährt, bin ich ohnmächtig und folge (doch mehr in den Höfer Zeiten) ... Unter dem Essen ermattete ihr bekämpfendes und unbekämpftes Herz, und das gute Auge weinte. „Zahnschmerzen!" sagte sie mit einem Tone zur fragenden Mutter, der nicht einmal überreden will, und wiederholte es nicht. Ich schwieg.

Am Morgen bekam ich No. 6. Ich milderte und erklärte mein Ich und bekam No. 7.; und als ich sie wiedersah, sank sie mir nach wenigen sanften Worten ans Herz ohne meine schriftliche Erklärung verstanden zu haben. Denn sie hatte mit jener Bleistiftstelle weiter nichts gemeint als: wenn wir selber alles das nur zu einem zerflatternden Spiele machen und keine Ewigkeit der Liebe kennen, so etc. etc. — O wie konnte sie aus einer solchen Stelle meine Starrsucht erklären? Aber sie konnt' es und sogar das erklärende Billet dazu — Widersprüche sind die weiblichen Reime in einem weiblichen Kopf. Ich sagt' ihr's. Aber dann blieben wir ungeschieden

[Weimar, den 17. Oktober] bei einander . . . Ich schweige über den Regenbogen und Morgentau der lichten Stunden, die nun hinter einander zogen, und über ihr Hingeben und Vertrauen und Gehorchen. Mit Rührung sah ich's an, wie sie mehr aß und viel und das, was ich verlangte. Sie geht schon, seit ich's im Frühling sagte, früh zu Bett. Sonst blieb sie an den Büchern bis um ein, zwei Uhr und kehrte um fünf Uhr morgens zurück; dieses und die Todesfälle

erschütterten ihren an sich gesunden Bau; in einem Vierteljahr kann er ganz fest wieder stehen.
Seit meinem Frühlingspredigen liebt sie die Wirtschaft mehr; erzogen sind sie alle im Hause dazu. Nur Gründe der Pflicht oder der Liebe sind zu ihren Änderungen nötig. Der Grundton, aus dem sie den ganzen Tag spielt, ist ewige Heiterkeit und Scherz, die unerwartet in einem so weichen Herzen wohnen. Momentanes Aufwallen gibt sie für ihren Fehler an. Da sie wie Amöne etwas Zurückhaltendes gegen vornehme (fremde) und etwas kurzabtuendes gegen gemeine Leute hat, so scheint sie stolzer als sie ist ... Fünfundzwanzig Jahre wurde sie am Sonnabend, wo ich abreisete. Auf ihren Mut, künftig durch alle adelige Verhaue durchzudringen, kann ich bauen; die feine Mutter errät gewiß alles, und da sie schweigt, bejaht sie ... Ihre Farbe ist weiß und blaßrot, die Stirn poetisch- und weiblich-rund, die Augenbrauen stark (zu sehr fast), die Augen schwarz, die Nase das Gegenteil einer kleinlichen und kurzen, die Lippen originell beschnitten, das Kinn kräftig erhoben — kurz, alles deutet auf Bestimmtheit trotz der Schönheit. Von den Haaren lege ich eine Probe bei, so ich mir wieder zurück erbitte.
Ich zeige vor ihr — Gott weiß wie, wenns nicht das fünfunddreißigste Jahr tut — eine regierende Festigkeit und genieße die jetzigen Stunden nicht auf Kosten künftiger Jahre. Und so bekam mein Leben seinen Zirkel, seinen Zauberkreis.
Die kleine Auguste hängt herzlich an mir; sie wollte mich unterwegs zum Vater oder Pflegevater kreïren, ich setzte mich aber in einen Bruder um, der mehr davon hat. Ernsthaft. Ich nenne sie hier bei Herder etc. meine Schwester. Unsere Reise war himmlisch. Alle lieben sie, sie ist originell, und ein Drittel dreizehn Jahre alt und zwei Drittel siebzehn. Sie trat in meiner Stube ab. Der La Bonne tat ich nur den Vorschlag, ohne etwas von der Gegenwärtigen zu sagen; sie schlug's ab, eine Hamburgerin machte schon ihre Zahl übervoll. Ich gab ihr den Brief der Mutter, sagte: „Sie ist schon da!", brachte sie und erzwangs durch List und Gewalt. Hätte man brieflich gefragt, so hätte sie's verneint.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 21. Oktober 1799.] ... Diese Verdoppelung des Herzens macht die Pflichten zur Freude und die Freude zu Pflichten und das Leben leicht und ewig. Mich reuen die Jahre, die zwischen uns durchgeflogen, ehe unsere Herzen an einander waren. Das Leben ist kurz und wird verkürzt: welche Macht kann uns die Tage vergüten, die wir getrennt verlieren? Die Einsamkeit sei im Grabe, aber nicht vorher ...

Jean Paul an Frau Elisabeth Hähnel in Leipzig. [Weimar, den 1. November 1799.] Was hilft's, wenn zwei Hände, zwischen denen Berge liegen, sich ausstrecken, um sich zu fassen, und zu drücken? Verzehrende, verwirrende Wünsche dringen dadurch ins Leben und drücken es aus seinen Fugen ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 2. November 1799.] ... Ich erschrecke, wenn ich jetzt zu den ausgebrannten Ehe-Kratern hinübersehe, in die ich so oft zu fallen im Begriff war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, Eisenach, Gotha (denn ich habe dir nicht alles schreiben können) Hof (schreibe mir die jetzigen Verhältnisse der armen andern Karoline [Herold]) etc. etc. hing alles nur an Einem Haar, so hing ich selber im Haar als elender Schneusvogel ... Auguste hab' ich von der Pensions-Direktrice weg- und auf ein Jahr zu Herders getan, die sie unendlich lieben. — Der Pegasus und die Nachtigall [Herder und seine Frau] haben oft zu kleine politische Rücksichten und nicht Mut genug; das sah ich neulich beim Geburtstags-Lever des Heiligen Geistes [beim Morgen-Empfang am Geburtstag der Großherzogin Mutter], ich habe den meisten hier, aber auch weiter nichts, keine Pension und keine Frau. — Mir unerwartet macht mich meine durch Karoline befriedigte Seele härter urteilend über alle Weiber. — Die Sydow sandte mir ihr großes Bild, und ich erstaunte über die französische Jugend-Schönheit. Der Kalb schickte ich ihre Briefe ...

Gestern hab' ich bei Herder, da mich jede mit einem Lichte hinausbegleitete, drei Mädgen geküßt: die junge, schöne Herder, die Weber und Auguste, die zwei ersten zum ersten Male ...

Mein Bruder [Samuel] hat jetzt auf zweieinhalb Jahr seine Pension weg. Die rauhe Seele nimmt alles hin, ohne zu bitten und zu danken. Es ist hart, etwas aus Vernunft zu tun, was man aus Liebe tun möchte. Seine Existenz [als Schreiber] bei [Kommerzienrat] Maier [in Hof] ist mir schon wegen der Nähe deines Fensters lieber. Indeß schäm' ich mich fast, daß ein solcher Kopf der Kopist und Taschenspiegel schlechterer sein muß ...
Die edle Berlepsch, deren zwei dicke Tagebücher ich dir einmal schicken werde, schrieb mir heut' aus Edinburgh, daß sie verzweifelt. Macdonald hat alles Edle und Feste, aber keine Liebe. Ich kenne die Narben dieses so oft geschlagenen Herzens, und das Schicksal führte mit meiner eigenen Hand das vorletzte Schwert; daher kann ich sagen, daß nie ein gutes Wesen herber litt, länger blutete und unheilbarer war. Ach könnt' ich ihr einmal durch meine Karoline und mich wenigstens ein paar Blätter ihres nebligten Herbstes bunt färben. Karoline würde sie lieben und sie jene.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 11. November 1799. Montag.] Den heutigen Wolkenhimmel hätte ein Blättgen zerteilt; warum kam es nicht? Auguste hat in diesem Herbst ihren Frühling; ihr Herz liegt wärmend und gewärmt an fremden Herzen. Wie wird die Zeit mit abgeschnittenen Flügeln zum Mittwoch kriechen, wo deine Blätter wie verwehte Blütenblätter mir wieder den Maitag bringen. Du hast eine Seele, in die deine überfließet ...

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch in Edinburgh. [Weimar, den 11. November 1799.] Manches Leben ist ein Wechsel zwischen Polarnacht und Polartag. Warum glüht unter jedem Paradiese eine Hölle? Jedes edle Herz ist wie die Erde ein soleil encrouté [eine umkrustete Sonne], aber wer bricht die Rinde weg? Sie haben gefunden, was ein Weib noch seltener findet als eine Freundin — einen Freund ... Das Schicksal scheint Sie auf eine steile Höhe, um welche Abgründe rauchen, zum letzten aber kalten Engel geführt zu haben, der hart zu Ihnen gesagt: liebe wie ich und nicht wie sonst.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 20. November 1799.] Du erhältst beikommend durch Fuhrmann Zapf ein [leeres] Faß, für welches du nach richtiger, zu rechter Zeit und unbeschädigter Lieferung so viel Fracht dortiger Währung zu bezahlen beliebst, als er fodern wird. Lasse dann diese und die gelegentliche Fracht nach Bayreuth von Emanuel bezahlen, damit ich alles Einem schulde und er's buche. Das Bier ist so kontentierend, daß ich gestern gar nicht zu kontentieren war, sondern forttrinken wollte. Es ist der Pestilenzarius meiner verpesteten Nerven. An Emanuel wird ein langer Dankpsalm erlassen.
Ich beschenke dich schon wieder mit einem Almanach. Den 9ten [Ottos Geburtstag] wär' ich gern in deinem Kreise, auch der guten Friederike [Ottos Schwester] wegen, der ich einen langen Brief verspreche (und dir in langer Zeit nichts!). 1800 wird unter uns allen keinen Stein auf dem andern lassen, sondern alles besser legen. Was deinen Regierungsrat anlangt [Otto war zum Eintritt in den Verwaltungsdienst aufgefordert worden], so solltest du doch bei Gott deiner künftigen Freiheit wegen und wegen etc. etc. aus dem qualmigen Hofe heraus, wo du Schimmel ansetzen mußt, messerhoch. Höre, ich lasse den Gedanken mehrmals sich zu mir auf den Schoß setzen, daß ich mit Karoline ja nach Bayreuth ziehen könnte und du mit — Höre, höre! Die Gegend und das Bier und die Wohlfeile ziehen, so sehr das enge Volk abstößet. Ich finde kein Weimar nirgends wieder (außer in Berlin) und nicht die Ehre wie hier, und wenn die Ehe nicht den Ehrgeiz beschnitte, dürft' ich nicht nach dem Vaterland.
Gestern, eh' ich auf einige Stunden auf den Ball ging, hatt' ich an der Türe mit den alten Herders durch drei Worte eine Rührung, daß ich kaum mehr hingehen konnte. Denn als ich gesagt hatte Karoline gehört mir, sanken die zwei Menschen mit Tränen an mein Herz. Nie sah ich ihn verklärter, brennender, froher, gleichsam als wenn alle Rätsel und Wünsche den Aufschluß gefunden hätten.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 9. Dezember 1799.] Die jetzige Zeit ist unser kältester Wintertag, dann öffnet sich ein ewiger Frühling.

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 12. Oktober 1799.] ... Ich sehe Sie dann, nicht wie der Kupferstecher Sie dargestellt hat auf dem Titelblatt Ihrer Werke, sondern wie diese Ihre Werke Sie meinem Herzen eingeprägt haben. Ich glaube wohl, daß es dem Maler nicht gelingt, eine Physiognomie wie die Ihrige darzustellen, das Geheimnis davon liegt sicher in Ihrer Seele; aber Sie, Sie schildern diese erhabene Seele in jeder Zeile, die Sie diktieren, und das ist so wahr, daß weder Ihr Genie noch Ihr Wissen, noch die Reize Ihres Stils, noch die Feinheit Ihres Spottes mich Ihnen zu Füßen gelegt hat, sondern diese rührende Güte, die Sie kennzeichnet und die mich überzeugt, daß Sie der beste der Menschen sind, wie Sie auch der größte zu sein scheinen ...

[Klein-Rambin, den 2. November 1799.] Ich habe in meine Zurückgezogenheit die Liebe zu meinesgleichen mitgenommen, und den Plan, sie glücklich zu machen, so glücklich, als es meine Fähigkeiten erlauben; aber sie müssen durch ihre Arbeit mithelfen; ohne sie kann ich nichts für sie tun. Aber ich bin felsenfest überzeugt, daß mit Zeit, Beispiel, Geduld und wohlverteilten Belohnungen es möglich ist, Leute, die anders als durch Stockschläge zu führen, man sich hier nicht die Mühe nimmt, an Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen. — Der Mensch ist nicht böse, wenn er noch nicht zu sehr heruntergekommen ist, und ich glaube fest mit Rousseau, daß eine wahre Wohltat noch nie Undankbare gemacht hat. Die Erziehung meiner Tochter und die Verbesserung meines kleinen Gutes füllen meine ganze Zeit aus und bewahren mich vor der Langeweile. Sie kosten mir sogar das Opfer meiner liebsten Beschäftigungen. Es wäre angenehmer, sich dem „deliciosa farniente“ Rousseau's hinzugeben; aber da man dabei vor Hunger sterben würde und nicht mehr seine Freunde in Berlin besuchen könnte, ist es besser, Butter und Käse zu machen als Verse. Ich studiere also ehrlich und mutig die Landwirtschaft, und im nächsten Herbst, wenn der Vertrag meines Pächters abläuft, werde ich meinerseits die Pächterin sein. Wenn Sie kommen könnten, mich hier zu besuchen, so würde ich Ihnen nicht, wie Madame de Varens

Rousseau, das Gesicht mit Apothekersachen einreiben, denn ich bin keine Chemikerin wie sie; sondern ich würde Ihnen meine Wiesen und Fluren zeigen, an denen es nicht fehlt. Ich würde Sie auch nach Ihrem Belieben schreiben lassen in einem ganz ruhigen Zimmerchen, wo ich niemals die Möbel abreiben oder die Tische abstauben lassen würde, aus Respekt vor Ihren Papieren.

O Richter, Richter, das wäre der schönste Tag meines Lebens, wenn ich Sie in meiner Zurückgezogenheit hier haben könnte! Lassen Sie mich wenigstens darauf hoffen. Adieu zärtlicher Freund meines Herzens. Josephine.

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 18. November 1799.]

Gute! Nur noch einmal können Sie mich so schön überraschen, wie dieses Mal, nämlich mit dem Original der Kopie. Hätt' ich Ihrer Bescheidenheit weniger geglaubt, so wär ich durch diese Jugend und Schönheit nur befriedigt, nicht überrascht worden. Ich möchte beinah' fragen: kann man denn jünger sein? Ihre Gestalt ist wie die innere Schönheit, deren Einkleidung sie ist, so sehr ein Ganzes, daß ich auf den ersten Blick den Hals, die Miene und die Beugung des Mundes, die ein Gallizismus ist, für die Aussteuer des Malers hielt. — Mit sanften Regungen liegt mein Blick auf dem holden Schatten der geliebten Seele, wenn ich auf dem Klaviere, neben dem das Bild hängt, weichere Träume um mein Herz versammle, als ihm die karge Nacht geschickt.

Jetzt zur Antwort auf Ihren Brief! Jeder Gedanke sagt es mir, daß vielleicht nie die Freundschaft schönere Rosenstunden zwei Seelen gab, als unsere in Berlin finden wird. Ach, Teuere! wir werden zu glücklich sein und dann zuviel verlieren, wenn wir weinend auseinandergehen! Denn eine Begleitung nach Pommern verbieten mir alle meine Verhältnisse durchaus, wenigstens in der nächsten Zeit. Ach mein näherer Wunsch ist jetzt, Sie in Berlin zu sehen. Der Februar ist in einem gelinden wie in einem harten Winter ein eiserner fesselnder Monat, zumal für einen, der auf der preußischen Extrapost sitzt. Aber Eines ist gewiß, und das hängt

von keinem Februar ab, daß wir uns sehen im künftigen Jahre, sei es wann es will.
O meine Josephine, meine Schwester! Ich werde dein Bruder sein und dir an deinem Herzen eine ewige Freundschaft schwören. Nicht blos reiner, sondern auch länger als andere wollen wir uns lieben.
Ich gebe dir davon jetzt den Beweis, den du mir gegeben, nämlich, daß sich mein Herz nicht gegen dich verändert hat, ob es gleich anfangs dieses Sommers die ewige Gefährtin seines Lebens gefunden hat. Das feste, heilige Wesen, das sich mir gegeben, ist durch meine Schilderung deine Freundin, und du würdest gewiß die seinige sein, wenn du es kenntest. Dieses Wesen ist über jene gemeine Mißdeutungen erhaben, womit niedere weibliche Naturen jede Freundschaft zerstören und bekriegen, es hat das hohe Zutrauen der Tugend zur Tugend.

Jean Paul an Paul Thieriot in Leipzig. [Weimar, den 22. Dezember 1799.] ... Hab ich Ihnen schon geschrieben, daß ich über Fichte, den ich nun studiert, eine widerlegende Satire „Clavis Fichtiana" im Akzessitbändgen des „Titans" gebe? — Lesen Sie doch des herrlichen Neeb [Professors an der kurkölnischen Universität Bonn] „Vernunft gegen Vernunft", den mir Jacobi empfohlen. — Kotzebue gibt jetzt Trauerspiele in Jamben, und besser als er sonst schreibt, und besser als Schiller in der Leichtigkeit, wiewohl beiden die Shakespearesche Genialität fehlt.

Jean Paul an Amöne Herold in Hof. [Weimar, den 23. Dezember 1799.] Ihr Blatt, Liebe, redete mich mit lauter Engelstimmen der Tugend und der Liebe an, und ich möchte zuweilen von Ihren eigenen Tönen etwas borgen können, um Sie damit anzusprechen. Mein Blatt begrüße Sie unter der Triumphpforte des neuen Jahres, das für Sie ein neues nicht im gewöhnlichen Sinn, und das schönste bringt.
Ihr Glück, Amöne, ruht durch meinen edeln Freund auf den festesten Säulen durch seinen hohen moralischen Wert, seine feinen, reichen und warmen Gefühle, mit der hellsten Vernunft und den reinsten und gehärteten Grundsätzen ...

Jean Paul an Samuel und Rebekka Friedlaender in Königsberg. [Weimar, den 31. Dezember 1799.] ... Der Verstand Ihrer Nation wird einen immer reinern und höhern Weg nehmen, aber wie sich das Herz derselben wärmer und heiliger bilde, ist schwer zu prophezeien, da zu dieser Bildung immer eine äußere Form, die der Regierung, der Religion u.s.w., gehört. Die jetzige ist die ursprünglichste: die des kleinen Handels. Unser ganzes Jahrhundert, zumal in England, trinkt aus dem merkantilischen Giftbecher; was aber Ihr Volk am tiefsten zerrüttet hat, war die Notwendigkeit weniger des Handels, als des kleinen Handels und des Handels gegen Feinde.

Ich habe einen Freund unter Ihrer Nation, Emanuel in Bayreuth, mit dem ich wenige Freunde aus der meinigen vergleichen kann, — moralisch-vollendet, stark und weich, tätig und denkend, unerschütterlich und tolerant, für die Erde und den Himmel gemacht. Seine Liebe für sein Volk hatte, da er Ihre lieben Briefe sah, viel Anteil an der Antwort darauf ...

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Leipzig. [Weimar, den 27. Dezember 1799.] ... Das edelste weibliche Wesen (das ich in Hildburghausen fand), Fräulein Karoline von Feuchtersleben, mit dem ich meine vorigen Spiel-Kameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre die Meinige, wenn die verneinenden Verwandten bejahen ... Mein Herder kann mich nun nicht zwei Abende entbehren, und ich ihn nicht — nimm ihn aus Weimar heute, so bin ich morgen nicht mehr darin. Ich haſſ' es ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Weimar, den 3. Januar 1800.] An Sie, Guter, schreib' ich die 8 zum erstenmal und an niemand die 9 ...

Aber vom Wichtigsten zuerst! Ihr Bier ist schon seit so lange ausgetrunken, daß ich wieder mit ihm zugleich (durch das englische) den Appetit verloren habe. Leere Fässer kommen — ungleich ähnlichen Menschen — schwerer fort als volle; kein Fuhrmann belastet sich mit jenen. Belasten Sie also mit diesen einen für mich. Alle meine mörderischen Nervenübel, die immer mit der sonnen-

hellen Kälte kommen und mein Leben unterhöhlen, entfliehen vor einem Getränk, das zugleich Ägypter und ägyptische Priester erfanden, die beide durch Einbalsamieren Unsterblichkeit austeilten.

Otto hätt' Ihnen lieber als die Lieder die moralisch vollendeten Briefe meiner Karoline mitteilen sollen, vor Ihnen hab' ich kein Geheimnis, und Sie können alles von ihm fordern, was nur mich betrifft ... Mein Innerstes erklärt sie in Rücksicht ihrer zarten und festen Moralität und ihres hellen Blickes für die vollste Rose auf dem ganzen weiblichen Blumenbeet meiner Bekanntschaft. Aber Dornen, die nicht an ihr sondern wider sie stechen, umzäunen sie jetzt. Ein reicher Onkel, den die Familie erbt, und ein Bruder, der Kammerjunker ist und dessen Physiognomie der meinigen nicht gut ist, machen nun einen feindseligen Bund gegen die schöne Seele, und ich, was das Härteste ist, muß das edle Wesen voll alter Wunden nun die neuen empfangen sehen und darf sie nicht beschirmen ...

Bayreuth — dahin zieh' ich gewiß einmal, obwohl nicht für immer. Meine Seele wird von Jahr zu Jahr müder der Menschen, nämlich ihrer Köpfe. Meiner steht auch darunter. Es ist ein ekelhaftes Einerlei in dem menschlichen Talent (nicht Herzen), überall entblößet sich bald der Ankergrund, nur Eine Unendlichkeit find' ich, die von Menschenkälte rettet, das ist die Moralität ... Nichts ist auf der sakramentalischen Lumpen- Ruinen- Kinder- und Lappalien-Erde groß und unerschöpflich als Menschen-Lieben — Lieben; Kenntnisse und Talente sind etwas, aber doch Hundsfötter, um fein zu sprechen.

— — Darum werd' ich, sogar mit einer Frau, ewig, wie ein Revenant, wandern und keine Ruhe haben, als hinter unserer Spielexistenz, tief drunten ...

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 2. Januar 1800.] ... in der Seligkeit des Glücks, im Feuer einer beginnenden Leidenschaft haben Sie die unglückliche Freundin nicht vergessen, welche ihr Unglück und ihr Vertrauen an Sie bindet. Ihr Brief ist noch zärtlicher, noch liebevoller als

gewöhnlich. O wie fühle ich den Wert dieser zärtlichen Aufmerksamkeit. Nein, Richter, nein, Dein Vertrauen wird nicht getäuscht werden, Du wirst in mir eine Seele finden, die jeder Prüfung standhält und die die Kraft und Heiligkeit der Beziehungen, die sie anknüpft, kennt. Sie, die sich Dir geschenkt hat, wird Dich nie zärtlicher und beständiger lieben als ich. Ach, möge sie Dich glücklich machen.

[Den 5. Januar 1800.] . . . das, was sonderbar daran ist, ist daß ich mit zwanzig Jahren über die Liebe dachte, wie ich heute denke; ich habe immer nur zitternd ihr Glück genossen, und in der Gewißheit, es zu verlieren, und trotzdem habe ich mich nicht vor ihren Schlingen retten können . . . Aber ich kenne ein ebenso lebhaftes, noch süßeres Gefühl, das zur Liebe und zur Freundschaft gehört und doch vielleicht weder das eine noch das andere ist, das ist dieses Gefühl, das im Grunde meines Herzens eingegraben ist, das ich bis jetzt vergebens gesucht und dessen ich noch nie einen Menschen fähig fand, und das ich Dir entgegenbringe, mein süßer Freund, denn Deine Engelseele scheint mir geschaffen dafür . . .
O, wer weiß besser als Du, der so gut die Menschheit kennt, daß wir machen können, was wir wollen, wir bleiben immer — Menschen. Man muß alles eingestehen; meine Seele hat keine Geheimnisse vor der Deinigen, ihr sind fremd und verächtlich alle diese weiblichen Listen . . . So will ich Dir denn sagen, daß zu dem Verlangen, Dich bald zu sehen, ein Beweggrund, diesen Augenblick zu beschleunigen, noch hinzukommt: ich bin in dem Alter, wo jedes Jahr der eherne Finger der Zeit einen Teil unserer Züge auslöscht, bis schließlich ein fremdes Aussehen uns sogar den Augen unserer Freunde unkenntlich macht, wenn sie uns lange nicht gesehen haben. Das ist nicht weibliche Schwachheit . . . nein, das ist die Gewißheit, daß, bei Eurem Geschlecht noch mehr als bei unserem, man zum Herzen nur durch die Sinne kommt.
. . . wie gerne möchte ich die glückliche Frau kennen, die Dich gefesselt hat. Wie wird sie mir teuer sein, wenn ihre Hand über Deine Tage das Glück schüttet, dessen Du so würdig bist. Empfindsame, edle Seele, wenn es die Möglichkeit gibt, in den harten und schweren

Banden der Ehe glücklich zu sein, so ist es zweifellos Dir vorbehalten. Doch, ist es nun eine bittere Erinnerung oder ein unheilkündendes Vorgefühl, ich sehe Dich nur mit Zittern diese gefährlichen Bande knüpfen. Ach, die Weisheit, die Talente und die Tugend sind nicht immer die Gewähr für Glück ...

[Den 31. Januar 1800.] ... Sie sagen, wo Sie von den Beschäftigungen des Inspektors Leibgeber sprechen, daß sehr beschäftigte Leute nicht Zeit haben zu lieben, und von diesem Prinzip ausgehend entschloß ich mich, ein sehr tätiges Leben zu führen. Doch muß es wohl eine Art Liebe, stärker als dieses Mittel geben, denn ich habe gut arbeiten, Pläne machen, bauen, urbar machen — ich denke hundertmal am Tag an Sie — Dein Bild, mein süßer Freund, ist in dem Grunde meines Herzens, es bewohnt das Heiligtum ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 5. Februar 1800.] ... Heute wurde mein Schicksal mit Karoline entschieden. Sie gestand im Dezember ihrer Mutter das Verhältnis ein und schrieb mir, sie werde nicht eher schreiben als nach der Entscheidung. Auch ich schwieg, um sie keiner kompromittierenden Frage auszusetzen ...

Jean Paul an Frau von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 10. Februar 1800.] Warum war ich nicht bei der so seligen Szene, als so schöne Herzen, so liebende und geliebte Seelen sich wiederfanden wie in einer Ewigkeit und als sie sich umarmten und verstummten und weinten und selig waren und groß. Ach, ich hätte auch nichts gehabt als Tränen und niemand danken können außer dem, der das stumme Herz und seinen Dank vernimmt.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 10. Februar 1800.] Hättest du es sehen können, wie ich das klopfende Herz zu Herder trug und wie ich doch wieder davoneilte, weil nur Einsamkeit für das selige innere Überströmen gehört; hättest du es gesehen oder ich lieber, welche Stunden voll Jahre hätten wir verlebt! Wie wird uns sein, wenn wir uns wiedersehen unter lichtern freundlichern Stern-

bildern, wenn ich an dein heiliges Herz fallen darf und weinen vor Freude, und du nichts mehr verbirgst! Heute hat meine Seele nur die Saiten, nicht die Stimmung.

Jean Paul an Renate Otto, geb. Wirth, in Hof. [Weimar, den 28. Februar 1800.] Liebe Seele! Ich bin oft in Ihrer Stube und höre die lebendige Pauline und sehe die kleinere Nebenschwester mit ihren großen heiligen Augen. Und gerade da, wo ich Sie sonst nie besuchte, um ein bis zwei Uhr nachmittags, erscheine ich jetzt, weil ich da den Koffer voll Briefe aufmache und so jeden Tag den Weg der Vergangenheit zurückmache oder zurücklese. Da begegnen wir uns oft, die mondhellen Stunden des Sonnabends ziehen wieder vorüber, und ich fühle wieder, daß wir nicht geschieden sind, nein, liebe Renate, und wenn wir auch lange schweigen ...

Antworten Sie mir bald, meine geliebte Renate, und lauern Sie nicht erst auf meinen Geburtstag. An Ihrem will ich abends in unserer Zauber- und Dämmerungsstunde an Sie und an alles, was ich nie vergesse, und an Ihre Wünsche denken; und weich und warm wird meine Seele die größten für Sie tun, wie sie es jetzt tut; und wir wollen immer sagen und denken: wir verändern uns nicht!

Karoline von Feuchtersleben an Jean Paul. [Hildburghausen, den 5. März 1800.] Teuerster! Ich komme wieder zu deinem Herzen, zu dem einzigen, das mich liebt. Hier ist der Brief meines Onkels an mich. Wie er Dir geschrieben hat, kann ich nicht erraten. Mir hat er seine Einwilligung gegeben, aber seine Liebe genommen. Es sei. Ich werde sie wenigstens zu verdienen suchen. O mein Richter, ich habe nun in der weiten Welt nichts mehr als Dich, und von allen Herzen keines als Deines ... Wenn mein Herz zuweilen wagt in Freude laut zu werden, so dringt ein fremder kalter Blick, ein Seufzer wie ein schneidendes Messer durch meine Seele, und die Wallung der Freude wird zu einem Schauer des Schmerzes. Glaube mir, auch nicht ein einziges Wesen um mich nimmt wahren Anteil an meinem Glück. Ich kann es kaum ertragen, meine Gesundheit wankt, der Arzt schützt sie, und ich schone mich als Dein Eigentum ...

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 14. März 1800.] ... Mein Verlust, wenn ich von Herders scheide, ist weder zu ersetzen noch zu vergleichen. Solche fortarbeitende, fortglimmende Abende, ein solches Verstehen, eine solche Ergiebigkeit, eine solche Spaßhaftigkeit kann ich nicht mehr selber haben oder bei andern finden. Ich habe endlich ein gewisses logisches Übergewicht über den göttlichen Pegasus [Herder] erfochten, nur mach' ich zuviel Spaß bei ihm und preise mich zu oft, was jetzt er und die andern auch für ihr Bestes anfangen. Übrigens bin ich der alte Narr, und die Hauptquästion jeden Abend (öfter komm' ich nicht) ist blos, sobald mein Geliebter fort ist um zehneinhalb Uhr, wie der Liebende von den zwei Mädgen fortzutreiben sei. Wir haben einmal alle eine lange Disputierübung über das (mein) Küssen gehalten, und den andern Tag bewies ich der Herder, wie sie stolpere. Ich gehe nicht ab. Die wichtigste Eroberung, die ich seit Jahren gemacht, ist eben die Tochter, die mich sonst „als einen zu gelehrten Herrn" vermied. — Es ließe sich viel darüber sagen, daß diese Schöne — das schönste Mädgen in Weimar — nebst meiner Cousine [Nichte Karolinens von Feuchtersleben, Auguste von Beck] in voriger Woche abends in scherzender Mägdetracht (mit mütterlichem und väterlichem Vorwissen) zu mir gekommen auf die Stube, um mir ein Billet von der Louise Herder zu bringen, was beiliegt. Wahrlich, ich hatt' es sogleich heraus aus den niedlichsten Augen und strafte auf der Stelle ...

Karoline von Feuchtersleben an Jean Paul. [Hildburghausen, den 23. März 1800.] ... Dein Zorn über meine Familie, die Dich verkennt, ist gerecht, aber um so trauriger ist es. Doch, Teuerster, mein Wille ist Dein, wie meine Seele, die Dich begleitet, wohin Du willst. Ich ziehe mit Dir in jede Weltgegend, die Mutter muß ich ja doch verlassen, und sonst verliere ich ja nichts ...

[Hildburghausen, den 31. März 1800.] Wie eil ich zu Dir, Du von allen Geliebter! Aus dem Strudel des Hofes konnt' ich bis jetzt keine Minute für Dich und mich retten, und ich habe Dir soviel zu sagen. Unbeschreiblich glücklich machten mich Deine Blätter.

Für die Erklärung und das Geständnis Deiner frühen Liebe danke ich Dir innig. Du weißt nicht, welche bangen Gedanken und dunkle Zweifel Du dadurch auf immer in mir niedergeschlagen hast. Denn lange hielt ich Deine gezeigten Empfindungen nur für die höchste Freundschaft und die zuweilen in Briefen und Worten auflodernde Flamme für einen sprühenden Funkenregen des Dichters. Deine Liebe zeigte sich stärker — ich glaubte ihr; aber als ich in jener kampfvollen Minute Dich zuerst fragte: „Willst Du mein sein?" war Deine Antwort: „Das muß ich Dich ja fragen!" ein Gifttropfen für mein Herz, der nie zerrinnen wollte. In mancher schwarzen Stunde schlich sich ein dumpfes Gefühl in mein Inneres und wollte mir sagen, Du habest meine Liebe zu früh gesehen und aus Mitleid mir Deine Liebe und Deine Hand gegeben. Hätte man mir nicht so oft und so bestimmt gesagt, Du seiest verheiratet, und hätte ich es nicht so fest geglaubt, daß ich eine Wette darüber verlor, ich hätte sicher nie den Mut gehabt, Dir zuerst zu schreiben . . .

[Hildburghausen, 1. April 1800.] Teurer! Du forderst mein Urteil über die Wärme Deiner Freundinnen und ich gebe es Dir willig und ohne Hülle. Josephinens Briefe sind Beweise eines edlen, gebildeten Charakters und eines warmen aber unglücklichen Herzens. Sie liebt Dich. Gehe, mein Geliebter, heile dies wunde Herz und tröste die gedrückte Seele, sie verdient es. O wie wird es mich und Dich beruhigen, wenn Du ein drittes Wesen beglückt, ein heißes Sehnen gestillt und jene überfliegende Phantasie mit der Hand der Freundschaft in die Seele voll Frieden zurückgeführt hast. Ich nehme teil an Josephinens Geschick, weil es traurig ist, ich achte sie, weil sie Dich liebt, sag ihr dies, wenn Du bei ihr bist, und gib ihr alles, was sie trösten kann, ich werde Dir danken dafür, denn sie ist ein Weib, ist meine Schwester. Doch eine Bitte hab' ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen. Liebe sie alle, schreibe an alle, sei ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon. Sieh, Guter, ich lege unbesorgt den Frieden meiner Seele in Deine Hände und Deine reine Seele

verbürgt mir seine Erhaltung, teile immer den Reichtum Deiner Seele und beglücke mit Deinem Herzen andere. Das Eine Herz, das für Dich alles gibt und alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben — vergib deiner Karoline eine Schwachheit, die doch aus keiner unreinen Quelle fließt, o ich vertraue Dir, mein einzig Geliebter, Josephine hat Recht: „man kann nicht lieben, wenn man nicht vertraut". Ich weiß es ja, Du Edler, Du wirst Dein Weib nur um so mehr lieben, je mehr Du die Menschen liebst.

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Weimar, den 24. April 1800.] Ihre zwei letzten Briefe gaben mir alle Freuden der Liebe, die ohne Gegenwart möglich sind... Ich logiere in Berlin beim Buchhändler und Kommerzienrat Matzdorff unter der Stechbahn, und gegen das Ende Maies bin ich da. Senden Sie früher ein Briefgen an mich ins Matzdorffische Haus — oder früher nach Leipzig, abzugeben bei dem Buchhändler Beygang — worin Sie mir Ihre Ankunft und Wohnung sagen. Ich wollte neulich allerdings Ihnen vorschlagen, Leipzig selber zu besuchen, Gründe auf meiner Seite wären genug. Ich gehe nach Berlin nicht Berlins wegen. Eine große Stadt ist für mich eine Sammlung und Gasse von Städten. In Leipzig hätten wir den Zauber der Natur und der Gärten genossen; der Altar der Freundschaft würde da unter Blüten und neben Nachtigallen gebauet — o unsere Wonne wäre da ohne Gleichen, auch würde mir Zeit, da ich auf Reisen nie schreibe, und vielleicht Kränklichkeit erspart, weil ich immer aus dem bunten Kreise ewiger Soupers krank durch Trinken und Sprechen und Wachen herauskomme. — Noch viele andere Gründe wollt' ich Ihnen vorlegen, aber ich unterließ es, weil ich die Grenzen Ihrer Verhältnisse nicht kenne; wär' es Ihnen aber doch möglich, Teuere, nach Leipzig zu kommen — ach wie gern würd' ich Ihre Abreise aus Leipzig begleiten, um nur nicht nach Berlin zu müssen.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 28. April 1800.] Lasse das Gerücht in seinen Sümpfen versiegen. — Da das Schicksal jeden un-

verschuldeten Winter des Lebens mit einem Frühling gut macht, so muß dir nach dem Harten deiner Jugend ein Blüten- und Rosen-Sein bevorstehen.

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Weimar, den 29. April 1800.] ... In der Maiwoche, von Rogate an, komm ich nach Leipzig für einige Tage und für dich; aber ich bitte dein Herz, daß es dich bewege, nach Leipzig zu kommen (in den letzten Wochentagen) da ich keine Zeit habe, die deinige zu schonen. Tue das, Guter, denn ich kehre nicht über Leipzig zurück, und ich sehne mich so sehr nach dir. Ein ganzes flammendes Leben hab' ich dir vorzuführen, einen unverrückten Menschen hab ich dir zu zeigen und deinen Freund dazu. Wie geht das Leben schillernd, sich hin und her wendend und neufarbig vor mir vorbei! An mir haftet nichts als an meinen zarten Wangen sein Rosenrot — ich bin gesund und rüstig und ich hoffe jetzt der Mensch in Europa zu sein, der die engsten Westen hat, weil er zu sehr wächst ...

[Den 1. Mai.] Morgen fahr' ich mit den Herders nach Ilmenau, wohin uns Karoline, nach der Herder sich ebenso sehnet wie ich, und an die er schon einigemal geschrieben, wie sie an ihn, mit Augustens Mutter entgegenkommt. Möge dein Mai ebenso schön ausfallen ...

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 7. Mai 1800.] Fremde und unsere Hände haben uns weit auseinandergestoßen. Wenn man sich liebt, ist alles gegenseitig und man weiß nicht, wer bekommt oder gibt ...

Jean Paul an Herder. [Weimar, den 16. Mai 1800.] Verehrtester! Noch vor meiner Abreise [nach Berlin] muß ich den verlorenen Brief durch einen vermehrten ersetzen. Ehe der Ihrige kam, war der meinige an Karoline schon halb geschrieben und zwar mit jener Stille und Helle, die Sie begehrten. Die Wirkung von meinem muß — vielleicht gegen Ihre Erwartung — die vollendete Auflösung des Bundes mit Karoline sein. Sie haben durch eine Wendung des Verhängnisses ebensoviel für mich gearbeitet als für Karoline ...

In Ilmenau widerfuhr mir in wenig Tagen mehr schmerzliches Unrecht als in vielen Jahren überall. Aber Ihre edle Seele konnte nie eine Minute lang von der meinigen verkannt oder mißverstanden werden. Sie könnten mir leichter mein ganzes Glück und Ihre Freundschaft nehmen als nur das Geringste von meinem liebenden Glauben und meiner Verehrung für Sie.
Jetzt treibe ich mich wieder mit ausgeleertem dürftigen Herzen in das weite Weltmeer hinein und ruhe nur auf den Wogen.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 16. Mai 1800.] Morgen geh' ich nach Leipzig und dann nach Berlin. Himmel! ich müßte einen Dintenteich eintunken, um dir das Nötigste ganz kurz zu sagen. Mit gerührter Freude las ich gerade am Abend, wo ich mit den Herders von Ilmenau und der Zusammenkunft mit Karoline zurückkam, das schöne Glück deines guten Bruders [Albrecht, der sich verlobt hatte], recht innigst bewegt es mich . . .
An deinem Namenstag [14. Mai] war mein Herz in Wonsiedel, wohin ich mich unaussprechlich sehne, und sah euch gute Menschen auch als glückliche [bei der Trauung von Christians Schwester Friederike Otto] und dankte dem Himmel, daß er blau dazu war.
Friedrich Schlegel war blos darum anderthalb Tag in Weimar, um anderthalb Tag in meiner Stube zu sein. Wir haben uns leicht verständigt. Er liebte mich und meine Werke von jeher — im neuesten [Hefte seiner Zeitschrift] „Athenäum" nahm er schon viele Invektiven zurück — er ist kindlich, sanft und genialisch-auffassend, aber er ist in der Philosophie und Gelehrsamkeit zehnmal seichter als ich gedacht; er konnte mir auf meine Antifichtianismen so wenig antworten, daß ich glaube, er kennt nicht einmal das ganze System . . .
— Federn! — Bier! —
Was du mir von der Liebmännin schreibst [Karoline Liebmann geb. Herold, Jean Pauls erste Braut, war, kurz nach ihrer Hochzeit schon nahen Mutterfreuden entgegensehend, von Rudolstadt aus in Hof gewesen] — diese Sinnlichkeit war ihr längst anzusehen und anzuhören. Aber hierüber bin ich deiner theologischen ortho-

doxen Meinung längst nicht mehr, so wenig wie Herder. Schon in meinem Hesperus sagt' ich von Klothilden ahnend, aber verdeckt: in der höchsten Liebe sind die besten Mädchen wie die guten. Anders: jetzt weiß ich gewiß: aus Liebe sind sie alle, alle sinnlich, und es kommt nur auf die Schlechtigkeit, gehaltene Stufenfolge und das besonnene Feuer des Mannes an, jede, die ihn heftig liebt, zum letzten Punkt zu führen, weil diesen die Natur mit eben so vielem Rechte begehrt wie den Kuß, und weil der Punkt nicht an und für sich, sondern nur unter Bedingungen (wie Essen und Trinken und Küssen) unmoralisch ist, indeß z. B. Lügen etc. etc. es unter jeder ist. Hier veracht' ich blos den Mann; denn das Weib nützet (befolgt), aber gibt nicht den Anlaß. Liebe aus Sinnlichkeit hat die Bessere nicht, aber wohl Sinnlichkeit aus Liebe. — Und doch nehm' ich nichts von meiner alten Achtung für die weibliche Reinheit zurück; keine (gute) glaubt, daß sie fallen könne, weil keine sogar ihre körperliche unbändige Reizbarkeit d. h. Betrunkenheit kennt. Daher kommen ihre komischen Verwunderungen, daß eine fiel und anders handelte als sie sprach (da sie doch dachte, wie sie sprach). Sie glauben, weil sie die Versuchung nicht wünschen, sie darum auch besiegen zu können, oder auch, weil sie sich bei derselben nie den Geliebten, sondern einen Fremden denken, oder weil sie sie sich gleich mit dem Höllenfeuer (Extrem) denken, ohne den langen Höllenweg (die Gradation) dazu. Diese Kenntnis, muß ich dir sagen, macht einen eigentlich nicht sonderlich moralisch stark bei diesem Geschlecht, weil man dabei auf keine Subsidien zu rechnen hat als auf eigne. — Ich habe entscheidende Erfahrungen und bin blos über die Art verlegen, wie ich öffentlich die Mädgen hierüber warnen soll.

Hier soll der nötige Satz stehen: daß ich — juristisch betrachtet, aber gar nicht moralisch — durch eigne Fügungen des Schicksals seit meiner Abreise aus Schwarzenbach in die Prima noch derselbe juristische Junggeselle bin, fast. Wär' einmal das Gegenteil, würd' ich dir's so frei bekennen wie Rousseau der Welt, der hundertmal gefehlt. Ach, wie meine Seele sonst so heilig war und so dumm! Der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das mir die Kalb sagte und was

fortbrannte! — Und doch kann ich Freundinnen früherer Zeit nur in jenem magischen Lichte anschauen, so sehr, daß ich deiner Nachricht wegen der Liebmännin — deren tadelhafte Antwort „es sieht's niemand" schon eine tadelhafte Frage voraussetzt — auf ihr Ankündigungsbillet, blos weil die Kohle meiner Liebe für sie ins Wasser gefallen ist, einen Anstandsbrief zurückschrieb und mich mit der Berliner Reise entschuldigte. Den Tag darauf kamen beide. Ich liebte die schöne Freundin recht herzlich wieder, und wir waren froh. Später ging sie zur Schroeter, da verlangte er zweihundert Reichstaler geliehen. Achtzig gab ich ihm doch, aber er ist so zerstreuet und leer, daß er in den Schein den gar nicht setzte, der's ihm geliehen, sondern nur sich. Aber ich kann und darf dem Glauben an die Menschheit nichts abschlagen, daher ich heute für einen fremden hypochondrischen Doktor aus Schwaben bei einem Buchbinder bürgte, der ihm ein Mietpferd nach Gotha geliehen. Noch hat mich der Verlaß auf Menschheit und Physiognomie nicht betrogen und bestraft.

[Leipzig, den 19. Mai 1800.] . . . Herder fand in Ilmenau Karoline über alle Malereien und fast über alle Weiber, und betete sie an, wie sie ihn anbetete. Es waren die blauesten Maitage. Sie hat etwas Hohes, Ungemeines, was sogar die Weltleute ergriff und die Herderin übertraf. Seit dieser Reise ist mein Bund mit ihr — aufgelöset; und nach einem Brief, in dem ich ihr alles auseinandergesetzt, erwart' ich von ihr das ewige Trennungswort. — Ich kann dir unmöglich dieses lange Rätsel, worin nur moralische Charaktere spielen, auflösen. Nun treibt und stürmt mich das Schicksal wieder in ein unbestimmtes wüstes Leben hinein, in einer innern Verfassung, worüber es keine Worte gibt. Meine Gesundheit ist fest, ob sie wohl in Ilmenau an einer Vormittagsszene wankte. Lebe wohl! Den Freitag geh' ich nach Berlin.

Jean Paul an Frau Josephine von Sydow auf Klein-Rambin bei Belgard. [Leipzig, den 19. Mai 1800.] Früher, geliebte Freundin, konnt' ich nicht ankommen und abreisen. Freitags reise ich ab, Sonntags vormittags bin ich bei Ihnen. Mein „Titan" möge Ihr Warten verkürzen! Und mög' ich, wenn

ich Sie sehe, Ihr Bleiben verlängern können! Für eine so lange Hoffnung ist es ein so kurzer Genuß. Mein ganzes Herz freut sich auf Ihres. Lebe wohl, Liebe, Teuere! Richter.

[Berlin, den 10. Juni 1800.] Meine Teuere! Noch immer umziehen mich die hiesigen Staubwolken, in denen aber für mich Aurorens Farben spielen. Die Musik, das Schauspiel und Ihr Geschlecht halten mich fest. Ich habe das große Sanssouci und die schöne Königin gesehen und bei ihr gegessen. Warum hat sie zwei Throne, da ihr zum Herrschen der Thron der Schönheit genug sein könnte?

Aber alle diese Freuden, diese Gebüsche von Rosenblättern verbauen mir doch nicht die Aussicht in den stillen Landsitz, wo meine Josephine meiner denkt und wo unsere schönen Stunden in ihrem treuen holden Auge wiederglänzen ...

Bloße Gelehrte meid' ich, darum finde ich hier keinen Neid, sondern nur einen zu warmen Enthusiasmus für mich, der mich nicht auf mich, sondern auf die Menschheit stolz macht, die ihn zu haben vermag. Wie erquickt es das Herz, zu sehen, daß derselbe Seufzer nach dem Überirdischen, der meines hebt, in tausend Herzen aufsteigt, und daß wir alle einen gemeinschaftlichen Himmel in uns tragen ...

Jean Paul an den einundachtzigjährigen „Vater Gleim" in Halberstadt, der ihm das Heiraten widerraten und ihm Aussicht auf eine sorgenlose Existenz eröffnet hatte, falls er nach Halberstadt übersiedele. [Berlin, den 14. Juni 1800.] Noch immer, Verehrtester, leb' ich in diesem architektonischen Universum, das mich so einnimmt, daß ich es vielleicht im Winter beziehen werde ... In keiner deutschen Stadt ist die Achtung für das Gesetz, worin alle Freiheit besteht, sogar beim König größer als hier ...

Ich sprach und aß in Sanssouci mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist, als ihre edle Musengestalt. Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hat. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgefloge-

nen Adlers. Die Königin selber verehrt Friedrich so sehr, daß sie sagte, durch ihre Gegenwart würde diese Stelle entweiht, was wohl niemand zugibt, der Augen hat für — ihre. Sie nahm meine Dedikation [des „Titan"] und den Brief dabei mit wahrer Freude auf. An der Tafel herrschte Unbefangenheit und Scherz.

[Den 16. Juni]. Aber jetzt zu Ihren teuern Briefen! Womit, Teuerster, hab' ich diese mehr als väterliche Liebe und Sorge von Ihnen verdient? ... Allerdings heirat' ich jenes Fräulein nicht, das die Herders viel zu parteiisch malen; nicht ihr Stand, sondern moralische Unähnlichkeiten scheiden uns. Aber die Ehe ist meinem Glück und meinem Gewissen unentbehrlich. Außer der Ehe verstrickt man sich durch die Phantasie in so viele Verbindungen mit Weibern, die immer eine oder gar zwei Seelen auf einmal unglücklich machen. Mein Herz will die häusliche Stille meiner Eltern, die nur die Ehe gibt. Es will keine Heroine — denn ich bin kein Heros — sondern nur ein liebendes, sorgendes Mädgen; denn ich kenne jetzt die Dornen an jenen Pracht- und Fackeldisteln, die man genialische Weiber nennt ...

Übrigens verdien' ich immer mehr als ich ausgebe ... Aber gleichwohl würd' ich, wäre mein Gleim hier, durch ihn den König um etwas Fixes z. B. um ein kleines Kanonikat bitten lassen, damit ich nicht meinen Körper durch das ewige Silber-Ausbrennen meines Geistes vor der Zeit einäschere. Wahrscheinlich werd' ich auch bei diesen Anspannungen früher in das kleine Sanssouci unter der Erde gelangen, als mein Körper nötig macht; aber ich lege gern die Hände unter dem Sargdeckel zusammen, die den Menschen doch einige Blumen der Freude gegeben haben ...

August Wilhelm Schlegel an Tieck. Richter ist hier, bis dato hat er sich aber nicht in mich verliebt, ja, was noch schlimmer ist, er hat mich noch nicht einmal besucht. Ich habe ihn bei der Vegelin gesehen, aber nicht drei Worte mit ihm gesprochen, denn er trieb ein beständiges Auf- und Ablaufen in dem Garten, und die Damen waren so bemüht um ihn, daß ich, da ich jetzt nicht so behende auf den Füßen bin, gar keinen Anteil an der Unterhaltung nehmen konnte.

Die Herz hatte neulich eine ganze Gesellschaft auf diesen großen Mann gebeten, ich wollte ihn doch gern sprechen hören und war auch von der Partie, aber denke dir die Kränkung, die die Herz erdulden mußte: er geht mit der Bernard vor ihrem Fenster vorbei, ohne zu ihr heraufzukommen und sein Versprechen zu erfüllen.

Schleiermacher an Brinckmann. [Juni 1800.] Ich habe ihn nur ein paarmal flüchtig gesehen, und er hat keine besondere Notiz von mir genommen. Er will eigentlich nur Weiber sehen und meint, selbst eine gemeine wäre immer, wenn auch nicht eine neue Welt, doch ein neuer Weltteil ...

Helmina von Chézy erzählt [in ihrem Buche „Unvergessenes", 1850]: Der Tag erschien, wo ich Jean Paul sehen sollte. Er kam unbegleitet. Der Garten stand voll Rosen, der Morgen war heiter. Wir alle waren beseligt. Jean Pauls Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand ...

Ich sprach mit Entzücken von „Don Carlos" und von den „Idealen". Jean Paul überraschte mich durch den Ausspruch: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller ist Eis, er ist ein Gletscher im Sonnenstrahl mit göttlichem Farbenspiel, warmen Purpurtönen; eilen Sie hin, Sie finden weder Glut noch Leben, Todesodem schleudert hinweg." ... Von Goethe sprach Jean Paul nie, damals auch nicht von Herder, den er späterhin so liebevoll würdigte ...

Der liebste Aufenthaltsort Jean Pauls war stets im Freien, er dichtete gern im belebenden Strom der frischen Luft unter wehenden Wipfeln. Wir fuhren oft hinaus. Der Tiergarten hat doch durch Gras und Bäume so etwas von einem Wald, und der Spiegel der stillen Spree strahlt freundlich aus dem Wiesengrün. Jean Paul sagte einmal: „Ja, Berlin ist eine Sandwüste; aber wo sonst findet man Oasen?" ...

In gesellschaftlichen Kreisen war er still, fast wie eine Äolsharfe, die schweigend ruht, bis der Lufthauch sie berührt; dann wogen die Melodien aus ihrem Busen hervor und enthüllen nie geahnte Wunder. Ein Wort, ein Blick konnte den innern Reichtum weckend hervorrufen; doch immer blieb er mild, selbst in der höchsten Kraft...

Rahel Levin an Brinckmann. [Juni 1800.] Sonntag war Jean Paul bei mir: ich war launig — ich hatte grad acht sehr launige Tage, voller kurioser Ausdrücke und Bonmots — nicht er. Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an sich. Vor dem könnt' ich mich gar nicht schämen. Nie hat ein Mensch so ganz anders ausgesehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahndung vom Komischen. Er sieht scharfsinnig und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen aus. Er spricht so ernst, sanft und gelassen und geordnet, hört so gern — süß möcht' ich sagen — und väterlich zu, daß ich nie geglaubt hätte, es sei Richter. Und blond ist er!...

Merkel über Jean Paul. [Garlieb Merkel, 1769–1850, ein livländischer Pfarrerssohn, der von 1796–1806 und von 1816 bis 1818 als Publizist in Deutschland gelebt hat, war mit fast allen deutschen Dichtern jener Zeit persönlich bekannt und besaß das besondere Wohlwollen Herders. In seinen oft scharfen und harten Urteilen über Bücher und Menschen ist ihm niemals eine bewußte Unwahrheit nachgewiesen worden. Aber in seiner Beurteilung durch die Nachwelt hat sein Verbrechen, „gegen Goethe geschrieben" zu haben, schwerer gewogen als seine beiden großen Verdienste: einmal: als Erster vor Napoleon gewarnt und sofort nach der Besetzung Süddeutschlands durch die Franzosen der preußischen Regierung immer wieder eine allgemeine Volksbewaffnung empfohlen, sodann: als Erster und durch ein aufsehenerregendes Buch auf die grauenhafte Lage der lettisch-esthnischen leibeignen ländlichen Bevölkerung und ihre schonungslose Bedrückung durch die deutsch-baltischen Gutsherren hingewiesen zu haben. Er erzählt:] Als Jean Paul im Jahre 1800 in Berlin war, gab man ihm unter Anderem ein Gastmahl in einem öffentlichen Garten. Ich hatte soviel Spaßhaftes von dem Enthusiasmus gehört, mit

dem die Damen, die eigentlich das Fest veranlaßt hatten, ihn behandelten, daß ich mir nicht versagen mochte, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, in der Hoffnung, etwas Ergötzliches zu sehen. Indem ich wieder hinausgehen wollte, begegnete ich Richter selbst, der eben erst kam. Er drang mich, ich solle mit ihm zur Gesellschaft kommen, der er mich als seinen Mitgast vorstellen wolle. Ich antwortete: „Lieber Richter! Ich schmeichle mir wirklich, zuviel Substanz zu haben, um Ihren Schatten zu spielen." So ließ ich ihn stehen, und das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten. — Doch nein! Ich sprach ihn noch einmal beim Buchhändler Sander, aber nur wenige Worte wechselten wir. Ich ging, weil er gekommen war. Bei jenem Gartenfeste war es, daß seine Heirat eingeleitet wurde auf eine drollig-sentimentale Weise. Sein nachmaliger Schwiegervater, ein Obertribunalrat Maier, hatte drei literarisch gebildete Töchter, die auch alle drei an Schriftsteller verheiratet wurden: an Spazier, Mahlmann und Jean Paul. Jean Paul hatte bei Tisch stark getrunken und legte sich nachher in einem Nebenzimmer auf ein Sopha, um seinen Rausch zu verschlummern. Die Damen vermißten ihn und durchstreiften alle Zimmer, um ihn zu finden. Endlich sehen sie ihn schlafen, und Demoiselle Maier tritt hinzu und drückt dem Endymion einen Kuß auf den Mund. Er erwachte davon und, entzückt von dieser förmlichen Liebeserklärung, war er überzeugt, sein Glück in ihr gefunden zu haben.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 29. Juni 1800.] Gestern kam ich an und fand deinen Brief, Geliebtester. Zuerst nach Berlin! Bei Matzdorff, dessen Eltern und Frau vortrefflich sind, logiert' ich köstlich — seidne Stühle — Wachslichter — Erforschen jedes Wunsches — vier Zimmer zum Gebrauch. Meinetwegen — und seinetwegen, aus Eitelkeit — lud er ein Pack Gelehrter zu sich, deren Diner von zwei bis sechs dauerte. Ich besuchte keinen Gelehrtenklub, so oft ich auch dazu geladen worden, aber Weiber die Menge. Ich werde angebetet von den Mädgen, die ich früher angebetet hätte. Himmel! Welche Einfachheit, Offenheit, Bildung und Schönheit! Auf der herrlichen

Insel Pickelswerder ($2^1/_2$ Meilen von Berlin) fand ich soviele schöne Freundinnen auf einmal, daß es einen ärgerte, weil jeder Anteil den andern aufhob. — Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles um dasselbe, ferner bei dem Minister von Alvensleben, endlich überall. [Der Konsistorialrat] Zöllner lud vierzig Menschen in der Yorks-Loge zusammen meinetwegen. — Viel Haare erbeutete ich, eine ganze Uhrkette von drei Schwestern [Karoline — Jean Pauls nachmalige Frau — Ernestine und Auguste Mayer] und viele gab mein eigner Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte — wenn ichs verhandelte — was auf meiner Hirnschale wächset, als was unter ihr. Fleck, der höhere Tragikus als Iffland, und die Unzelmann spielten vor mir göttlich ...

Herder empfing mich [bei der Rückkehr von Berlin nach Weimar] nicht warm genug, aus einem Grunde unten, und weil der edle Mann glaubt, das Publikum versäume ihn, wenn es so lange vom „Titan" spricht und wenn es in den hamburgischen und berlinischen Zeitungen steht, daß ich nach Berlin will ... Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott! Beim Minister von Alvensleben sprach man so frei wie — auf diesem Blatt. — Meine Sydow hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welches Weib! Südliche Naivität (bis zum Komischen), südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge. Sie liebe ich, wie es Gott haben will. Hingegen im Tiergarten blieb ich bei der Bernard, geborenen von Gad eine Nacht und rauchte meine Pfeife und ging rein von dannen, und Gott sei Dank, aber nicht mir ...

Ich habe schon viele berlinische Memoranda ausgeschwitzt. Faschs Singschule aus Mädgen der hohen und mittleren Stände, kleine Reisen, die ich von Berlin machte z. B. nach Nauen zu einem nicht schönen aber herrlichen Fräulein ohne Vater und Mutter auf ihrem Gütgen, der langweilige Nikolai, die Offenheit und die dargebotenen, gegebenen Küsse der Berlinerinnen, die witzige philosophische Dlle. Chamfort, wie ich die Jüdin Levi [Rahel Levin] nenne, überhaupt die Jüdinnen, die wenig vom Alten Testament haben und daher ins Neue immer heiraten, und tausend dergleichen

sollte weitläufiger berührt sein. Mündlich ... Nach Berlin zieh ich im Oktober, aber blos auf den Winter. Länger als der Schnee meine Mutter Eva, die Natur, überdeckt, kann ich doch nicht weilen. In Dessau war am Hofe vielerlei Geschwätz und Behauptung, die Königin hätte dem Fürsten geschrieben, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, weil ich hinzöge. Ich sah nur den guten dürftigen [Direktor des „Philantropins" (Erziehungsanstalt)] Spazier [Jean Pauls nachmaligen Schwager] den ich eben seines Mangels — Armut — wegen innig lieb habe, und seine herzige Frau (die vierte Schwester der Haare lassenden drei) und Wörlitz, wohin mich Matzdorff, seine Frau und Mutter begleiteten. In [die berühmten ausgedehnten Parkanlagen von] Wörlitz ging eine lange Gesellschaft mit, einer hatte die gedruckte Beschreibung davon aufgeschlagen in der Hand und verglich, ein anderer hatte ein Sehrohr halb in der Tasche, ein dritter (das bin ich) hatte eine Burgunder Bouteille in der Hand und die Spazier mein Glas im Beutel. Ach laß mich nicht sagen, wie die in die weite Natur hineingehauene Lichtstraßen (nicht die Vexier-Architektonik) an meinem Herzen sogen, und wie die grillenhaften elysischen Baumschatten mich in sich hineinspielten! O wie wenig fehlt mir zur höchsten Seligkeit, und nur dieses Wenige erscheint mir nie ...

[Über das entscheidende Zusammensein mit Karoline von Feuchtersleben, Frau von Beck und Herders in Ilmenau im vorigen Monat:] Lauter moralische kleine Ecken, Unähnlichkeiten, die aber das ganze Glück der Ehe nehmen (die der Berlepsch) trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber. Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit und eine partiale Liebe, gegen die nicht zugleich die kosmopolitische mit da ist, erduld' ich schwer. Herder und Frau beteten Karolinen an, die Beck hatte von der bis dahin mir ganz abspänstigen Mutter den Auftrag, alles dem Herderschen Ausspruch zu übergeben. In diesen Auftrag fiel mein liebendes Zürnen, dem die Herder die wahnsinnigste Ausdehnung gab, durch den Auftrag ratifiziert. Am dritten Tage hielt mir Herder eine leere, unrechtmäßige, aber liebende Predigt vor Karolinen, mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner

rührenden Stimme, die die ohnehin anbetende Karoline in hysterische Krämpfe stürzte — aber er riet und fragte, und entschied nicht (wenigstens nicht vor mir). Die Herder hingegen zankte sich, während Karoline in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen. Ich war ihr Freund. Ich wurde auch wild, aber nicht zu wild. Später nahm man zurück. Mein erster Brief (nach diesen räuberischen Griffen zwischen zwei entblößten Herzen) an Karoline stellte ihrem Entscheiden alles anheim, legte ihr aber das Nein am nächsten; mein zweiter (nach ihrer Antwort aus Hildburghausen) sagte das Nein. Herder schrieb mir auf Karolinens Veranlassung nach Berlin für Karolinen und für die Verbindung. Wenn ich den Brief habe, antwort ich der Karoline auf ihren letzten aus Hildburghausen wieder das stillere letzte Nein.

Karoline Mayer an Jean Paul, als er nach Weimar zurückgekehrt war. [Berlin, Julius 1800.] ... Was will ich denn eigentlich? Nur mein Herz erleichtern, Ihnen sagen, wie der Nachhall der schönen verliebten Zeit noch immer tönt. Denken Sie sich die untergegangene Sonne, wie ihr Schein die kleinen Wolken rötet: so färbt uns der Strahl Ihres Wesens, und mir ist, als strahlten wir selbst. In der Tat, Ihre Erscheinung ist ein Segen für uns alle, einen großen, raschen Sprung haben wir getan. O, der Gedanke muß Ihnen Freude machen, daß die Funken Ihres Geistes in keine toten Herzen gefallen sind. Wie dürfte auch ein verderbtes oder kraftloses es wagen, Sie zu lieben? Diese selige Wirkung macht mich auch so ruhig, als ich nie war. Oft halte ich mich für beneidenswert, wenn ich so in den Blüten Ihres Geistes schwelge; ich möchte Sie anbeten, vor Ihnen knien, wie man vor Gott sich beugt. Dann möchte ich Ihnen wieder mitteilen, was von Ihnen ausströmt, damit Sie mitgenössen, mitbewunderten ...

Ach Gott, vergeben Sie mir, wenn diese Wärme für das Höchste ein Fehler ist! Die damit verbundene Ruhe, dieses frohe Glück, kann doch nur aus einer reinen Quelle fließen ... Ich glaubte wir würden unglücklich sein, sobald wir von Ihnen getrennt wären, die schale Wirklichkeit würde uns schmerzlich von der idealen Höhe herabziehen. Ich fühle aber eine Kraft, einen Mut, den Schmerz

zu verachten, so daß ich glücklich sein könnte, ohne Sie in diesem Leben wiederzusehen.

Jean Paul an Frau Karoline Herder in Weimar. [Weimar, im Juli 1800.] ... Karoline — von der ich mich zwar für die Welt geschieden, deren edle Seele aber mit mir in der alten innern Verbindung der Briefe zusammenleben will — sagt und erlaubt mir, ihr Wachsbild, gegen dessen Austauschung ich unserem Herder das Pastellgemälde gegeben, von Ihnen zu erbitten und es ewig zu behalten. Sie brauchen es aber nicht gerade in dieser Minute mitzugeben. Da ich einmal im Trauerzimmer bin, so will ich Ihnen auch gar den Schmerz bekennen, der mir Weimar so verödet — o womit hab' ich es verdient, daß Ihr Herder sein großes Herz von mir wenden will? Ich bin unschuldig; aber meines wird ewig, ewig an ihm hängen. Leben Sie wohl. Richter.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, den 23. Juli 1800.] Deine Wachsbüste soll wie ein Heiligenbild mich durch mein Leben begleiten, und wenn ich weinen will, will ich sie ansehen. Eine liebende Entfernung ist dem Herzen lieber als eine kalte Nähe. — Wenn das Schicksal mein armes Herz mit einem ewigen Felsen zerschmettern und es in langsamer Qual totquetschen will, so läßt es dich sterben. O lebe für mich! Soll ich ohne dich mit ewigen Tränen durch das lange Leben gehen? Lieb' ich dich denn nicht?

Knebel an Jean Paul. [Ilmenau, den 19. Juli 1800.] ... Mich wunderts nicht, Lieber, daß Sie Eindruck in Berlin gemacht haben. Sie haben das Eigne in Ihrer Natur, daß, außer daß man Sie bewundern muß, man sehr bald in eine Art Liebeverständnis mit Ihnen kommt. Ehre und Heil den Berlinern, daß sie zu diesem zweiten Punkte mit Ihnen fortgerückt sind.

Dies kalte lieblose Wesen, das man bei uns Verstand, oder was sonst, heißt, ist mir unerträglich. Es paßt weder auf den philosophischen noch aesthetischen Sinn des Menschen. Es soll nur die Kleinheit decken und schützen. Aber ich sehe die Unmöglichkeit, daß es bei dieser je anders werde. Ach, könnte ich mit Ihnen nach Berlin ziehen!

Soll ich Ihnen eine Kritik über den „Titan" geben, so muß ich freilich sagen: Was man bewundert und liebt, kritisiert man nicht gerne. Aber Sie haben sich schon neues Verdienst wieder bei mir, ich mag nicht sagen bei der Welt, bei der Vernunft erworben. Ihr Clavis Fichtiana geht über alles, was ich von Geist und Scharfsinn und gutem Humor kenne. Wie machen Sie es denn, daß Sie alle die Dinge so wissen, denken und schreiben können?
Sie, lieber Friedensjanus, der mit zwei Gesichtern in die Zukunft schaut, lassen Sie mich in meiner troglodytischen [Troglodyt, Höhlenbewohner, Zaunkönig] Armut und Einsamkeit und setzen Sie sich bald von Ihrem weimarischen Isolierschemel herab, um die Wirkungen der Weltseele, die Sie an sich ziehen, günstiger und milder zu verbreiten. Nur opfern Sie niemals dem Modegeist und lassen sich nie verleiten zu glauben, daß ein großer Mann etwas größer sei als die Natur oder als er selbst, da er nur durch diese Einfachheit der Natur groß ist.
Was sagen Sie noch zu unserm Helden Bonaparte? Macht er seine Sache nicht gut? Ich höre sogar, daß die Engländer ihn für keinen Lumpen mehr halten. Von dieser Stetigkeit der Geisteskräfte kann ich mir kaum einen Begriff machen. Leben Sie wohl. Knebel.

Jean Paul an Frau von Berlepsch. [Weimar, den 1. August 1800.] Berlin ist mehr ein Weltteil als eine Stadt, wo sich aus der größern Menge leichter eine gesellige Einsamkeit erwählen lässet, da fänden Sie Ihren ruhigsten Hafen in Deutschland. — Kannst du dein sonderbar gewundnes Leben, das mehr deinen Wert als dein Glück vermehrte, nur auf ein Jahr weissagen und es beschwören, daß du nicht Klippen und Inseln verwechselst? Und wenn nun das Schicksal deine Individualität nicht anders erziehen konnte als in diesem rauhen, blätterabwehenden Wetter? ... Ich rate, nicht sich diesem trüben Winter mit einem trüben Geiste preiszugeben. Trau deinem Herzen und dem Gott, der es schuf, und waffne deinen Mut nicht gegen dich, sondern für dich.

Jean Paul an Frau Renate Otto geb. Wirth in Hof. [Weimar, den 9. August 1800.] Meine gute Renate! Mein Brief soll sogleich mit einer Bitte anfangen. Ich habe einmal ein

Kochbuch von Ihrer Frau Mutter und aus ihm den Namen Suppe à la Brittanière mit Locken" für meinen „Titan" geborgt. Der Erbprinz von Gotha will seinem Onkel, der nicht an die Suppe glauben will, eine zum Geburtstag kochen, und ich versprach ihm den Titel des Kochbuchs und die Zubereitung der lockigen Suppe ... aber verschieben Sie die Nachricht nicht bis auf den zweiten Geburtstag.
Geben Sie mir auch eine lange von sich und Ihren Geliebten und Ihren Freuden. Wie hat ein einziges Jahr Hof für mich entvölkert! Wenn ich einmal hinkomme, werd' ich gerührt meine noch einzige Jugendfreundin suchen und mit ihr auf die frühere volle Zeit zurückblicken. Niemals wird meine gute Renate unter den vielen Gestalten meiner Erinnerung unsichtbar werden, und auch sie wird mich nie vergessen.
Im und zum Winter blos zieh' ich nach Berlin, wo ich mehr Freunde habe als je in meinem Leben Feinde.
Das schön gefärbte mit Silber gestickte Eheband, das mich fest gemacht hätte, hab' ich mit meinem Federmesser zerschnitten; aber das Wesen, das das eine Ende in der Hand hat — das andere ich — wird ewig von mir verehrt und geliebt.
Grüßen Sie Mann, Kinder, Schwestern, Eltern und Albrecht recht innig. Schreiben Sie mir wenigstens die wenigen Neuigkeiten, die Ihr Herr Vater weiß, oder lieber recht viele; und überhaupt recht viel. — Brechen Sie doch dem Lesen einige Stunden ab zum Schreiben. Lebe wohl, liebe Seele! Ich denke sanft und liebend an deine Vergangenheit und an dein weiches Herz und an jede Stunde, wo wir sanft und selig waren.

Jean Paul an seinen Bruder Gottlieb Richter, Amtsschreiber in Sparneck. [Weimar, den 10. August 1800.]
Mein guter Bruder! Das gegenwärtige Blättgen gib auf meine Rechnung dem Buchhändler Grau [in Hof] im Falle das verlangte Buch nicht über zwei Bände stark ist. — Das Unglück deines holden Kindes rührte mich innig. — Den Rest des Geldes von mir magst du vertrinken. — Du kannst allemal, ohne dich zu entschuldigen, unfrankiert schreiben, sobald du mir etwas dich oder mich Interessierendes zu sagen hast.

Ich war sechs Wochen fast in Berlin und ziehe im Herbst auf den Winter dahin, weil man mich da so gut aufnahm; dein Magen und Schlund wäre da mehr am rechten Orte gewesen als meiner. Ich aß auch bei der Königin, und Hardenberg wollte mich sehen, ich konnt' aber nicht. Diese Nachrichten, die für dich Manna und Adelsbriefe sind, klebe nach deiner Manier an die Wirtshaustüren fest, um den Biergästen zu zeigen, was dein Bruder ist und folglich — seiner in Sparneck. Ernstlich: ich schreibe dir's, damit du siehst, daß ich im Falle einer nähern höhern Amtsstelle leicht für dich wirken kann. — Meine Heirat hab' ich wieder zerrissen.
Schreibe auf deine Briefe blos: Legations Rat Richter und unterstreiche Richter und lasse das dumme Wohlgeboren weg. Meine Adresse nach Berlin ist: „abzugeben in der Matzdorffschen Buchhandlung". Lebe wohl mit deiner guten Frau, ich sehne mich nach euerm Anblick. Richter.

Schillers Schwager, General Ludwig von Wolzogen, erzählt [in seinen Memoiren, 1851]: Auch sah ich hier [in Weimar, im Hause seines Bruders] häufig den Dichter Jean Paul, der gerade von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war. Sein überaus lebhafter Geist und seine ungemeine Jovialität machten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. Auch verschmähte er die Genüsse des Lebens so wenig, daß ich ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war.

Jean Paul an den Regierungsassessor Hans von Ahlefeldt in Berlin. [Weimar, den 11. August 1800.] ... Du hast mir tausend Dinge und noch überdem allerlei von meinem Logis, von der Bernard, von dem melodischen air a trois notes (so nenn ich die [Haare lassenden] drei Herzensschwestern [Mayer], die du zu grüßen hast) und von unserer Zukunft und deiner Gegenwart zu melden ...

Jean Paul an Friedrich Oertel in Leipzig. [Weimar, den 12. August 1800.] Weimar ist eine abgebrannte Stadt, auf deren heißer Asche ich noch schlafe. Jede Stadt scheint mir vor

dem Auszug ebenso verkohlt. Die Poesie erbeutet bei dieser Völkerwanderung durch Örter und Herzen, aber das Herz wird ein armer emigré; ich wollt', ich wäre ein refugié in meiner Hochzeitsstube ...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Weimar, den 21. August 1800.] ... Wahrlich, mir fährt's oft durch den Kopf, früher in das Jean Paul-Stübchen [das Emanuel ihm bereit hielt] zu reisen als nach Berlin, und wär's auch nur, um auf dem dasigen Tisch meine Schulden zu bezahlen. Nur hat das Gastleben den Fehler an sich, daß man erstlich so fisch-stumm und bequem leben will wie zu Hause, und zweitens doch alles in kurzen Minuten ans Licht poltern und drittens vieles noch dabei sehen und genießen will — das vierte ist, daß aus den drei Dingen nichts wird.

Führt Sie kein Handelsweg, mein teurer Emanuel, noch im September hierher? ... Sie könnten und sollten mir tausend Dinge von Otto und Amöne erzählen, die er vergißt und verschweigt. Und so von Renate, meinem letzten weiblichen Herbstflor in Hof. Wie ein Kind sehn' ich mich oft nach den alten Schauplätzen, wo ich so glücklich und so dumm war. Warum muß gerade ich jetzt mit so vielem Verstand behaftet sein? Womit hab' ich's verschuldet?

Einen Wahn, den der Jüngling am schwersten hergibt, muß man doch, um froher im Gebräude des Schicksals mitzudienen, am Ende abdanken, ich will ihn den Komplettierungs- oder Total-Wahn nennen. Halb, von Halbstiefeln und halben Feiertagen an bis zu den Halbgöttern hinauf, ist hienieden — nicht alles, das wär' ein Segen, sondern wenigstens — die Hälfte des Tuns; denn der andere Rest ist gar nur Scherbe und Splitter. Man muß es sich nicht verdrießen lassen, daß man einen Lebensplan, ein Buch, eine gute Handlung, seine eigne Besserung nur halb ausführen kann. — Alles auf der Erde wird unterbrochen, und nur Gott macht sein Ganzes; und man soll daher in der Schöpfung der Segmente und Stümmel und Sektoren nicht laß werden. Wahrlich, ich schaffte gern nur Hälften daher mit einer — ehelichen; hätt' ich letztere! ...

Ich weiß nicht, ob Sie es schon wissen, daß ich jetzt langarmige Hosen trage und ein schwarzes Galakleid mit schwarzem Samt-

kragen, wodurch meine Figur sich ungewöhnlich hebt und zeigt. Ich verjünge mich täglich und werde bald, wenn ich nur aus den Dreißigern bin, ein Zwanziger werden.
Böttiger sagt, in Pyrmont trage man jetzt Überröcke Paul-Jean genannt; ein gutgewählter Ausdruck, man mag nun damit mein altes Überrocks-Einwindeln andeuten wollen oder meine Verkehrtheit in dergleichen oder mein Umwenden meiner Habite.

Jean Paul an Christian Otto in Hof. [Weimar, den 21. August 1800.] ... Über meinen ersten Absagungsbrief an Karoline, der's noch nicht so bestimmt ist wie der zweite, aus Berlin, der gleich in den ersten Tagen da geschrieben wurde, merk' ich noch an, daß ich schon ganz entschieden war für mein Nein, schon in Ilmenau (und mein hiesiger Brief an die Herder beweist es), daß ich aber der guten Karoline die Ehre des Neins zulassen wollte, die freilich, als sie sie nicht annahm, dann mir zufiel.
Über Herders Parteilichkeit überall steigt nichts. Dieser große Bilder-Kenner fand ihres, das, wie ich nachher erfuhr, der Maler in einer anderthalbstündigen Sitzung gemacht und dem er die letzte Hand (Pfote) ohnedies in Meiningen gegeben, recht treffend; ich bat sie, das elende Ding statt mir ihm zu schenken. — Steht in einem französischen oder andern Journal etwas gegen Goethe oder gar Schiller, so wird's gepriesen und umhergeschickt. Mein öffentliches Lobpreisen des durchaus gemißhandelten Jacobi — und ein wenig die verschlungnen Windungen, die das Schicksal und Urteil der Karoline nahm — verdecken ihm seinen wärmsten Freund, den er und sie für zu stolz und nun bald kleiner Makulatur-Angriffe würdig halten werden. Ach, wie lieben die Menschen! Und doch werfen sie nachher dem Veränderung vor, in den sie sie hineingezwungen. Das andere Auge wird dann für ein anderes Herz gehalten. Begehe nie diesen Irrtum an mir! ob ich gleich meine Höfer Augengläser zerbrochen und mir neue, schärfere geschliffen habe.
Alle Welt schwört — schon in Berlin — ich sei da viel fetter geworden; wahrlich, ich fühle mich überall gepolstert an; und doch würde man mich im Voigtland damit kränken, daß man es leug-

nete, welches die einzige Veränderung ist, die man mir mißgönnt, weil sie verschönert.

Auch Goethe ist, wenigstens äußerlich, parteiisch; jetzt schweigen er und Schiller über das gelobte Gedicht der Imhoff still, das [weil] ich fortlobe. [In Schillers Musenalmanach für 1800 war von der vierundzwanzigjährigen weimarischen Hofdame Amalie von Imhoff eine Versdichtung „Die Schwestern von Lesbos" erschienen.] — „Wie gefällt Ihnen Jacobis Brief an Fichte?" fragt' ich ihn [Goethe]. „Er bleibt sich gleich." „Gott und auch der Teufel bleiben sich gleich", sagt' ich; darauf bleibt er aus Unbehülflichkeit und Stolz und Zorn dann stumm. Kein Epigramm kann ihn in Bewegung stochern.

[Den 25. August.] Dein mich begeisternder und erbitternder heutiger Brief hat meine Pferde, morgen nach Rudolstadt, abbestellt. Es ist gar zu arg, einer eignen Frau Kuppler zu sein und ihre Küsse zu vermieten und die heilige Jugendliebe, gleichsam die Herzensnerven zu Fang- und Netzstricken zu machen. Anfangs schrieb sie [Karoline Liebmann geb. Herold in Rudolstadt, Jean Pauls erste Braut] mir nur einen Präliminarbrief, dann einen zweiten mit der Drohung des Kommens, dann, als ich sagen ließ, sie sollten bis auf meine Berliner Rückkehr warten, damit sie mich nicht verfehlten, waren beide den andern Morgen gerührt vor der Türe. Sie mußte zum zweitenmal zur Schroeter durchaus. Er hatte sich unterdeß aus meinen Flaschen Mut angesoffen, da trug er mir sein Vertrauen an. Ob ich gleich wußte, daß sie mich nur zur Einschläferung [als Gast] nach Rudolstadt ziehen wollten, so fügt' ich mich doch. Aber da ich nach deinem Briefe keine Liebe mehr mitbringen kann, so ärger' ich mich blos, daß ich gestern nicht nach Kassel gefahren bin, wohin ich mit einem guten Amtmann zwei Freundinnen entgegen kommen sollte . . . Es ist freilich komisch, daß meine Treppe zum Ehebette (nach dir) unendlich lang sein soll. Ich sorg' indeß, in Berlin spring ich hinein; aber es muß blos ein sanftes Mädgen darin liegen, das mir etwas kochen kann und das mit mir lacht und weint. Mehr begehr' ich gar nicht. Das Schicksal wird mich doch nicht in Goethes Pferdefuß-Stapfen ja-

gen wollen — oft überleg ich's freilich, aber es ist nicht daran zu denken; sogar in einer solchen Unehe sänn' ich wieder auf Ehe. Ich muß und werde ein Mädgen heiraten, dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß ich mich herabgelassen. Und doch spekulier' ich seit einiger Zeit fast mit auf Eingebrachtes; eine bemittelte Gräfin oder so etwas, denk' ich oft, kann sich in dich verschießen, und dann hieltest du dir dein Reitpferd — wenigstens den Reitknecht — und sprengtest nach Bayreuth und überhaupt: das Fett wüchse fort, das sich jetzt ansetzt.

Fichte ist in Berlin, soll sonntags moralische Vorlesungen halten. Ich besah ihn nicht, sowenig als die Gelehrten-Revue in den Klubs, wozu ich geladen war ...

Ich war seitdem wieder in Gotha. Der Erbprinz hat die Titano-Manie und fürchtet blos die Unmöglichkeit, den Titan so fortzusetzen ...

Die Reden über die Religion für gebildete Verächter derselben (von Schleiermacher) kamen heraus in Berlin bei Unger.

Wie die gute Karoline mit ihren Schmerzen in meiner Brust lebt, braucht' ich dir nicht zu sagen, wenn du meine gerührte Antwort auf ihre edle gelesen hättest, in die ich Balsam für ihre tiefen Einschnitte legte. Aber sie hätte doch nicht aus dem Balsam so etwas wie neuen Kitt wieder ziehen sollen. Jetzt lieb' ich sie gerade am meisten; und fühle doch bei dem ersten Gedanken des Besitzes, daß es dann wieder vorbei wäre ...

[Den 30. August.] Übermorgen geh' ich wieder nach Gotha. Nämlich eine schöne junge (fünfundzwanzigjährige) geschiedene Gräfin von Schlabrendorff aus Berlin kam meiner Bitte nicht nur zuvor, sondern sie will mich auch durchaus nach Eisenach mithaben, „um das Schöne nicht allein zu genießen", (ernstlich antwortet' ich ihr, ich wäre doch neben ihr immer in diesem Fall) und sie ginge, ginge ich mit, auch nach Kassel. Ich überdenk' es hin und her; es käm' auch das alte Reise- und Weiber-Fazit heraus; aber erstlich trau' ich ihr trotz ihrer moralischen Folie nicht ganz, zweitens — will ich sehen. „Ich muß meine noch wenigen Wochen in Weimar", sag ich überall, „benutzen und noch recht verreisen." Gehab dich wohl.

[Den 31. August.] ... Mit der schönen Gräfin geh' ich, wegen Geld-, Zeit- und Freiheitsaufwand, nicht nach Eisenach, sondern nur nach Gotha; sie mag daher auch nicht dahin, sondern bleibt morgen meinetwegen unter einerlei Dachstuhl mit mir. Im Oktober will sie, wie sie heute, aber nicht vorgestern sagte, wieder nach Berlin. Herdern gefällt sie. Denke dir mich unter dem Bilde eines Hasens, den der Jäger in immer nähern Kreisen umschleicht, so hast du es. Wir sind jetzt bei dem Hände-Anfassen mit eingemischten leichten Drucken. Ich halte mich passiv; und dabei kann keine Partei sehr riskieren ...

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen. [Weimar, 7. September 1800.] ... Im Tumulte der dichterischen Schöpfung, die brausende Welten und Kometen durch die Seele jagt, im Wogen auf dem weiblichen Meer, das sich zu keinem schmalen Bach einschränkte, der sanft regierend mein Wesen führte und lenkte, da ist es mir schwerer und anders als sonst — mir werden alle Steige der Windrose angewiesen. Ihr Weiber wisset nicht, wie viel mehr Versuchungen und Kreuzwege ein Mann in seiner Wüste hat als ihr in eurem Gartenleben. Mein Leben ist öde und stürmisch zugleich ...

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 20. September 1800.] ... das, was Sie mir von Karoline sagen, macht mich traurig für Sie ... Sie sagen mir und scheinen es sich selbst zu sagen, um sich zu trösten, die Bande Hymens sind selten aus dem Bande der Liebe geflochten. Ach, ich könnte Ihnen antworten, daß wenn sie auch gewoben sind von den Händen der zärtlichsten Liebe, sie deswegen doch nicht weniger leicht sich auflösen. Die Liebe allein, wenigstens die Leidenschaft, muß notwendigerweise in der Ehe schwächer werden, aber die süße, himmlische Freundschaft und dies undefinierbare Gefühl, welches nicht Liebe ist und doch mehr als Freundschaft, diese Ruhe einer Seele, welche ohne Unruhe und ohne Sattheit genießt, dieses Glück endlich, das das Herz allein geben und immer wieder geben kann, weil das Herz allein sich nicht erschöpft — das ist die einzige Art von Liebe, die Glück gewährleisten

kann, und ich glaube, daß die nur in der Ehe sich verwirklichen kann ...

Jean Paul an den Regierungsassessor Hans von Ahlefeldt in Berlin. [Weimar, den 7. September 1800.] ... Mit der Gräfin von Schlabrendorff kam ich hier in erotische Verbindung, aber ohne Konsequenzen; reizend und leichtfüßig ist sie und ihr Herz ...

Jean Paul an Christian Otto. [Weimar, den 11. September 1800.]... Geld, was ich sonst wollte, will man jetzt von mir. Die Liebmann kam vorgestern mit ihrem Kind allein angefahren und wollte tausend Reichstaler von mir, dann, da das Abschlagen leicht war, weil ich kaum das duplum überhaupt habe, fünfhundert. Eine höllische Minute — die weinende Mutter — das schöne schweigende Kind — das Unglück — die Erniedrigung — meine Angst über die Folgen ihrer Rührung und über die Mittel, ihr nur ein Wort zu sagen, das nicht zu tief einritzte. Indeß blieb ich ein langer Eiszapfen, dem kein Tropfen (außen) entfiel. Heute tut sie die alte Foderung — nach meinen Vorschlägen und Abmahnungen von feigen, tollen Extremen z. B. Erzieherin in Berlin zu werden (das Seitenstück zur früheren Hofdame) schriftlich wieder — und ich verneine. Derselbe Postknecht bringt von Ahlefeldt eine Bitte um zweihundert Reichstaler, wovon ich ihm auch die Hälfte assignierte, er ist rechtschaffen. Die Liebmann hatte sieben oder acht Carolins als Bezahlung der alten Schuld mit und legte sie hin — natürlich mußte sie sie wieder mitnehmen, da ich nicht helfen konnte ... Abends kamen die (noch schuldenden) Herders zu mir, mein guter alter Mann saß froh auf meinem Schreibstuhle neben Burgunder. Meine Seele kennt keine größere Lust als seine — ach, ich lieb ihn recht, und wir haben jetzt nichts trennendes zwischen unsern Herzen als die — Westen.

Die Gräfin [Schlabrendorff]! Dir erzähl' ich's, aber Emanuel würde wahrscheinlich irre; nach deinem Bedünken zeige entweder oder schweige oder lese vor. Am Sonntagabend aß ich mit ihr. Wir bewohnten dann das Kanapee — die schöne lange Gestalt, die durchaus harmonischen Teile — die gerade Nase und der feine,

zu besonnene, gespannte, der Berlepsch ähnliche Mund, aus dem aber, zumal in der Liebesminutenzeit, eine so ins Herz einsickernde Stimme bricht, daß ich sie in Gotha bat, mir es zu sagen, wo ich ihr nicht glauben dürfte, weil ich sonst der Stimme wegen nie wüßte, woran ich wäre — das alles neigte sich an meine Lippen. Unser Weg ging bergunter d. h. schnell, wir legten in Sekunden Wochen zurück. Sie hatte noch die Hof-Brillanten an Fingern und am Halse; und als ich wahrlich an dem letztern nicht weiter rückte als ein Rasiermesser an unserem — vergib meine Ungebundenheit, da ich heute toll, wild bin — so schnallte sie das Collier ab und machte ungebeten die tiefern schönen Spitzen auf ... Ich wollte das Publikum wäre so rein wie du! Himmel, welche Herzens-Landkarten muß man nicht in der Tasche lassen! — Ein vornehmes Wesen hat leichter ein Herz als ein Schneeweltchen darüber (sogar das erriet ich im Hesperus), ihr globulus hatte die Farbe und — Weichheit der Wolkenflocken ...

Dabei blieb die Doppelglut, aber aus ihrem Anwinden und aus ihrem Wunsche, an mir zu schlafen, und aus der Klage bei der letzten Umarmung, daß ich sie damit wieder aus der Ruhe gebracht, war leicht auf die Zukunft zu schließen. Ich sagte zu ihr: „Du (denn das war bald da) weißt den Teufel, wie oft Männern ist!" Und so ging ich.

Ich hatte in meinem schlafenden Kopf fast das ganze schlagende Herz droben: „morgen Abend, im Gothaischen Gasthofe, ist Eine Sache entschieden", dacht' ich die ganze Nacht, „die es beinahe schon heute war."

Einmal war ich fast dem Absagen der höllischen Himmelfahrt (himmlischen Höllenfahrt) nahe. Aber ich fuhr doch mit, und ein Herr Schlichting, hiesiger Kammerjunker, mit gebogenen Knieen und Ideen und nie bis an die Ferse lebendig, aber rein und gut, jugendlich und jungfräulich-fortblühend, kam im Gasthofe dazu und setzte sich improvisatorisch auch ein, aber nur bis Erfurt.

Der Gräfin botanische und andere Kenntnisse, ihre reisebeschreiberische Aufmerksamkeit auf jede Fabrik, ihre Festigkeit und Besonnenheit und enthaltsame Zunge gegen Schlichting, dem sie doch

wie allen Männern gefallen wollte, gefielen mir ... Wir kamen abends in Gotha, mit holder leichter Liebe, an. Unsere Wohn- und Nachtstuben trennte nur eine innere Wand-(Transito-)Türe. Im dämmernden Mondabend vor dem Essen saß ich auf ihrem Kanapee, meine Lichter waren hereingetragen. Die kleine Amanda lag an dem Mutterarm und machte stumm (wie diese mir französisch sagte) vor Liebe zu ihr die Hand mit Tränen naß; ich lag am andern, und wir kümmerten uns wenig um die ab- und zuschreitende Dienerschaft. Ich könnte die Schilderei noch romantischer färben, hätt' ich soviel Leinwand als Farbentusche. Ich hatte eine halbe Himmelskugel unter meiner halben Hauptkugel ...

Der ganze nächste Abschiedsmorgen bis zehn Uhr — ich führte sie im herzoglichen Garten herum; „Sie haben sich eine schöne Frau zugelegt," sagte der uns begegnende Herzog; auch auf dem Torzettel standen wir so — war unbeschreiblich zart und süß. Diese himmlische Stimme und diese Festigkeit und der ganze Reiz des hohen vollen Körpers legen Franziskanerstricke um ein empirisches Ich. Die Hauptsache ist, daß man bei ihr gegen gar niemand sündigen kann.

Glaube also nur nicht an irgend ein auch nur von Fernen ähnliches Betragen bei Weibern — Mädgen sind ohnehin erhöhete Sternbilder für mein Gewissen —; bei Gott! ich bin physisch-kalt und moralisch-heiß zugleich gegen Freundinnen, wie in Hof gegen Mädgen (sie müßten denn den Satan zitieren d. h. nachahmen). Ich bekomme sie jetzt nach der Apostel-Zahl in jeder Stadt, so in Gotha und überall. In Berlin, bei der größern (aber nicht unmoralischen) Freiheit küßten sogar Mädgen zuerst ...

Jean Paul an Frau Charlotte von Kalb. [Weimar, den 25. September 1800.] Das breite Leben liegt wieder mit seinen wandernden Zelten und Irrfackeln des Gottes, der sie selbst nicht sieht und mehr die Augen als die Herzen ausschießet, vor mir hier, und keine feste Stube mit der Gattin zeigt sich in der weiten Gegend ...

Karoline von Feuchtersleben an Jean Paul. [Seidingstadt, den 14. September 1800.] Dank, Dank, mein Freund für Ihre lieben Worte, nach denen ich mich lange und lange ge-

sehnt ... Als ich glücklich, selig war und die ganze Welt wie einen Himmel um mich liebte, da liebte ich auch Josephinen. Sie war mir Schwester, Freundin, als Freundin meines guten Richters gehörte sie zu mir. Du siehst sie wieder, lange, länger als Du die verlassene Karoline je gesehen, und wenn Ihr glücklich, selig Euch fühlt, wenn Josephinens Wunsch und Sehnen gestillt ist durch Dein freies Herz, so zeig ihr meine Seele und meine Teilnahme und die sonst von ihr beneidete Karoline in ihrer jetzigen Armut — und wenn sie nicht triumphiert, dann ist sie edel und Deiner wert. Grüße sie! ...

O Guter! Noch bist Du glücklich — bleib es lange! Aber wenn Du es einst nicht mehr wärest, wenn die Menschen mit ihrer Liebe Dich verlassen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele und sie ist Dein! Jetzt bedarfst Du meiner nicht, weil Du alles hast; aber wenn Du einst einsam bist, so will ich um Dich sein; wenn der Schnee des Alters Dein Leben erkältet, und Einsamkeit Deine Tage verödet, so soll die Sonne der Liebe Dein Herz umwärmen und Deine Stunden umblühen; die Liebe, die Du jetzt entfernst, wird Dich dann segnen. Seele gegen Seele, so verlasse ich Dich nie ...

Der Tumult des Hofes wechselt nun mit den Stürmen des Herzens — in Hildburghausen, in Seidingstadt, ach, wo ich bin, warst Du. Es gibt keine Ruhe, aber doch einen Gott, der leite Dich und mich! Adieu, adieu! Ich reiße mich los vom Schreiben, doch nie von Dir, auch Du Dich nicht ganz von mir. Schreibe mir bald einige Worte.

Der Winter in Berlin
1800 bis 1801

Berlin, wohin Jean Paul im Oktober 1800 übersiedelte, hatte einschließlich der Garnison und der vielen Fremden rund 150 000 Einwohner, galt aber für ebenso verderbt wie das viermal so große Paris.

Wenn man auch seit dem strengen Edikt von 1798, in welchem Jahr einer der Väter der französischen Revolution, der ehemalige Graf und Geistliche Sièyes Gesandter in Berlin gewesen war, sich hüten mußte, einer geheimen Gesellschaft anzugehören oder revolutionäre Gesinnung laut werden zu lassen, so war doch der größte Teil der Gebildeten, unter denen schon einzelne Juden eine Rolle zu spielen begannen, von den Gedanken der Aufklärung, der republikanischen Freiheit, der Humanität und eines Weltbürgertums erfüllt, das geneigt war, Patriotismus für ein heroisches Laster zu halten. Und doch erschien vielen das, was zuletzt wie eine dunkle Wolke auf dem Lande gelastet, der Geist des letzten Jahrzehnts Friedrichs des Großen, des alten und einsamen Philosophen und Menschenverächters von Sanssouci, jetzt nach elf Mißregierungsjahren seines lasterhaften und verschwenderischen Neffen Friedrich Wilhelms II. wie ein entschwundener heller Glanz. Solchen wieder heraufzuführen, wollte ihnen als die Aufgabe des dreißigjährigen, seit drei Jahren regierenden Königs Friedrich Wilhelms III. erscheinen. Denn die Staatskassen waren leer, die Lasten drückend und ungerecht verteilt, die allzu komplizierte Staatsmaschine war eingerostet, die vom Vater des großen Königs geschaffene und geschulte Beamtenschaft in anmaßendem Bürokratismus erstarrt, die Armee verzopft, das Offizierkorps veraltet oder zuchtlos.

Dem jungen Könige fehlte es keineswegs an sittlichem Ernst und gutem Willen, wohl aber an Begabung und Entschlußfähigkeit; und dem Einfluß der vierundzwanzigjährigen Königin Luise, die

auf Verbesserungen drängte, war der des verhaßten Kabinettsrates Lombard überlegen. Überall kam es zu Anläufen, aber nirgends zu einem durchgreifenden Versuch, weder die Staatsverwaltung mit dem Geist der neuen Zeit zu versöhnen, noch die durch den Siebenjährigen Krieg errungene Großmachtstellung Preußens zu festigen.
Der Koalition gegen Frankreich beizutreten, hatte der Österreich abgeneigte König sich nicht entschließen können, und schon stand der Friede von Luneville vor der Tür, der den Rhein als französische Grenze anerkannte, der Vorläufer des Friedens von Tilsit, der Preußen aus der Reihe der Großmächte wegstrich. Vorläufig aber begeisterten die Gebildeten sich für diesen interessanten kleinen französischen General aus Korsika und seinen tollen Streich, die ihm anvertraute Armee in Ägypten ihrem Schicksal zu überlassen und, der englischen Beherrschung des Mittelmeeres ein Schnippchen schlagend, persönlich nach Paris zu eilen, um sich zum Ersten Konsul zu machen und zunächst die Österreicher zu besiegen.
Doch schon standen die großen preußischen Anreger und Führer der deutschen Befreiungskriege im besten Mannesalter, und von den unzähligen preußischen Freiwilligen, die ihre Schlachten schlugen, gingen die jüngsten schon in die Schule.
Zu zweien der Männer, die später um die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft des Korsen sich verdient gemacht haben, gewann Jean Paul jetzt in Berlin persönliche Beziehungen, zu Schleiermacher und Fichte. Schleiermacher, 1768 zu Breslau geboren, war reformierter Prediger am Charitékrankenhaus. Sein Buch „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern" wurde viel gelesen und noch mehr besprochen. Fichte, aus der Oberlausitz stammend und achtunddreißig Jahre alt, war durch den sogenannten Atheismusstreit weiten Kreisen bekannt geworden, die sehr lebhaft für oder gegen ihn Partei genommen hatten. Wegen eines Aufsatzes „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltordnung" auf Betreiben des kursächsischen Konsistoriums, das gemeinsam mit dem weimarischen die Universität Jena zu beaufsichtigen hatte, in eine Untersuchung verwickelt,

würde Fichte von der aufgeklärten weimarischen Regierung von der Beschuldigung des Atheismus freigesprochen worden sein, wenn er nicht mit der Niederlegung seiner Professur gedroht hätte. Daraufhin entlassen, war er, vorläufig ohne feste Anstellung, nach Berlin gegangen (wo noch keine Universität war). Jean Paul hatte in seinem Aufsatz Clavis Fichtiana gegen Fichtes Anschauungen Stellung genommen, persönlich aber lernte er ihn schätzen.
Von den Männern, mit denen Jean Paul in Berlin verkehrte, sind außerdem etwa noch zu nennen der siebenundzwanzigjährige Dichter Ludwig Tieck und dessen ehemaliger Lehrer und nachmaliger Schwager, der Schulmann und Sprachforscher August Ferdinand Bernhardi, die Konsistorialräte Zöllner und Teller, die Buchhändler Matzdorff und Sander, der Superintendent Delbrück, der später Friedrich Wilhelm IV. und seinen Bruder Kaiser Wilhelm I. zu erziehen hatte, auch der fast neunzigjährige Oberkonsistorialrat Spalding, der 1788 sein Amt niedergelegt, als Friedrich Wilhelm II. dem Justizminister Wöllner „das Generalkommando im Krieg gegen die Aufklärer" übertrug und das berüchtigte Wöllnersche Religionsedikt die Gewissen der Geistlichen knebeln wollte.
Wenn ihm auch die edlen Formen des einige Jahre vorher erbauten Brandenburger Tores Eindruck machten, wie er ja auch in Dresden von den Abgüssen antiker Plastik ergriffen worden war, so hat Jean Paul doch nie ein nahes Verhältnis zu den Bildenden Künsten gewonnen. Von ihren Berliner Vertretern lernte er durch Friedrich Schlegel den tüchtigen, von Goethe in „Winkelmann" und in „Kunst und Altertum" erwähnten Historienmaler Friedrich Buri kennen, der mit ihm gleichen Alters war, und den vielgenannten Architekten und Kunstgelehrten Hans Christian Genelli, aus dessen zweijährigem Neffen Buonaventura Genelli ein berühmter Maler werden sollte.
Von den meist adeligen Damen des Jean Paulschen Verkehrskreises, zu denen auch die inzwischen nach Berlin zurückgekehrte schöne Gräfin Henriette Schlabrendorff gehörte, ist zunächst die siebzehnjährige, in Scheidung lebende Baronin Wilhelmine von

Hastfer, geborene von Klencke, nachmalige de Chézy zu nennen, eine Enkelin der dem „Vater Gleim“ als „die Karschin“ nahestehenden Berliner Dichterin Anna Louise Karsch. An sich bedeutender als alle und auf die Geistigkeit der höheren Gesellschaftskreise in Berlin von ungleich stärkerem Einfluß waren drei Jüdinnen, in denen sich zwei für jene Zeit bezeichnende, noch junge Bestrebungen vereinten: Erstens die durch die Persönlichkeit und das Wirken des edlen Philosophen Moses Mendelssohn eingeleitete gesellschaftliche Emanzipation der Juden, zweitens die durch des ostpreußischen Junggesellen Theodor von Hippel Schriften „Über die Ehe“, „Über weibliche Bildung“ und „Von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber“ eingeleitete geistige Emanzipation des Weibes. Diese drei Jüdinnen, durch Geist und Güte und eine starke, wenn auch oft jenseits der landläufigen Moral sich betätigende Sittlichkeit ausgezeichnet, gehören zu den Zierden ihres Geschlechtes, als dessen feinste Blüte um die Zeit der Jahrhundertwende vielleicht jene Karoline angesprochen werden darf, die in ihrem kurzen Leben nacheinander die Namen Michaelis, Böhmer, Schlegel und Schelling getragen hat, und der Jean Paul 1798 in Dresden begegnet war.

Die dreißigjährige Rahel Levin, die später den Diplomaten und Schriftsteller Varnhagen von Ense, „Goethes Statthalter auf Erden“ geheiratet hat, weilte freilich während dieses Winters in Paris, um ein schmerzliches Erlebnis mit einem preußischen Adeligen, der ihrer nicht wert gewesen war, zu verwinden. Aber Jean Paul hatte schon bei seinem ersten Besuch in Berlin ihre Bekanntschaft gemacht, und den Spuren ihres geistigen Seins begegnete er auch jetzt oft genug. Anwesend dagegen waren die beiden anderen, die sechsunddreißigjährige schöne Henriette Herz, geborene de Lemos, deren idealer Freundschaftsbund mit Schleiermacher berühmt geworden ist, und die siebenunddreißigjährige Dorothea Veit, geborene Mendelssohn, die Tochter des Philosophen, die ihre Ehe gelöst hatte, um mit dem ihr gleichaltrigen Dichter und Ästhetiker Friedrich Schlegel aus Hannover zusammenzuleben, der soeben in einem allenthalben Anstoß erregenden Roman

„Luzinde" seine Beziehungen zu ihr der Öffentlichkeit enthüllt hatte.

Die Weiterarbeit an seinem „Titan", der ausgedehnte gesellschaftliche Verkehr und die Verlobung mit der einundzwanzigjährigen Tochter Karoline des Obertribunalrates Mayer, die er schon im Sommer kennengelernt hatte, ließen Jean Paul in diesem Winter wenig zum Briefschreiben kommen. Unmittelbar nach der Hochzeit, die am 27. Mai 1801 stattfand, reiste das junge Paar über Dessau und Weimar nach Meiningen ab, wohin die schöne Gräfin Schlabrendorff kurz vorher übergesiedelt war. „Hätte Berlin Berge und bitteres Bier, so trät' ich nicht aus seinen magischen Kreisen", hatte Jean Paul gemeint, als er sich entschloß, in der kleinen thüringischen Residenz seinen Wohnsitz zu nehmen, die er schon nach zwei Jahren mit der seiner Heimat nächstgelegenen, Coburg, vertauschte.

Henriette Herz erzählt [in ihren 1850 von J. Fürst herausgegebenen Erinnerungen]: Richter war im allgemeinen in Berlin nicht eben wählig hinsichts seiner Wohnungen, und einmal hatte er sich in dem Hause in der neuen Friedrichsstraße, in welchem ich wohnte, ein ziemlich schlechtes Stübchen im Hofe gemietet. Dies hinderte jedoch nicht, daß die ausgezeichnetsten und vornehmsten Damen dort bei ihm vorfuhren und ihn besuchten . . .

Jean Paul an den Obertribunalrat Mayer. [Berlin, den 9. November 1800.] Alles, was dieser Brief von Ihnen bittet, haben meine Handlungen schon schweigend ausgesprochen. Die doppelte Achtung, die ich für Sie und Ihre Karoline habe, und die, welche jeder für sich tragen muß, erlaubte jenen keinen Doppelsinn; und das kindliche Herz enthüllte sich dem väterlichen, dem es so viel verdankt, vielleicht früher, oder eben so früh als dem fremden, das seinen Himmel von beiden nimmt. Meine Neigung ist keine schnell auf- und eben so schnell vorüberflatternde — sie war vor einem halben Jahre lebendig in meiner Seele. Aber ich mußte meine Freiheit so lange bewahren, als ich einer fremden nicht gewiß war — mein Auge ist jetzt kein romantisches — Jahre und Verhältnisse mit Weibern, von den genialischen an bis zu den

prosaischen, haben mich über den höhern weiblichen Gehalt belehrt — und mein Urteil über dieses zugleich so feste und so weiche, so reine, so zarte, so liebende Wesen kann sich vom väterlichen nur durch die kürzere Erfahrung unterscheiden.
Jetzt im Augenblicke meiner größten Bitte sind alle andern Dinge zu klein, um von Ihnen oder mir berührt zu werden. Ich trete jetzt zu dem Manne, für welchen die Achtung und Liebe, die ich schon ohne dieses Verhältnis fühlen würde, durch dieses so kindlich steigt, weil seine zugleich weiblich zarte und männlich-philosophische Einwirkung die Wurzeln dieser holden Sonnenblume fester machte; zu diesem guten Vater der guten Tochter tret' ich und sage meine kurze und wichtigste Bitte: Sei der meinige, sie wird glücklich, wie ich! — J.P.F. Richter.

Der Obertribunalrat Mayer an Jean Paul. [Berlin, den 10. November 1800.] Das Schreiben, womit Ew. Wohlgeboren mich gestern beehrt hat, gewährte mir ein Vergnügen, dessen Vorgefühl in den frühern Jahren meiner Kinder schon einen Teil der Sorgen versüßte, die mir die Erziehung derselben in der Eigentümlichkeit meines Verhältnisses auferlegt hatte. Es gehörte in den Plan dieser Erziehung, meine Kinder durch eine Art höherer Kultur über die Linie zu erheben, die ihnen das Beispiel der mütterlichen Familie hätte ziehen können, und ich belud mich unter Bedingungen, die nur im Gesichtspunkt dieses höheren Zweckes begreiflich sind, mit der eigenen Erziehung meiner Töchter, die mir Jeder eben wegen des in der Tat einzigen Verhältnisses abriet. Ich habe indeß meinen Weg verfolgt, und ich bin dabei immer durch die Vorstellung aufrecht erhalten worden, daß, wenn es mir gelingen sollte, meine Töchter mit Männern zu verbinden, die — verzeihen Sie mir diese Eitelkeit — ihren Wert zu schätzen wüßten, jedes von mir gebrachte Opfer eigenen Lebensgenusses gegen den Wert dieses Erfolges nicht in Anschlag kommen könne.
Sie, mein Freund, gewähren mir jetzt die Erreichung eines mir so teuer gewordenen Zweckes, und ich nehme keinen Anstand, Ihnen meine unbedingte Einwilligung in Ihre Verbindung mit meiner Tochter zu erteilen.

Sehen Sie nunmehr mein Haus für das Ihrige an und erlauben Sie mir nur bei der Eigentümlichkeit meiner Lage unsern Freunden ein Verhältnis mit der convenienzmäßigen Anständigkeit bekannt zu machen, welches von nun an meinen Hausgenossen nicht fremd bleiben darf, und welches jene nicht aus der dritten Hand erfahren dürfen, ohne der Achtung zu schaden, auf die wir alle beim Publiko Anspruch machen. Ich bin mit Gesinnungen, die ich nie verleugnen werde, mit wahrer Liebe und Hochachtung, Ihr treuer Vater Mayer.

Jean Paul an Christian Otto. [Berlin, den 11. November 1800.] Lieber Otto! Tandem felix [Endlich glücklich] ließ der edle Tasso auf sein Grab setzen; ich setz' es ein wenig früher, hierher auf diese Karte, zu welcher die Lettern schon vor drei Wochen vom Schicksal gegossen wurden. Ich hätte dir viel von meiner Karoline, so heißt sie, zu erzählen, und das nächste Mal geschiehts auch. Addio. Der blühende Bräutigam.

Jean Paul an Karoline von Feuchtersleben. [Berlin, den 15. November 1800.] Die Entfernung des Raumes ist mir fast eine der Zeit geworden. Wie weit ist der Frühling rückwärts gerollt, wieviel Abendwolken liegen, obwohl purpurn, darauf! Mein Leben geht sehr in die Visitenrunde. Menschen ziehen mich zu Menschen, und da man hier auf einer Seelenaue geht, so kann man sich unter so vielartigen Herzen ja wohl die zusammenpflücken, die zu einem Strauße am eigensten taugen. Dem Menschen geht oft ein Sturm hinterdrein, und er muß alle Schritte wider Willen schneller machen. Lies von Schleiermacher die begeisterten und begeisternden Reden über die Religion, deren Einkleidung ein einfach schöner Tempel ist, und der Inhalt ein echter Gottesdienst.

Karoline von Feuchtersleben an Jean Paul. [Hildburghausen, den 26. November 1800.] Ihr Glück war und ist, seit ich Sie kenne, mein höchster Wunsch, und aus meiner Wüste blick' ich so gern hin auf den blumigen Weg, wo der Freund wandelt. Verdecken Sie ihn nicht vor meinem Auge, es soll keine Träne darauf fallen, denn ich werde glücklicher sein, wenn Sie mir offen sagen, daß Sie es sind. — Freund! meine Seele hat nur noch einen Wunsch, mein

Herz nur eine Bitte: Ihr Vertrauen. Sie hatten es der Geliebten geschenkt; die Freundin verdient es wahrlich nicht minder ...
Über mich und mein Leben schweig' ich, weil ich nicht weiß, ob eine andere Seele durch meine Äußerungen nicht verletzt wird. Während der Zeit der Ungewißheit wenigstens muß ich ganz von mir schweigen ...

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 2. Januar 1801.] ... Sie haben eine Wahl getroffen, welche Ihnen das Glück Ihres Lebens zu versprechen scheint. Erzählen Sie Ihrer Karoline von mir und sagen Sie ihr, daß, wenn sie Freundschaft will, ich ihr aus der Tiefe eines aufrichtigen Herzens die Hälfte von der biete, die ich für Sie empfinde. O mein süßer Freund, möge das Glück bei Ihnen bleiben, möge Ihre Karoline den Wert eines Herzens wie das Ihrige empfinden und mögen Sie mir bald sagen, daß Sie der glücklichste der Menschen sind, wie Sie der beste sind! Adieu, denken Sie an mich und zweifeln Sie nicht an der Zärtlichkeit Ihrer Freundin Josephine.

Jean Paul an Frau Emilie von Berlepsch auf Redwin in Mecklenburg, die im Mai den dortigen Gutspächter Harms heiraten wollte und Jean Paul vorgeschlagen hatte, er möchte dann mit seiner Karoline die Flitterwochen auch auf Redwin verleben. [Berlin, den 14. März 1801.] Nicht nur gegen Sie, teure Emilie, bin ich stumm geworden, ich bin der Schuldner der ganzen Schreibewelt ... Von der Verleumdung auf die Schädelstätte geführt und gekreuzigt, was kann man gegen die Welt tun, als sie auslachen und sich mehr und ihr weniger trauen. Man hat mich verheiratet mit Verheirateten, nun werde ich in die Ehe treten mit einer Karoline, aber mit einer andern, als von der Sie wußten ... Sie aber, liebe Emilie, nehmen Sie meinen Glückwunsch für das Otahiti, an dessen Ufern Sie jetzt landen, und an welchem Ihr Geist neue Flügelfedern treiben wird. [Die Südsee-Insel O Taheiti war, nachdem der junge Georg Forster sie vor einem halben Menschenalter als Begleiter Cooks besucht und in einem berühmten Reisewerk beschrieben hatte, als ein Paradies voll Schönheit und Unschuld sprichwörtlich.]

Jean Paul an Friedrich von Oertel in Belgershain bei Leipzig. [Berlin, den 28. März 1801.] Kein Brief kann so lang sein als der, den ich Dir jetzt schicke in der Gestalt meiner Freundin, der Gräfin Schlabrendorff. Sie wird dir den Himmel meiner Liebe und mein Leben auf dem hiesigen Pflaster am besten malen. Auch ist sie eine innige Freundin meiner Karoline. — Glaub mir auf mein Wort die Güte ihres Charakters, nicht aber dem wilden Gerücht des Gegenteils; die beste Probe ihres Wertes ist ihr Werk, die Kopie desselben, ihr herrliches Kind. — Sie wird dich in wichtige Geschichten hineinführen. Die deinige lässest du mich deiner neuen Sitte gemäß kaum ahnen.

Tieck, Bernhardi, Schleiermacher etc. etc. besuchen mich oft; auch Fichte ist gut mit mir, obgleich zwischen uns nur so lange Waffenstillstand ist, als wir trinken.

Die Königin hat mir ein silbernes Thee- und Kaffeeservice geschenkt. — Laß dir die Frau von Krüdener von der Schlabrendorff schildern; ich hatte doch in Hof Recht.

Geh doch mit Thieriot um; du findest in Leipzig keinen genialischeren Associé. — Mein Arbeitsschacht und die Visitenzimmer haben mich bisher fast von jedem Briefwechsel abgesondert; künftig hebt sich diese Sperre. Ich schließe schon, weil ich mich auf das Kollaborat meiner Freundin verlasse.

Lebe recht wohl, mein guter Oertel; ich bleibe ewig der alte in meinem Herzen für dich. Deine Sophie sei aus meinem Innersten gegrüßet. Es scheinen Wolken um deine Berghöhen zu hangen, mögen die Frühlingslüfte sie verwehen!

Jean Paul an Friedrich Wilhelm III. [Berlin, im Frühjahr 1801.] Ew. K. M. mögen allergnädigst geruhen, die Bitte eines Mannes anzuhören, der nicht nur durch den Wohn-, sondern auch durch den Geburtort und durch Gesinnung sich des Glückes Ihrer Regierung erfreuet. Der Verlust meines Vaters wurde nicht mir, sondern durch mich ersetzt — meiner Familie. Ich war schon Schriftsteller in den Jahren, wo man sonst erst Leser ist. Durch ein langes Verarmen und Arbeiten gewann ich das höhere Publikum und erst später ein größeres. Da mir mein Ziel, den

gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu erheben und die in dieser egoistischen, revoluzionairen Zeit erkaltete Menschenliebe zu erwärmen, da mir dieses Ziel lieber sein muß als jeder andere Lohn und Zweck, so opferte ich dem höheren Ziel jedes andere, Zeit und Gesundheit auf und zog gern die längere Anstrengung dem reicheren Gewinste vor. Jetzt indeß, da ich in die Ehe trete, wo die eigne Aufopferung nicht bis zur fremden gehen darf, glaub' ich bei meinem Gewissen entschuldigt zu sein, wenn ich vor den Thron, der so viel zu beglücken und zu erhören hat, meine untertänige Bitte niederlege.

Immer wird mein dankender und froher Anteil an der Glückseligkeit meines Vaterlandes derselbe sein, wie auch das Recht und die Güte entscheide . . .

[Der König sicherte ihm hierauf eine Präbende zu, erneuerte am 18. März 1805 das Versprechen, nahm es aber unterm 21. Dezember 1815 wieder zurück.]

Merkel über Jean Paul. Einen widrigen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, daß Jean Paul so gern an den kleinen Höfen in Deutschland herumschlich, wo man ihn als eine komische Person behandelte, und daß er oft um Pensionen petitionierte. Er war dann freilich überhaupt nicht delicat im Annehmen von Geschenken. In Berlin galt ein Herr von Ahlefeldt für seinen intimsten Freund, und wirklich war dieser es eigentlich, der ihn überall herumführte und für ihn Bekanntschaften anknüpfte. Ahlefeldt war Bräutigam einer geschiedenen Gräfin Schlabrendorff, und sie hatte ihm als Braut einen schönen Pelz, in Deutschland ein seltener und teurer Putz, geschenkt. Es entstand indeß ein Zwist zwischen dem Paare, und Ahlefeldt schickte ihr den Pelz zurück. Voll Zorn bot sie ihn Jean Paul an, und er nahm ihn an und stolzierte heute in dem Putze, den sein Freund gestern getragen hatte, der nun neben ihm im bloßen Überrocke gehen mochte . . .

Jean Paul an Frau Karoline Herder in Weimar. [Berlin, den 28. April 1801.] . . . Ich befürchte für die an Leib und Seele so gesunde Luise [Herders Tochter] nichts von meinem Geschreibsel. Man macht oft den Autor für einen Schaden ver-

antwortlich, der schon früher im weiblichen Herzen — durch Nervenschwäche oder Liebesunglück — arbeitete. Die Poesie soll nicht das blasse, platte Repetierwerk des Lebens sein; aber ebensowenig wird ein Gesunder das Leben für ein Repetierwerk der Poesie ansehen ...
Unendlich freu' ich mich auf die weimarschen Stunden und auf den Herzensbund, den Sie gewiß mit meiner Karoline schließen. Sie werden finden, daß nur diese für den tollen Romanskribenten paßte. Mitten im Kreise so vieler schöner und guter Mädchen lern' ich doch sie immer stärker lieben, je länger ich sie sehe ...

Anzeige in der Vossischen Zeitung. [Berlin, den 27. Mai 1801.] Unsere Verbindung und unsere Abreise nach Meiningen machen wir unsern Freunden mit dem Dank für die vorige Liebe und mit der Bitte um die künftige bekannt. Jean Paul Fr. Richter, Legationsrat. Leopoldine Karoline Richter, geb. Mayer.

Jean Pauls Frau an ihren Vater, acht Tage nach der Hochzeit. [Weimar, den 3. Juni 1801.] Ich schreibe Ihnen jetzt, mein geliebter Vater, zum ersten Male von dem schönsten Ruhepunkte aus. Wir sind seit gestern Abend acht Uhr in Weimar angekommen und haben bis auf die letzten fünf Stunden von der Natur und dem Zufall begünstigt, unsre Reise vollendet, die schönste, die es geben kann, den Schmerz der Trennung abgerechnet, der mich oft unempfänglich machte. Aber die Sorge, die mein guter Richter für mich hatte, für alles, was mich umgab, linderte meine Empfindungen so sanft und freudig. In der Tat! so einen Menschen gibt es nicht weiter, so teilnehmend und aufmerksam auf die geringsten Kleinigkeiten und auf das Faktische des Lebens ...
Näher an Weimar schlug mir das Herz. Die Gegend umzieht es schön mit sanften Bergen, es liegt niedrig und man sieht gleichsam von oben in die Stadt hinein. Sie ist größer, fester, freier als ich sie mir gedacht. Es ist viel Leben und Freude überall. Am Morgen war Markt vor unsrer Tür (im Erbprinzen), wo mehr Gewühl ist als auf den Berliner Märkten. Zweimal in der Woche wird Musik auf dem Stadthause gemacht. Das Ganze gibt eine frohe Stimmung, die man auf allen Gesichtern zu lesen glaubt.

Nun aber zum Schönsten, was mir hier begegnen konnte. So wie wir am Dienstag Abend ankamen, gingen wir zu Herders —; es war schon halbdunkel. Mit klopfendem Herzen trat ich in das heilige Haus. Die alte Mutter saß in ihrer Wohnstube, noch arbeitend, allein. Richter machte ruhig die Tür auf, und wir standen vor ihr. Ihre Überraschung ist nicht zu beschreiben. Sie sprang auf — sah mich staunend an — lief — wollte Alles im Hause zusammenholen — kehrte zurück, — wußte nicht, was sie vor Freude tun sollte. — Nun ward beratschlagt, ob Richter allein, oder ob wir beide zu dem Alten hinaufgehen sollten. — Auf einmal stand der Ehrwürdige in der Tür — ich erblickte ihn zuerst. — Da ist er! schrie ich im höchsten Ton des Enthusiasmus. Und er trat in seiner Ruhe näher, und kehrte mich mit forschendem Auge gegen das Licht, und wie er mich nun sah, rief er aus: „Gott sei gelobt! Nun bin ich zufrieden!“ Er war überrascht, er hatte sich kein Bild von mir machen wollen, er hatte gezweifelt, daß Richter je glücklich werden könnte. — Er liebte mich gleich; er war so bewegt, wie ein Vater, der einen verlornen Sohn wiederfindet. Er ging in der höchsten Bewegung die Stube auf und ab — dann kam er wieder zu mir und sagte mit rührender Ruhe: Ja, Sie sind, was er haben mußte, Sie brauchen nicht zu sprechen, man sieht schon alles. Er frug nach Ihnen, und Allem, was mich betraf — aber mich ergriff es gewaltig — ich konnte nichts sagen und der Abend war eine fromme Feier. Ich sage Ihnen das alles, mein teurer Vater, grade so hin, weil es Richter so will, weil es Ihnen gewiß Freude macht, Ihre Tochter so geliebt zu sehen, und vorzüglich, damit Sie aus diesem Anteil die Liebe für Richter erkennen. Diese ist unendlich. Hier ist seine Heimat! Mutter und Vater hängen mit der höchsten Wärme, die ihnen von der gegenseitigen bleibt, an ihm. Herrlicher ist er mir nie erschienen. Fast möchte ich von jetzt an eine neue Epoche meiner Liebe rechnen ... Wir wurden am Abend für alle unbesetzte Tage geladen. Am folgenden Mittag, auch heute, aßen wir da. Gestern mehrte sich ihr Anteil, als ich immer freier und unbefangener wurde. Ich war allein mit ihnen. Da ergossen sie sich auch beide über ihre Achtung gegen einander. Es war eine große

Minute, in der ich die beiden Herrlichen so heilig verehrte. Sie wollen mich kaum von sich lassen; aber wir beide sind so unbeschreiblich glücklich in der kleinen ruhigen Wohnung bei Richters alter Hausfrau, daß wir immer allein sein möchten. So glücklich, als ich bin, liebster Vater, glaubte ich nie zu werden. Jede Minute schlingt unsre Seelen fester ineinander. Sonderbar wird es Ihnen klingen, wenn ich Ihnen sage, daß der hohe Enthusiasmus, der mich bei Richters Bekanntschaft hinriß, der aber hernach durch das Hinabsteigen in das reellere Leben verging, oder auch nur schwächer wurde — jeden Tag von neuem auflebt. Niemals kann ein Mißverständnis zwischen uns entstehen. Mein Gemüt wird durch Liebe und die höchste Güte so weich gestimmt und mein Sinn zur Tugend immer mehr erhoben, so daß ich nicht mehr an mir selbst verzage, wie sonst. Wie könnte ich dem herrlichen Menschen, bei dem Liebe und Demut allmächtig wirkt, einen eignen Willen gegenüberstellen? Gottlob, daß ich einen Mann habe, bei dem die eheliche Liebe den Weg durch die Moralität machen muß, dessen Übergewicht ich so lebendig empfinde, dem ich aus Verehrung gehorsam bin, wie man der Tugend gehorsam ist, und der mich so liebt. Wir haben nichts mehr zu wünschen, als daß wir zu gleicher Zeit sterben ...

Jean Paul an Frau Professor Schlichtegroll in Gotha. [Weimar, den 11. Juni 1801.] Wie ich auch reise und schweige: am Ende komm' ich doch wieder zu Ihnen zurück, mit Leib und Brief. — Das Schicksal hat endlich die empfindsamen Reisen, wenn gleich nicht meines Körpers, doch meines Herzens mit dem schönsten Lohne geschlossen; und ich lege mich nun mit meinem Bienenschwarm von Empfindungen an einem Zweige in Meiningen fest. Sie sehen, Gute, wie das Schicksal nur trennt, um zu nähern. Jetzt sind und bleiben wir nahe beisammen. Künftigen Dienstag geh ich durch Gotha mit meiner Frau; da ich aber nicht länger da bleiben darf, als die Pferde fressen, so will ich diese in einiger Entfernung nachahmen und, wenn Sie wollen, mit meiner Geliebten bei Ihnen mittags zwei kurze, gar zu kurze Stündchen sein. Ich drücke Sie als die Unveränderte an das unveränderte Herz.

In Meiningen und Koburg
1801 bis 1804

Das Herzogtum Meiningen, ein Teil der ehemaligen Grafschaft Henneberg, hatte rund 50 000 Einwohner, seine recht dörfliche Haupt- und Residenzstadt Meiningen, vielfach auch Meinungen genannt, nicht ganz 4000. Bis zum Tode seines Bruders, des Herzogs Karl, 1782, hatte der jetzt vierzigjährige Herzog Georg gemeinsam mit diesem regiert. Seitdem trug er, unterstützt von einem ansehnlichen Regierungs- und Hofbeamtenapparat, die Bürde der Würde allein. Die Zeitgenossen rühmen seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, seine Bemühungen um Landwirtschaft, Gewerbe und Schulen, sein festes Auftreten und seine schauspielerische Begabung, die er auf der Bühne des von ihm geleiteten Hoftheaters betätigte. Jean Paul, der bald seine persönliche Freundschaft gewann und ganz zwanglos mit ihm verkehrte, fand ihn „tausendmal moralischer als den Herzog von Weimar". Die Herzogin-Mutter Charlotte Amalie dehnte ihr Wohlwollen auch auf Jean Pauls Frau aus, die ihrerseits von der natürlichen Herzlichkeit dieser Fürstin, die freilich schon nach einigen Monaten starb, ebenso entzückt war wie von der Verehrung, mit der alles am Hofe zu Jean Paul wie zu einem Wesen höherer Art aufblickte. Freundschaftlich besonders nahe trat Jean Paul dem ehemaligen Erzieher des Herzogs, dem Konsistorialvizepräsidenten Heim, einem Bruder des Berliner Arztes. Er besaß eine von Goethe als bedeutend anerkannte Mineraliensammlung. Mit Jean Paul verband ihn die Liebe zur Philosophie im allgemeinen und zur Naturphilosophie Schellings, die um jene Zeit ihre Herrschaft anzutreten begann, im besonderen. Aus Jean Pauls weiterem Verkehrskreise sind noch zu nennen der münzenkundige nachmalige Regierungspräsident von Donop, die Doktoren Jahn und Panzerbieter.

An Besuchern von auswärts hatte Jean Paul in Meiningen Frau Charlotte von Kalb, Paul Emil Thieriot und den Humoristen

Cosmeli, den Göttinger Professor, Literaturhistoriker und Romanschreiber Bouterwek zu empfangen. Ein dreißigjähriger Dichter Ernst Wagner, der in der Nähe von Meiningen als Gutsverwalter und Gerichtsaktuar lebte, suchte und fand Verbindung mit Jean Paul, desgleichen der wunderliche Abenteurer Johann Arnold Kanne aus Detmold, der 1824 als Philosoph und Professor der orientalischen Sprachen zu Erlangen gestorben ist. Reisen unternahm Jean Paul von Meiningen aus, teils allein, teils in Gesellschaft seiner Frau oder des Herzogs, nach Bayreuth und Kassel und zweimal nach Weimar. Das Hauptereignis seiner Meininger Zeit aber war die Geburt seiner Tochter Emma, am 20. September 1802. Unter ihren Paten ist der Sekretär Schwendler in Meiningen, den bald danach die Gräfin Schlabrendorff heiratete.
So gut es ihm aber auch in Meiningen erging, für immer wollte Jean Paul doch nicht dort bleiben. Die Unruhe des Herzens trieb ihn weiter. Er dachte an Weimar, aber das Bier schreckte ihn zurück. Das war in Koburg besser, auch waren dort alle Verhältnisse weniger dörflich als in Meiningen, die schönere Landschaft und die größere Nähe der Heimat lockten. Vergebens sattelte der Herzog seinen Pegasus, den Dichter zu halten:

Sie sollen hier bleiben
Und schreiben,
Und sollen haben
An Gaben
Frei Porto von Bayreuther Bier,
Nicht weniger ein frei Quartier,
Nebst Büchern, die Sie lesen wollen.

Aber Jean Paul war nicht zu halten. Er entschied sich für Koburg und bezog am 4. Juni 1803 eine Wohnung an der dortigen Gymnasiumsgasse, in der ihn eine umfangreiche Bierspende seines Bayreuther Freundes Emanuel erwartete.

Jean Paul an Christian Otto in Bayreuth. [Meiningen, den 21. Juni 1801.] Ich habe dir wenig zu sagen, wenn du nicht neben mir sitzest. An Zeit ist nicht zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich eben zufrieden bin; indes bin ich wenigstens selig.

Die Ehe hat mich so recht tief ins häusliche, feste, stille, runde Leben hineingesetzt. Gearbeitet und gelesen soll jetzt werden; das Verlieben kann ausgesetzt werden. — Herder und sie wurden die Amorosi meiner Frau; die Herzogin-Mutter, bei der sie saß, sagte zu meiner Beruhigung, ich sei ihrer gar nicht wert; Wieland schreibt, ich sei ein Günstling des Schicksals. Hier am Hofe gefiel sie allen sehr; sogar der weibliche Adel liebt sie, obwohl die einzige Bürgerliche, recht sehr. Ich habe mit ihr weiter nichts in der Ehe gefunden, als was ich vorher vermutete, daß man sich darin noch hundert Mal inniger und neuer liebt als vorher. — Komme! — Mit der Gräfin Schlabrendorff leben wir in schönem Bund. Der ganze künftige Monat wird herrlich blau; richte dich danach.

Jean Pauls Frau an ihren Vater. [Meiningen, den 4. Juli 1801.] ... Die Trennung von Weimar ist uns vorzüglich wegen Herders schmerzhaft gewesen. Mir war sie wichtig, weil nun doch mein neues Leben erst anfing. Mit wie unbestimmten, bangen Vorstellungen fuhr ich hieher. Uns empfing die Gräfin [Schlabrendorff] mit unendlich vieler Freude und mit dem Vorzeigen von mehren Wohnungen. Diese machten mich wirklich recht traurig. In der ersten Nacht schlief ich nicht, weil all meine schönen Träume von häuslicher Ökonomie durch sie vernichtet waren. Die Stadt ist nicht so idealisch als ich mir's träumte; wenige Häuser haben Gärten und nur sehr kleine Höfe, große Zimmer, viele Fenster und drei bis vier Etagen. Mit dem Morgen ging und schickte ich nach andern Wohnungen, und wir waren so glücklich, eine isolierte, anständige, mit häuslichen Bequemlichkeiten versehene zu finden. So schnell als möglich zogen wir ein ... Lassen Sie mich es immer wiederholen, daß wir jeden Tag glücklicher werden. Es ist nichts im Äußern, noch im Innern, was uns stört. Jetzt über die Momente des Enthusiasmus hinweggehoben, wird man mir glauben, — wie phantastisch auch mein Urteil klingen mag — daß Richter der reinste, heiligste, gottähnlichste Mensch ist, der je gelebt. Könnten mehre, wie ich, in sein Innerstes eindringen, wieviel höher würde man ihn achten. Ich habe Augenblicke, — die, wo ich ihn still anschaue, wo ich vor seiner Seele knieend liege. Ich fürchte nur den Tod.

Ich habe die Freude, ihn recht gesund werden zu sehen. Alle Welt findet ihn stärker und frischer — er ist auch ruhiger als in Berlin, sein Leben regelmäßiger; um sechs Uhr stehen wir auf, um zwölf Uhr essen wir, spätestens um zehn Uhr gehen wir zu Bett. Aus Grundsatz und Ökonomie gewöhnt der gute Mensch sich den Wein ab und trinkt nur Bier. Er ist in allem zugleich so kindlich und so fest; man möchte sein Leben hingeben, wenn man ihn belohnen könnte.

Karoline von Feuchtersleben an Jean Pauls Frau. [Hildburghausen, den 17. Juli 1801.] Umsonst erhielt ich mir seit Februar den hoffenden Gedanken, einige Worte von Ihnen zu hören. Heute, einen Tag vor meiner Abreise ins Bad Bocklet, kommt das Blatt Ihres Pauls an mich, aber ich kann in den verfliegenden Minuten nur wenig sagen. Auf die Frage Ihres Mannes über Kommen und Sehen antworte ich hier: Haben Sie Mut genug, eine Unglückliche zu sehen, so kommen Sie; ich bedarf dessen weniger, denn ich umfasse eine Glückliche, und der geprüfte gute Menschengeist sieht und trägt ja leichter fremde Seligkeit als fremden Kummer. Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zusammenführen, und Du wirst in meinem feuchten Auge den Wunsch wieder lesen, den ich immer für Dich habe und Dir jetzt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib!

Jean Paul an die Gräfin Schlabrendorff, die mit dem herzoglichen Hof auf Schloß Liebenstein bei Meiningen weilte. [Meiningen, den 20. Juli 1801.] Wir stecken wie Krebse in unserm Uferloch und hören nur von ferne das Wellenrauschen. Sie können mir, zumal mit dem Arme des Herzogs, ein Zweiglein reichen, worauf ich ein kurzes Nest machen kann.

Jean Pauls Frau an ihren Vater. [Meiningen, den 27. Juli 1801.] Mein geliebter Vater! Unaussprechlich viel Freude haben mir Ihre letzten beiden Briefe gemacht. Ich muß immer weinen, so oft ich die väterliche Hand sehe. Ach die Entfernung ist doch oft gar zu schrecklich.

Mein Mann ist fast immer zu Haus. Unter den Männern sind, bis auf den alten Präsidenten Heim, die interessantesten abwesend.

Die Frauen, mit denen ich umgehe, sind sehr achtungswert und ich nehme gern Belehrung von ihnen an; überall gewinnt man, sieht irgend einen Vorzug, und ich beuge mich so gern unter fremden Wert, für den ich meine Augen immer offen behalte. Oft bin ich bei der verwitweten Herzogin (der ganze übrige Hof ist jetzt in Liebenstein); das ist eine so ehrwürdige, so unendlich gute Frau; sie hat es so gern, daß man sie besucht; es sind immer viel Damen aus der Stadt da; man nimmt seine Arbeit mit und bleibt bis acht Uhr. Wir erwarten einen Freund meines Mannes, Emanuel, der einige Tage bei uns wohnen wird. Er wohnt in Bayreuth, wohin wir im September reisen werden, um den zweiten Freund, Otto, zu besuchen.

Die Gegend umher ist uns zum Teil noch fremd. Es regnet fast unaufhörlich. Dies hat meines Mannes Reise nach Liebenstein bisher gehindert.

Vor einigen Wochen überraschte meinen Mann der alte Gleim durch ein sehr hübsches Geschenk: ein Schreibzeug von Silber mit einem kleinen Gedicht als Inschrift in Silber eingegraben, welches sich auf seinen Glückwunsch an der Königin Geburtstag bezieht. Der Herzog scheint meinen Mann sehr lieb zu haben. Vergangenen Sonntag (das erste Mal, daß er einige Tage hier zubrachte) hat er ihn den ganzen Tag bei sich behalten. Er ließ ihm am Morgen um neun Uhr sagen, er erwarte ihn; drauf bat er ihn zu Mittag; dann — wir saßen kaum wieder ruhig beieinander — auf eine Pfeife Tabak, die freilich mein Mann ihm allein ließ, obschon er zu ihm ging und auf ferneres Bitten auch zum Abendessen blieb.

Mein bester Vater, leben Sie wohl! Gott segne Sie! Erhalten Sie mir Ihre Liebe, ohne die ich nicht glücklich sein kann.

August Henneberger erzählt [1863 in seiner Schrift „Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen" nach Mitteilungen der Tochter des Meininger Hofrates Heim]: Wenn Heim bei seiner Lektüre oder seinen Studien eine interessante Frage oder Notiz aufstieß, so lief er ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Negligé-Kamisol über die Straße zu Jean Paul, um diesem Mitteilung von dem Funde zu machen. Weder die Konvenienz der

Residenzstadt fand an dieser Ungeniertheit etwas auszusetzen, noch Jean Paul. Denn diesen selbst traf man in einen Schlafrock gehüllt, dessen bessere Tage längst zu den gewesenen zählten, und selbst der Unmut der geliebten Frau, die längst für einen neuern und elegantern gesorgt, konnte ihn nicht bewegen, den altgewohnten in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen und sich selbst mit der Pracht des neu angeschafften zu schmücken. In dieser Hülle saß er entweder schreibend an seinem Tisch oder durchlief mit hastigen Schritten sein Zimmer.

... Als Karoline einst einen im Hofrat Heimschen Hause aufgetragenen Kalbsbraten als einen „göttlichen" Kalbsbraten bezeichnete und die Freundin ob dieses Ausdrucks in ein lustiges Lachen auszubrechen sich nicht enthalten konnte, da sagte Jean Paul, seiner Frau hyperbolischen Berlinismus launig vertretend, zu der Lachenden: „Sie freilich, wenn Sie in den Himmel kommen, werden denselben ‚gar nicht übel' finden, und sollten Sie in die Hölle kommen, so erscheint sie Ihnen wahrscheinlich ‚ganz passabel'."

... Jean Paul liebte die Musik, ohne ein Instrument besonders zu bevorzugen. Denn, so hat er sich öfter bei Gelegenheit gegen seine Meininger Freunde ausgesprochen, es komme weniger auf die äußere Musik an als auf die innere, die in jedem Menschen lebe und durch jene geweckt werde ...

Jean Paul an seine Frau. [Schloß Liebenstein bei Meiningen, den 10. August 1801.] Du gute Seele! Mitten im Tumult der Lust schreib ich Dir. Wie wirst Du Einsame Dich sehnen! Mir fuhr, so oft ich hier an einem neuen Altar der herrlichen Gegend stand, der Gedanke an Deine Ferne wie zwei Stiche durchs Herz. Du, meine Gute! Morgen Mittag komm ich mit dem Herzog, weil ich Dich nicht länger missen kann. Möge Dir wohl sein! Du mußt einmal hieher. Leb wohl! Wie werd' ich Dir morgen ans treue Herz fallen! Unsäglich sehn' ich mich.

Jean Pauls Frau an ihren Mann nach Schloß Liebenstein. [Meiningen, den 10. August 1801.] Du göttliches, einziges Herz! Könnt' ich doch an Deinen Hals fliegen und Dir danken,

daß Du an mich gedacht hast. Ich stand gerade auf der Flur, das kleine Spinde mit Gaze zu beschlagen, als ich Deinen Brief bekam. Du Liebster!

Als Du gestern in Deinem Wagen festsaßest, wars meinem kindischen Herzen, als säße da der fremde Jean Paul, der nicht mir gehörte. Wie war ich verlassen, alles war so leer. Doch ertränkte ich meine Beklommenheit; ich ging in Dein Zimmer, räumte auf und ließ es rein machen. Dein Schnupftuch nahm ich mit mir, es hatte noch einige Wärme von Dir. Ich hatte nichts zu sorgen und empfand eine große Leere. Da holt' ich mir den ersten ungebundnen Teil des „Titan" und habe ihn fast ganz durchgelesen. Wie ich da oft hätte zu Deinen Füßen sinken mögen, Du Herrlichster! Ach ich tue gar nicht genug, Dich zu verdienen, und ich bin mir selbst so gar nichts. — Ich sehe nach Deinem Sopha hin, als wäre der Weg so kurz, den meine Worte zu machen haben. Ich werde heute noch Briefe und an Deinem Register schreiben.

Sonderbar stiller ists jetzt in unsrer Stille. Niemand kommt, nur ein Zeitungsträger gestern. Im Keller steht alles in militärischer Ordnung; es machte mir Freude, Dir in der Ferne gehorsam zu sein. Ich werde auch ausgehen und gewiß recht fest zuschließen, darauf verlasse Dich.

Wie himmlisch wird unser Wiedersehn sein!

Gott nehme Dich in seinen Schutz, daß Du Freude hast und gesund bleibst. Er küsse Dich mit Sonnenblicken und mache mich würdig, Dein Herz zu verdienen. Lebe wohl, meine Seele! mein Himmel! Deine Karoline.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Meiningen, den 15. August 1801.] ... Die Ehe überwächst mich immer einsamer mit ihren Blütengesträuchen. Sonst ertrug ich die gesellige Leere, die fürchterlich allgegenwärtig ist, weil ich verliebte Fülle suchte. Unbegreiflich sehnt sich meine Karoline, die noch mehr Einsamkeit sucht, nach Ihnen und Otto. Im September muß ich sie Ihnen bringen. Es ist ein Wesen ohne Gleichen, das sag' ich in der Ehe noch gewisser als früher. Wieland hält mich daher für ein Glückskind ...

Jean Pauls Frau an ihren Vater. [Meiningen, den 8. September 1801.] O, mein guter Vater, wie hat es mich gerührt, einen Brief von Ihnen zu finden, als wir gestern Abends von unsrer Bayreuther Reise zurückkamen. Das Wetter drohte mit dem Ende seiner Schönheit, so entschloß sich mein Mann zur schnellen Abreise am 25. August. Ich nahm mir vor, Ihnen von Bayreuth aus zu schreiben, und tat es. Sie erhalten den Brief aus der Hand Emanuels, bei dem wir wohnten. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie ihn recht gastfreundlich behandelten, weil er uns so über alle Beschreibung gut aufgenommen und jede Art der Aufmerksamkeit mit großer Feinheit und Liebe erzeigt hat. Leider war ich die ganze Zeit meines Dortseins krank und verdarb so den Reiseplan meines Mannes, der anfangs noch weiter sich ausgedehnt. Mein Mann wollte die Herzogin von Hildburghausen besuchen und mich ihr vorstellen, sie hat ihn kürzlich so freundlich eingeladen — allein es hätte ihn doch zu sehr aufgehalten. Dann wollten wir nach Hof, wo er so lange gewohnt hat und von da zu seinem Bruder, der Rendant in einem kleinen Städtchen Sparneck ist, aber meine Krankheit hat alles vereitelt. Aber wir haben uns, wo möglich, noch mehr lieben gelernt. Keine Mutter kann treuer und ängstlicher für ihr Kind sorgen, als mein einzig guter Mann Tag und Nacht gesorgt. Aber eben deshalb sind wir mit unendlicher Freude in unsre Heimat zurückgekehrt, die uns recht in schimmernde Ferne getreten war.

An demselben Abend war unsre verwitwete Herzogin gestorben. Das macht eine unglaubliche Bewegung hier, erstlich weil sie Fürstin, zweitens, weil sie die beste, wohltätigste Seele war, die es geben kann. Der Herzog war außer sich; er ist ein recht seltner Fürst. Er läßt sie auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, weil, sagt er, „sie es wert ist, unter ihren Untertanen zu liegen". Alte eisgraue Bauern kommen vom Lande herein, sie als Leiche zu sehen, weinen und nennen sie Mutter. Sie war recht freundlich zu uns. Einmal hatten wir uns anmelden lassen und mein Mann bekam Kopfweh; da ging ich allein zu ihr. „Ach, sagte sie, es tut mir recht leid, ich habe expreß Arrak holen lassen für Ihren Mann,

weil er das vorige Mal keinen Tee trank" und sie schickte hernach und ließ fragen, ob er sich besser befände.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Meiningen, den 12. Februar 1802.] Lieber! Wenn ich bedenke, wieviel ich immer an Otto schreibe, damit Sie es mitlesen, und dann zurückrechne, was mir etwan dafür wird von Bayreuth aus, so brauch ich freilich Nachsicht mit meinen Nebenchristen und Nebenjuden. Sollte das Bier schon unterwegs sein, was Gott gebe, so bitt' ich Sie herzlich, sogleich neues nachzusenden, weil der Transport vom Faß in mich viel schneller geht, als von Bayreuth zu mir. Wann erscheinen Sie endlich und schauen und teilen unser Leben? Es ist so gefärbt und gestrickt: Um sechseinhalb fahren wir aus den Betten, oft meine Frau voran, um Sahne abzuschöpfen. Der Kaffee steht schon in meiner Stube. Ich hebe das lange Trinken an, Karoline das kurze und sitzt neben mir. Doch vorher, beim Eintritt in mein Museum, wird ein gescheutes Wort mit Spitz gesprochen, der ebenso antwortet. Ich habe den Hund erst vorgestern gekauft. Dann putzt sie sich in ihrer Stube; ich schreibe; sie bringt Eßsachen (alles geht auf meinem schwarzen Kanapee vor) und ich schreibe fort. So verläuft fast ein Wintervormittag. Um ein Uhr ruft sie mich und den Hund in ihr Zimmer zum Diner. Dann wird Reichsanzeiger etc. gelesen. Meist kömmt der Präsident Heim mit Mineralien, um zu reden und zu verdauen. Um fünf Uhr ist Goutée-Zeit. Aber hier fangen die größten Verschiedenheiten an. Es kann der Kandidat L. oder sonst die Gräfin oder die schöne Tochter Heims zu meiner Karoline kommen, jener ihr vorlesen, diese Thee trinken, und ich gehe zuweilen in ihr Zimmer hinüber, um auch einen Tropfen mit zu holen. Es kann der Herzog schicken und um fünf mich verlangen, worauf ich allemal um sieben erscheine. Es kann Konzert sein, das von fünf bis sieben dauert. Meine Karoline kann zur Hofrätin Heim gehen um sechs, und ich um siebeneinhalb nach. Oder das alles ist nicht und wir essen ordentlich um neun Uhr zu Hause. Nach wenigen Worten steck ich dann um neuneinviertel unter den Federn. — Ich muß gestehen, daß ich zu Weihnachten meiner Karoline einen blauen tuchenen Ama-

zonenhabit zu fünfundzwanzig Talern beschert, Macherlohn, Zutaten nicht gerechnet.
Tausend Worte der Liebe an meinen Emanuel. Richter.

Jean Paul an Christian Otto. [Meiningen, den 27. März 1802.] ... Meine Reise nach dem Oberlande mit dem Herzoge und mehren, aber im einsitzigen Schlitten, — weswegen ich sie ihm nicht zum zweiten Male abschlug — solltest Du, von mir beschrieben, lesen; so viel ging vor. Auch im herrlichen, an Bergrücken gelehnten Sonnenberg war ich, wo der Herzog der Stadt einen Ball gab. In Neuhaus gab uns ein Liebhabertheater von vier Bauern eine kurze Komödie. Den Tag vorher wurde das Stück dreimal gegeben, weil man wegen des zu kleinen Dach- und Theaterbodens immer die alten Bauern hinaus und frische hineinlassen mußte. Das Fräulein wurde von einem Kutscher erträglich gemacht, die Bewegungen ausgenommen, wenn man scharf sein will. Am besten aber wurde der alte Baron gegeben von einem Menschen, der eher ins Theater als ins Zuchthaus sollte, wohin er doch nach einigen Tagen — Meineids wegen — bestimmt war. Von Zeit zu Zeit wurde dem Herzoge, dem Prinzen von Hessen-Philippsthal und dem fürstlichen vorn mitsitzenden Gefolge ein Krug gutes Bier gebracht, das unter uns hinauf und hinablief.

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 1. Juni 1802.] Mein einziger Richter! Seit Freitag ist unser Christian Otto [preußischer] Regiments-Quartiermeister [in Bayreuth]. Kein Vater, kein Gott kann mehr für sein Kind d. h. mit reinerer Absicht wirken. [Emanuel hatte für Otto die erforderliche Kaution von 3000 Gulden gestellt.]
Unser Paulus Aemilius [der Violinist Thieriot] eilte aus der Mitte der Nürnberger nach Ansbach. Dieser himmlische Mensch gab uns prächtige Stunden, die wir nur Ihnen zu verdanken haben. Unsre Bayreuther haben ihm, wie Sie aus beiliegendem Zeitungsblatt sehen, soviel sie können gegeben, da er nichts von ihnen genommen hat...

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Meiningen, den 17. August 1802.] Lieber Alter! Seit gestern Abend schwimm' ich in einem Meer des Vergnügens oder Biers, der Einspänner

holte mir's für vier Laubtaler. Meine Frau trägt die schönste Gesundheitsblüte über der Frucht; bei einem solchen Wunder gesunder unverfälschter Natur ist der beste Ausgang nicht einmal eines ...

Ich und meine Karoline waren einige Tage während der Hölle des heißen Wetters im Himmel von Liebenstein, wo ich die alte Natur und die neue Freude recht genoß, daß der alte Herzog alles für mich bezahlte. Vielleicht blieb ich eben darum, da mir alles und der beste Weinkeller offenstand, nur drei Tage ...

[Meiningen, den 20. September 1802 — am Tage der Geburt des ersten Kindes.] Geliebter! Wiewohl mein Blatt an Otto auch an Sie ist, so soll doch in Ihrem Archiv der Liebe die meinige auf besonderen Papieren aufbewahrt werden. Ich bin weit über meinen Wert hinaus selig und habe nichts als Demut und die Träne dazu. Seh ich rund umher dies ungleich ausgeteilte Leben an und das Schicksal der Besten und vergleiche: so schwelge ich noch tiefer und weine die Freudenträne nur gebückt.

Aber sie verdient alles, was ich geschenkt bekomme von Gott; und daher sag' ich ihr immer, daß ich mich recht sehr auf sie verließ, Gotteswegen. — Wie ein Engel, zerschmolzen in Schmerzen und wieder in Liebe und Wonne, so liegt sie da und ist mit allem zufrieden. — Ach, warum hab' ich jetzt meine zwei Freunde nicht an meiner Brust. Aber ihr sollt beide selig werden, wenn ihr alles sehet, nämlich sie und sie, Mutter und Tochter.

[Meiningen, den 18. Oktober 1802.] ... Der Name ist Emma, Emanuele, Georgine, Amalie, Idoine. Letztern Titans-Namen geb' ich aus pädagogischer Klugheit. Meine Karoline mag die Paten vorsummieren.

Karoline und Emma sind gesund, nur ist noch viel verdammtes Weiberwesen um mich herum ... Seit diesem Jahre wird der „Titan" beschlossen und zugesperrt. Ich bat Gott still immer, nur mich nicht vor diesem Ende in meines zu rufen. Freilich passet diese Bitte auch für die zwei nächsten Werke. Auch die opera omnia möcht' ich vorher geben, eh' droben meine opera minuscula majuscula gerichtet würden; denn so ist der Mensch ...

Sonderbar gesund bin ich (indeß oder weil ich wenig zu Leuten komme) Dank dem Bayreuther Biere und dessen Geber.

Karoline Richter an Emanuel in Bayreuth. [Meiningen, den 18. Oktober 1802.] Die Paten sind: Herzogin von Weimar / Herzog von Meiningen / Fräulein von Hendtrich / Hofrätin Heim / Präsident Heim / Sekretär Schwendler / mein Vater / und der Besitzer dieses Verzeichnisses. — Guten Morgen, bester Emanuel, mein Kind schreit, daher nichts weiter. Karoline.

Jean Paul an Emanuel in Bayreuth. [Meiningen, den 7. Dezember 1802.] ... Das Schöne hat Koburg, daß ich oft zu Fuße in zwei Tagereisen, die erste bis Schwarzach, nach Bayreuth kann. Der Herzog ließ mir durch den Präsidenten Heim Vorstellungen gegen den Abzug tun. Die Leute hier fassens gar nicht, daß ich mich hier nicht begraben lasse. Ich schiebe freilich alles aufs Bier ...

[Meiningen, den 11. Februar 1803.] Ich will ein wenig Ihrem Briefe antworten, den ich noch nicht gelesen, weil er vermutlich erst aus Rudolstadt abgeht, wohin ihn meine Karoline mir nachgeschickt, indeß ich gar nicht dahin dem Herzog nachgegangen — aus Furcht der Schloßfeste und aus Sehnsucht nach Frau und Bayreuther Bier, dessen Mangel mich schon in Weimar krank gemacht — sondern acht Tage früher hieher gekommen war ... In Weimar fand ich mein altes Lebens-Italien bei dem alten Herder wieder, dessen Zunge für mich die Zunge in der moralischen Apothekerwage ist ... Aber er ist leibes- und seelenkrank, sein geistiges wie sein körperliches Auge siech. Ich brachte ihm einige himmelblaue Abende an seinen Tisch. Sonst fand ich in Weimar nichts so schön wie das Tor nach Meiningen zu. Aus einer neuen teuern Oper, Roxelane, ging ich und Herder nach dem ersten Akte, so hundsschlecht war sie.

Mit Schiller disputiert ich mich auf einem schönen Diner von einundneunzig Couverts hinter dem gebognen nackten Rücken der benachbarten Dichterin Imhoff sehr herum, aber sehr friedlich, und ich lieb' ihn wieder etwas ...

Mit Freuden vernahm ich, daß Sie schon wieder ein Fäßlein, Gott gebe ein Faß, reisefertig haben. Es reise bald. In Koburg brauch ich nichts mehr.

[Meiningen, den 15. März 1803.] ... Einmal will ich mich doch ernstlich über meinen Trinkunfug verteidigen. Nämlich: Von meinem sechzehnten Jahr an trank ich bis ins zwanzigste weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt diesen an Sonntagen. Dann häufiger, aber stets für den Kopf. Erst im dreißigsten nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu versaufen, und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaumen-, nur Gehirnkitzel, und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase. „Konntest du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anspannung geben?" fragt die Welt. Nein, Welt! Die Kunst fodert Intension der Anstrengung, nicht Extension, der freilich eben auf meine Kosten die Abspannung folgt. Aber mit bloßem natürlichen Feuer sind gewisse Kalzinier-Effekte gar nicht zu machen; Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Inzitamente steigern?" Freilich, aber es kostet blos verflucht Geld, nicht einmal Gesundheit, denn allmähliche Zunahme der Reizmittel schadet so wenig wie ein heißes Land dem Einwohner. „Du bist abhängig, Guter, mußt durchaus immer mehr nach Süden." Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Satan ...

Nur eine Schwelgerei hab' ich, daß ich immer in der hohen Flut aller Kräfte schwimmen will ... Was Trunkenheit ist, — die nämlich den Geist lähmt anstatt beflügelt — wenn ein Mann abends bloß im Zickzack heimgehen muß, kenn' ich nicht ...

Stadt und Herzogtum waren in Koburg annähernd doppelt so groß wie in Meiningen. Die Hofhaltung des seit 1800 regierenden Herzogs Friedrich Anton suchte durch strengere Etikette zu ersetzen, was sie sich an Üppigkeit versagen mußte; denn eine kaiserliche Debitkommission überwachte die Finanzen des beträchtlich verschuldeten Landes. Mochte Jean Paul auch gelegentlich mit den drei Prinzessinnen eine Polonaise tanzen, ein nahes Verhältnis zwischen ihm und dem Hofe ließ sich nicht herstellen. Auch

nicht zu dem sechsundsechzigjährigen Herzog Friedrich Josias, der von seinen ruhmreichen Feldherrntaten in österreichischen Diensten gegen die Türken (1789) und gegen die Franzosen (1793/94) in Koburg ausruhte.

Dagegen gewann Jean Paul die Freundschaft des Polizeidirektors Ortlof, des Archivrates Forberg, der als Jenenser Privatdozent der Philosophie auf Fichtes Seite in den sogenannten Atheismusstreit verwickelt gewesen war, und des preußischen Kammerrates Gruner, der sich vor, in und nach den Befreiungskriegen als einen weitblickenden Staatsmann von vaterländischer und freiheitlicher Gesinnung bewiesen hat, zu jener Zeit aber fränkische Landarbeiter als Kolonisten in die durch die zweite und dritte Teilung Polens an Preußen gefallenen Bezirke zu leiten suchte.

Näher als diesen dreien trat Jean Paul dem Minister von Kretschmann, der, früher in preußischen Diensten, aus Bayreuth nach Koburg gekommen war, um die Verwaltung des Herzogtums neu zu organisieren und den Herzog von jener kaiserlichen Debitkommission zu befreien. Kretschmanns Tätigkeit erzielte die besten Erfolge. Aber durch seine Härte und Herrschsucht machte er sich viele Feinde, in deren Augen nun auch auf Jean Paul ein falsches Licht fiel. Und daß der Minister von Kretschmann schließlich durch den Minister von Wangenheim unredlicher Kassenführung und anderer eigennütziger Betrügereien öffentlich bezichtigt und in einen langwierigen Prozeß verwickelt wurde, erschwerte Jean Pauls Stellung in Koburg nicht wenig, der übrigens schon von Anfang an dort zu „verschimmeln" befürchtet hatte.

Zunächst brachte der Herbst des Jahres 1803 dem Dichter sehr bedeutsame Erlebnisse: im November die Geburt seines Sohnes Max, im Dezember den Tod des ihm so wohlgesinnten Herzogs Georg von Meiningen und den Tod Herders.

Im neuen Jahre nahm der Prozeß gegen den Minister von Kretschmann eine Wendung, die den Minister von Wangenheim derartig ins Unrecht setzte und in Ungnade fallen ließ, daß er Koburg verlassen mußte. Jean Paul, der sich von Kretschmann öffentlich losgesagt hatte und nun in eine Untersuchung gegen Wangenheim

verwickelt wurde, fühlte, daß in Koburg auch seines Bleibens nicht länger sein könne. Er dachte an Gotha, wo der ihm wohlwollende, von der „Titanomanie“ besessene Erbprinz inzwischen zur Regierung gelangt war. Als dieser enthusiastische Verehrer sich aber abgeneigt zeigte, den Titan-Dichter durch eine Pension an sich zu fesseln, entschied sich Jean Paul für Bayreuth. Vorher aber unternahm er in der Pfingstwoche eine Reise nach Erlangen.

Am 12. August 1804 ließ Jean Paul sich in Bayreuth häuslich nieder. Und hier hat er dann den Rest seines Lebens verbracht. Während seines Aufenthaltes in Meiningen und Koburg hat er den „Titan“ vollendet, einen neuen vierbändigen Roman „Flegeljahre“ weitergeführt und seine „Vorschule der Ästhetik“ begonnen.

Friedrich Hofmann erzählt [1863 in der „Gartenlaube“ nach den Erinnerungen seiner Mutter, die als Fünfzehnjährige Dienstmädchen bei Jean Paul gewesen war]: Jean Paul wohnte in Coburg in dem später sogenannten Prätoriusschen Hause in der Gymnasiumsgasse. Wie er aber stets für sein geistiges Schaffen während der schönen Jahreszeit auf eine freundliche Stätte in der freien Natur bedacht war, so hatte er mit seinem feinen Naturkennerauge bald auch in der reizenden Umgebung Coburgs das rechte Fleckchen für sich herausgefunden: das Gartenhaus auf der vorderen Koppe des sogenannten Adamiberges. Wie später von Bayreuth aus in die Rollwenzelei, so pilgerte er jeden Morgen von Coburg aus zu dieser Höhe. Im grauen Rock, eine Blume im Knopfloch, eine Mappe unterm Arm, den Stock in der Hand, auf dem Haupt die Mütze mit dem großen Schild, so sah man ihn den regelmäßigen Gang am Morgen dahinwandeln. Eine größere Mappe, einige Bücher und das Frühstück trug ihm, stets etwas später, meine Mutter nach. Bisweilen ließ er sich mittags auch das Essen auf seinen Berg bringen. Erst gegen Abend stellte sich die Familie ein. Dann begann die Lust mit den Kindern, dann flossen ebenso schöne Lehren und Geschichten von seinen Lippen, als er in Scherz und Neckerei übersprudelte, da war er ein frommer sorglicher Vater und ein fröhlicher Mensch zugleich und glücklich in der Fülle seines Herzens.

Als eines Morgens meine Mutter mit der vollen Mappe zu ihm ins Gartenhaus trat, wo er an seinem Schreibtische saß, rief er ihr entgegen: „Liesle! weißt du, was du jetzt unterm Arm getragen hast?" — „Nein, Herr Legationsrat!" — „Siehst du, wenn du's gewußt hättest, wärst du am End' davor erschrocken." — „I gar! Warum denn?" — „Nu merk' auf!" (Er öffnete die Mappe, in welcher viele große und kleine beschriebene Blätter und Papierschnitzel zum Vorschein kamen.) „Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen. Siehst du, die kleinen Blättle, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nu merk' auf! Wenn du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt dir die Blätter fort, so springe nur ja nach den kleinen, die raffe mir alle zusammen, die großen kannst du fliegen lassen. Denn, siehst du, den Donner, den mach' ich selber, und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!"

Frau Josephine von Sydow an Jean Paul. [Klein-Rambin, den 18. September 1803.] ... ich wage noch, mich der süßen Hoffnung hinzugeben, daß ich eines Tages mit allem was ich liebe vereint sein werde. Zählen Sie darauf, daß Sie eines der Wesen sind, deren Nähe am meisten zu meinem Glück beitragen kann, und daß ich mich noch auf jenes Versprechen verlasse, was Sie mir in Berlin gaben, daß wir eines Tages vereinigt sein werden. Umarmen Sie für mich Ihre liebenswürdige Gattin, lieben Sie mich beide, geben Sie mir manchmal Nachrichten von sich, und vor allem: zweifeln Sie nicht an der zärtlichen, unveränderlichen Zuneigung Ihrer Freundin Josephine.

Jean Pauls Schwägerin an ihren Mann. [November 1803.] Du glaubst nicht, mit welcher Strenge das Kind [Emma, geb. 20. September 1802] schon jetzt behandelt wird. Bei dem geringsten Laut der Unart wird ihm nur die Rute gezeigt, und gleich ist es still. Wenn man es ins Bette legt, werden weiter keine Umstände mit ihm gemacht. Schreit es, so muß es so lange schreien, bis es schläft. Die Türe bleibt zu, und kein Mensch naht sich ihm weiter ... Es ißt keine Fleischbrühe, es bekommt Braten,

Wein — von allem etwas ... Oft können vier Tage vergehen bei unfreundlichem Wetter, ohne daß Jean Paul das Zimmer verläßt. Zwei bestimmte Abende in der Woche gibt es, in welchen er aus ist; Sonntags am Hof — und einen andern beim Minister [Kretschmann]. Die Frau geht nicht mit an den Hof.

Jean Paul an Emanuel. [Koburg, den 17. Januar 1804.] ... Groß ist mein Bier-Jammer und Ihrer. „So kanns nicht bleiben" sagte das Politische Journal von Jahr zu Jahr; und wirklich bleibt nichts so. Etwas würde wenigstens nicht so bleiben, ging ich — wie ich und Karoline ernstlich wollen — mit ihr etwa während der Badezeit (wo ich auch leichter nach umliegenden Ortschaften hinkönnte) und bis in den Nachsommer hinein, wenn nicht zu viele Hindernisse entgegen wachsen, nach Bayreuth, nicht als Gäste sondern als Insassen ...
Adalbert Herder war sehr gefaßt nach des Vaters Tode ... Noch einmal geh' ich nach Meiningen und Weimar; dann nie mehr, nie! ... Auch meine Gesundheit mußte mit trauern. Was Er als Geist mir war, das war er vielleicht Niemandem so; und ein hübsches Stück meines Innern und Lebens wurd' ihm mit in den Sarg gegeben ...

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 22. Januar 1804.] Was kann Sie denn hindern, hierher zu kommen, doch nicht ein Coburger neuer Insasse? Aber, mein lieber Richter, warum wollen Sie uns erst auf die Probe nehmen und sich uns nicht lieber gleich ganz geben? Ziehen Sie zu uns, und beraten Sie sich mit uns, wohin Sie von hier ziehen wollen, wenn es Ihnen bei uns nicht gefallen sollte. Sagen Sie mir nur bald, wie ungefähr das Quartier beschaffen sein soll; Ihren Möbelgeschmack kenn' ich schon. Ich tue alles gern. Wenn ich aber die Mühe habe, ein Quartier aufzutreiben und einzurichten, und Sie die Kosten, so will ich etwas dafür haben: Sie, mein Richter! Karolinen! und die Kinder!

Jean Pauls Frau an Emanuel. [Koburg, den 2. Mai 1804.] ... Richter's Wanken zwischen Bayreuth und Gotha, woran ihn der Tod des alten Herzogs erinnert hat, macht mich nicht wenig bange — ich habe nichts, was meine Furcht des Vorzugs für Gotha

rechtfertigte, denn Richter ist durchaus unentschieden; aber das Schicksal schmeichelt so selten unsern Wünschen, daß man fast sicherer auf das rechnen kann, was ihnen entzogen ist ... Aber bei Ihnen erwartete uns ein schönes Leben, wir würden uns täglich sehen — und Eine Familie ausmachen — wir würden uns nicht entbehren können — und so muß es sein, wenn man glücklich sein will. Richter fühlt eben so sehr das Bedürfnis nach Herzlichkeit und warmer Liebe. Die Leere des höfischen Lebens hat er zum Überdrusse genossen; und nur, wenn es mit recht viel Geist gewürzt wäre, wie wohl in Gotha, kann er es wieder suchen ...

Jean Paul an Emanuel. [Koburg, den 8. Mai 1804.] Nach einem Sehnenden sehnt man sich wieder. Ihr unerwarteter Brief brachte mir viel, da ich mir Ihr Schweigen nur durch eine Reise rechtfertigen konnte, auf die man Sie statt Ihres Bruders geschickt hatte. Ich saß in Arbeit bis an die Schreibfinger; denn zwanzig Druckbogen sind vierzig andere Bogen. Auch hatte der Frühling die Blumen, die er mir sonst reicht, bisher noch in seiner Erde. Wollen Sie Ihren fleißigsten Correspondenten, mich, verlieren, indem ich nach Bayreuth ziehe? Ich weiß, Otto wird Ihnen raten, mir eher ab- als zuzuraten; denn „er bildet sich sonst wieder alles Schöne vor mit seiner Phantasie, so wenig er's glaubt, ob ihm gleich drei Städte schon widersprechen" wird er sagen.
Nach Gotha, dessen Gegend ich hasse wie mehr da, schrieb ich blos eine Bitte, den neuen Herzog über die Pension auszuforschen, die er mir auswerfen würde; denn ohne diese dächt' ich nicht daran. Der Bücher- und Gelehrtenverein da, der in Bayreuth fehlen wird, gefällt mir. Wie wenig ich von hier wegzugehen dachte, wird man aus den Packwagen voll neuer Möbel sehen, womit ich mich und Karoline beladen. Ohne Sie und Otto bliebe mir Bayreuth trotz Bier und Gegend unaushaltbar; und so sehr mich mein Herz immer wieder ins Vaterland zurückzieht, so mein' ich doch mehr das poetisch vorgemalte als das wirklich im Dreck dastehende.

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 13. Mai 1804.] Drei Wohnungen sind zu haben; möchten Sie nicht die Güte haben, zwei davon selber zu besehen? und was wir sonst sind und

haben? Gutes Bier haben wir. Sonst — wir sterben nicht zu zeitig, auch nicht zu spät. Wir sind nicht ganz gut, aber auch nicht ganz bös. Wir sind nicht ganz gescheidt, aber auch nicht ganz dumm. Wir zeichnen uns eigentlich dadurch aus, daß wir uns in nichts auszeichnen. Unser Klima ist mittelmäßig; so auch unser Land, unsre Landschaft, unsre Gestalt, unsre Verfassung, unsre Lebensgenüsse, unsre Preise, unsre Einkünfte; kurz wir stehen nicht zwischen dem, was wir tun, lassen, haben und sein *sollen*, sondern zwischen dem, was wir tun, lassen, haben und sein *können*: unser Charakter ist Mittelmäßigkeit.

Sie haben zwei Menschen hier — was wollen Sie mehr? ...

Professor Le Pique erzählt [nach Jean Pauls Aufenthalt in Erlangen, in der Pfingstwoche 1804:] ... Zuerst von seinem äußersten Äußern! Er trug Stiefel, lange Hosen, jedoch nicht lang genug, um in die Stiefel hinabzureichen, eine nicht sehr weiße Weste, einen blauen, schon etwas verschlissenen Rock mit schwarzsamtnem Kragen. Er ist von mittlerer Größe und recht wohl gebaut. Sein Gesicht ist nicht schön, doch auch nicht unangenehm; en profil gefiel es mir viel besser als en face. (Der Kupferstich in der Eleganten Zeitung ist ziemlich getroffen; der vor dem Hesperus gleicht ihm auch nicht in einem Zuge.) Seine Augen sind blau; es herrscht in ihnen kein flammendes oder blitzendes, sondern ein düster und matt glühendes Feuer. Doch sehen sie nicht starr, sondern rollen vielmehr, wiewohl nicht auf die äußern Gegenstände verschweifend, in unsteter Bewegung. Seine Stirne ist ungewöhnlich hoch. Er hat eine starke Glatze; nicht in der Farbe, sondern in dem Wuchse gleicht sein Haupthaar Professor Daubs. Er ist nicht gerade dick, doch auch gar nicht so mager, als ich mir nach einer Äußerung in den biographischen Belustigungen vorgestellt hatte, wo er sagt, er habe nicht so viel Fett auf dem Leibe, daß man damit eine Nachtlaterne so lange brennend erhalten könne, als die meisten Polizeiverordnungen begehrten, nämlich von 10—1 Uhr. Aber sein Fleisch ist aufgedunsen und schwammicht, welches besonders an den Händen, die viel zittern, auffällt. (Er ist jetzt einundvierzig Jahre alt.) In der Art, seinen Körper zu tragen, herrscht eine eigne Beweglichkeit, die

jedoch sehr verschieden ist von der trippelnden mancher Stutzer, besonders der vorigen Zeit, wo petit maître weniger treffend durch Zierbengel übersetzt wird als heutzutage. Er verändert jeden Augenblick seine Stellung oder hebt wenigstens einen Fuß um den andern auf, geht hin und wieder usw. Seine Mundart, die vogtländische, klingt nicht sonderlich angenehm; als ich ihn Mädichen, Bändichen sagen hörte, konnte ich mich des Gedankens an die jenaischen Kümmeltürken nicht erwehren. Was den Inhalt seiner Gespräche betrifft, so merkte ich, wiewohl ich ihn hocherfreut hörte und er auch nicht zurückhaltend schien, doch bald, daß seine Bücher ohne Vergleich geistreicher, voll tieferen Sinns und Gehalts seien als seine mündlichen Unterhaltungen ...

Jean Paul an Emanuel. [Koburg, den 4. Juni 1804.] ... Himmel! so niedliche, lichte, lustige Zimmer wie in Meiningen möcht' ich. Indes mieten Sie — hat das Logis Berge vor sich, herrliche Zimmerchen u. s. w. — welches Sie wollen, auf meine Gefahr, nicht auf Ihre. Niemals bekam ich ein schöneres Logis, als das ich selber nicht gemietet hatte — das jetzige ...

Ich hatte auf meiner letzten Reise weniger Götterlust, als ich mir versprochen; die Lebenspoesie vor der Ehe blüht zwar in der Ehe noch auf dem Papiere nach, und vielleicht reicher und wahrer; aber in's Leben, wenigstens in's Reisen ist sie schwer mehr zu treiben. In Italien vielleicht könnt' ich noch außer mir kommen — und doch zöge mich Familien-Sehnsucht wieder zu sehr.

Ich arbeite jetzt wie ein Vieh, nämlich insofern der arme Körper doch auch mit an meiner Ästhetik helfen und schreiben muß, indem er dabei seine Schreibfinger und seinen Hintern hergeben muß, sogar seine Paar Füße, um den Geist jeden Morgen auf den Adamiberg zu tragen, wo solcher tief sinnt und ausarbeitet und den Leib als einen gemeinen Lakaien unter seinen höhern Begeisterungen zum Bier oder Wein fortgehen lässet. Frau und Kinder sind alle gesund.

Ich fürchte Ende Monats einigen, und durch den ganzen künftigen vielen Regen. — Ein Nürnberger wollte mich und die Meinigen nach Nürnberg bereden. — Ich möchte wissen, wo ich sonst meinen

Verstand hatte, daß ich mich stets an Einen Ort festpichte. Jetzt nagelt Einen Gepäck und Familie ohnehin überall an. — Der Hof ist in Saalfeld; ich hatte das Vergnügen, kurz vorher gegen ihn grob zu sein; nämlich auf die Sonntagseinladung ohne weitere Grundangabe nicht zu kommen. Gleichwohl wurd' ich während meiner Reise noch zweimal invitiert.

Emanuel an Jean Paul. [Bayreuth, den 8. Juli 1804.] Ein Logis, sechs heizbare schöne Zimmer, ein Garten hinter dem Hause ist für 100 gute Gulden gemietet. Sehr billig! Das Haus gehört der Mutter Münch, die Sie kennen, lieber Richter. Eine — wo möglich schöne — Magd schaff' ich; ich suche und lasse suchen. Bis Anfang August's kann's bezogen werden. Da schließ ich meine Feder und öffne nur den Mund voll warmer Liebe und Treue für Euch.

Stilleben in Bayreuth
1804 bis 1815

Jean Paul hat sein vierzigstes Lebensjahr überschritten. Der Vielumgetriebene ist im Hafen. Die „genialischen Weiber" und die Fürstenhöfe haben ihre Rolle in seinem Leben ausgespielt. Seine Frau, sein Töchterchen Emma, sein Sohn Max und bald auch sein letztes Kind, Ottilie („Odilie", geboren am 9. November 1804), bilden ihm den beglückenden häuslichen Kreis, der durch Emanuel und, so oft sie in Bayreuth anwesend sind, auch durch Christian und Amöne Otto erweitert wird.
Die stillgewordene ehemalige Markgrafenstadt und ihre freundliche Landschaft sind ihm als Heimat vertraut und voll von Erinnerungen und lebendigen Beziehungen. Selten sucht er auswärts neue; um so mehr wird er aufgesucht, nicht mehr von problematischen Frauen, sondern von ernsthaften Männern und Jünglingen. Der vierte und letzte Band des „Titan" ist vollendet, der neue vierbändige Roman „Flegeljahre" erscheint bei Cotta in Stuttgart. Nun beginnt er aus einem besonders die Frauen hinreißenden Dichter ein Schriftsteller für Männer zu werden, mit der Nebenwirkung, daß er anfängt, sein Äußeres ein wenig zu vernachlässigen. Zur Ostermesse 1804 ist bei Perthes in Hamburg seine „Vorschule der Ästhetik" erschienen, im wesentlichen eine Poetik, die ihn als Deuter des Geistes der Sprache und der Gesetze der Dichtkunst erweist. Vom Juli 1805 bis zum Oktober 1806 schreibt er seine auf Rousseau, Basedow und Pestalozzi beruhende Erziehungslehre „Levana". Dieses Buch, das er sein ernsthaftestes nannte, hat eine denkbar tiefe Wirkung auf seine Zeit gehabt und der Erstarkung der Nation große Dienste geleistet. Während der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege betätigt er seine Liebe zu Vaterland und Freiheit durch kleine geschichtliche, philosophische oder dichterische Schriften, die ihm seinen dauernden Platz in der Reihe der großen deutschen Befreier anweisen.

Er ist sehr fleißig und muß es sein, denn seine Bücher werden mehr gelesen als gekauft und also nicht oft neu aufgelegt. Um Bewegung zu haben und völlig ungestört zu sein, mietet er sich ein Zimmer in der sogenannten Rollwenzelei. Das ist ein Wirtshaus, eine halbe Stunde östlich vor der Stadt, an der schönen alten, nach der Eremitage, dem Landsitz der Markgräfin Wilhelmine, führenden Lindenallee. Dorthin wandert er nun zwei Jahrzehnte hindurch in der schönen Jahreszeit jeden frühen Morgen, den Dachsranzen auf dem Rücken, den derben Knotenstock in der Hand und von seinem Hund begleitet, um zu arbeiten; bis gegen Abend die Seinen ihn heimholen oder die Sehnsucht nach ihnen ihn heimtreibt. So gehen ihm die Jahre dahin, in denen er den Zusammenbruch Preußens und des alten Reiches, die Franzosenherrschaft, den Untergang der Grande armée in Rußland, die deutschen Befreiungskriege und den schachernden und tanzenden Wiener Kongreß von weitem erlebt. — Wie die meisten seiner Zeitgenossen anfänglich von Napoleons Genius überwältigt, beginnt er bald an der sittlichen Berechtigung seiner Taten zu zweifeln und allem Krieg den Krieg zu erklären, bis dann auch der große Gedanke der vaterländischen Befreiung und die gerechte Sache des deutschen Volkes ihn fortreißen.

Jean Paul an seine Frau. [Während der Arbeit auf einem Blatt an die neben ihm Sitzende:] Mitten aus dem brausenden Strom meines Dichtens heb' ich doch den Kopf für die Meinige, für dich heraus, mein Herz, um dich anzulächeln. Jetzt, da ich's getan habe, tauch' ich wieder unter und rausche weiter dahin.

Jean Pauls häusliches Leben in Bayreuth. [Seine Tochter Emma schreibt als Erwachsene an den Maler und Kunstschriftsteller Ernst Förster in München, der später ihr Mann wurde:] Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Falltüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunter=

nahm und eine Pfeife, mit denen wir stark musizierten, während er drinnen schrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen, das er sich damals hielt, und das er abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Tiere, die er zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperrte, über den er ein Fensterglas geklebt. Unten hatte er ein Türchen von Papier gemacht, durch das er sorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung . . .

Der Vater war sehr gut gegen jedermann und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch der eines Tieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel — später hatte er mehre — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für die Entbehrung seiner Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Tier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Alert besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besondrer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen andern vertauschte und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal grade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „Vater, tanz' einmal!" dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Wert auf die Nasenlaute legte, die niemand so gut ausspräche wie er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Märchen oder sprach von Gott, von der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, ein jedes wollte das erste neben ihm auf dem langen Kanapee sein, der alte Geldkoffer mit Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein paar Mäuse nebeneinander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in

der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsre Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an.

Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besondres Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter tat, als nötig war. Er konnte es nicht erwarten, sie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung tat er's. War sie schwarz, dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Dinte schon so, nun denkt euch morgen; oder gar in vierzehn Tagen!" Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochnen Korkstöpsel usw. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel". „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde," sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfnes fand ... Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben", sagte er, „kommt wieder; diese Geschöpfe dieses Kopfes und Herzens nie" ...

Er stand häufig von seiner Arbeit auf und sah nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm sehr störend. So sah er höchst ungern Besuch in den Vormittagstunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Essen rief. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Teilnahme an und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigne Erzählung klüger wurde. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Früh beim Schreiben trank er eine Flasche Wein nicht ganz aus; Nachmittag Bier ...

Der Vater gab uns nie bestimmten Unterricht, und doch belehrte er uns immer. Unsre Abendtafel machte er zu einer französischen

Wirtstafel, die er mit zwölferlei Schüsseln aus seinen Exzerpten besetzte. Dadurch naschten wir, ich möchte fast sagen, von allen Wissenschaften, ohne uns freilich an einer zu sättigen; wenigstens ich, die weniger fortgesetzten Unterricht bei Lehrern hatte als meine Schwester. Wir durften alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr passiv als aktiv; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unser Bruder aber, der aus Knabenscham sein Herz nicht mit den Händen bedeckte, sondern mit den Fäusten und mit diesen oft uns, wurde zuweilen geschlagen. Der Vater sagte dann: „Max, heute nachmittag um drei kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel." Er kam pünklich und litt sie ohne einen Laut.
Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescherenden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrote Wolke gezogen, und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil ihr heut so gut gewesen seid, wolle es euch auch was schicken." Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf seinem Kanapee hockten in der finstern Stube: „Habt ihr nichts gehört?" Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's!" und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtswoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine paar Falten ausgespannt waren, verriet, und wir die Treppe hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief er listig zornig: „Keins rührt mich an!" und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rotes oder Goldpapierchen liegen lassen oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am Heiligen Abend selber konnte er das Be-

scheren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen, und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.
Es gab noch einen Festabend — an Fastnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenübersaß und hinter einem Tischchen strickte, für sechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuser, Stühle und Tische und Bänke, alles von Mehl und Wasser gemacht und mit roten Linien geziert. Dies bescherte er uns abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtswachslichtchen.
Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit hingewiesen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern bloß etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen ...

Aus Jean Pauls unvollendetem Vita-[Lebens-]Buch: ... Ich versage mir mein Vesperessen, um zu arbeiten, aber ich kann mir die Störungen durch meine Kinder nicht versagen ...

Georg Horn erzählt [in der Gartenlaube 1862 nach Mitteilungen von Jean Pauls Frau]: Alle Humoristen lieben eine gute Küche, und bei Jean Paul war dies in den Jahren seiner Ehe um so mehr der Fall, als er früher die Genüsse des Lebens hatte entbehren müssen. Wie er in seinem ganzen Leben die Beziehungen zu seiner Jugend festhielt, so liebte er auch die Speisen in der Art, wie sie seine Mutter einst zubereitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es der jungen Frau, dieses Geheimnis der Zubereitung zu ergründen. Ihr zarter Sinn wußte seinen Neigungen und Liebhabereien in jeder Weise entgegenzukommen. So fehlte am Martinitage nie eine fette Gans auf dem Tische. Jedes der Kirchenfeste hatte sein eigenes Gebäck, und Weihnachten durfte die Stolle um keinen Preis fehlen, und die Stolle mußte aus Hof sein. „Natürlich aber buk ich sie selbst", erzählte Karoline, „und die größte Lust hatte ich, wenn er beim Essen derselben meinte, in Hof habe man doch einen eigentümlichen Vorteil in der Bereitung des

Backwerks." Bei diesen Worten lächelte sie und freute sich in späten Tagen noch über diese ökonomische Mystifikation.

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", drittes und zweites Heftlein. Christian Otto erzählt: Paul wurde während seines ganzen Lebens von dem Drang eines Sprechbedürfnisses überwältigt, über Gegenstände, die er gerade studierte und bearbeitete oder die ihm zeitlich oder fortwährend zu einer Lieblingssache (z. B. Medizin, Meteorologie usw.) geworden waren. Er mußte sich aussprechen, und das überströmende Sprechen war ihm oft lieber als das Schreiben. Daher begnügte er sich zuweilen mit Zuhörern, die ihn zu begreifen oder teil an seinen Ansichten zu nehmen nicht fähig waren.

Jean Paul hatte sich angewöhnt, unter dem Namen „Diskurszettel" Notizenblätter zu machen, worauf er die Materien andeutete, über welche er mit diesem oder jenem Bekannten beim nächsten Besuch sprechen wollte. Er wünschte, ja er setzte voraus, daß sogleich bei seinem Erscheinen sich das lebhafteste wissenschaftliche Gespräch entwickeln möchte und müßte; und säumte daher nicht, sobald als möglich in seinen mitgebrachten Diskurszettel zu sehen (was er auch im Laufe des Gesprächs wiederholt tat), wobei er — doch minder ernstlich — verlangte, daß der Freund ebenfalls einen in Bereitschaft haben möchte. Bei der Wahl unter den verzeichneten Gesprächsgegenständen griff er aus Wohlwollen und Höflichkeit gewöhnlich nach denen zuerst, welche er für den Freund am interessantesten hielt, und die wohl auch dessen Lieblingsmeinungen berührten. Dadurch ereignete sich öfters, daß die Besuchszeit verlief, ohne daß gerade die Gegenstände, die Jean Paul anfangs im Hintergrunde gelassen und an welchen ihm doch am meisten gelegen war, zur Sprache kamen. Er nahm dann, bevor er ging, seinen Diskurszettel nochmals zur Hand, überlief ihn mit schnellen Blicken, steckte ihn hastig ein und strich sich hierauf mit der flachen Hand, nicht ohne einiges Mißvergnügen, von unten hinauf über Gesicht und Haupt: — eine Bewegung, die ihm eigen, wenn ihm etwas unbehaglich war, oder wenn er etwas Unangenehmes sich auf einmal aus den Gedanken schlagen wollte.

Aus Jean Pauls unvollendetem Vita- [Lebens-] Buch: ... Mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme — was davon verlorengeht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden. Warum soll denn nicht ein auswärtiges Wort vergehen, da es doch als inwärtiges bleibt? Müssen alle Blüten Früchte tragen, oder nicht vielmehr mehr abfallen als fruchten, und von den Früchten wieder noch zehnmal mehr dem Fressen hingegeben werden als der Erde mit den Fruchtkernen ...

Emanuel an Thieriot. [November 1804.] Vorgestern hat mir der Richter die Erlaubnis gegeben, einmal ein Wort in sein Haushalten reden zu dürfen, weil er meinte, er hätte deren schon zu viele und nicht mit dem Erfolg gesprochen, den er sich von mir als Freund erwarte. Er meint nämlich, ein Ehemann könnte in seinem eignen Hause wenig durchsetzen. — Eine hiesige Dame gab einer andern, die zu Thümmel reiste, den Auftrag, ihm (es waren damals zwei Teile seiner Reise ins mittägliche Frankreich heraus) die Hand zu küssen. — „Sie soll sich nicht übereilen," sagte Thümmel, „es könnte sie leicht in der Zukunft reuen." — Diese Anekdote fällt mir immer ein, wenn ich unsern Richter jetzt über Ehe, Weiber usw. reden höre, und muß mir einfallen, weil er bald darüber schreiben will. Der liebe Gott sei den armen Weibern gnädig!

Jean Paul an den Assessor Krause, als man ihn zum Armenpflegschaftsrat machen wollte. [Bayreuth, im Februar 1805.] ... Sie können alles von mir verlangen künftig, nur nicht den Tropfen Dinte, woraus mein bloßer Name besteht. Ich bekam bisher lauter Zirkularia, worauf ich auf der Stelle unterschreiben sollte Ja oder Nein, nichts aber beisetzen konnte, als J. P. F. R. Dazu halt' ich mich aber für zu gut, irgend ein Jaherr oder Neinherr zu sein, sondern ich will ein Herr sein, nämlich über Sachen, die ich verstehe. Allein von Eurer Armensache eben, vom Lokale, von Ökonomie, von Bayreuther Finanz- und anderen Wissenschaften versteh' ich nichts; folglich will ich auch nicht einmal meinen Namen dazu hergeben, nicht einmal zum Unterschreiben

der Rechnungen ... Was ich zu geben versprach, war, was ich zu geben hatte, — nämlich eine Woche Aufsicht der Austeilung — wozu ich Auge, Finger, Schreibmaterial, quantum satis mitbringen kann. Melden Sie also den Herrn Vorstehern, daß ich durchaus nichts als ein Nachsteher sein will, und zwar blos an dem Suppenkessel, um zu notieren. Hingegen monatlichen Kongressen will ich lieber beiwohnen, als Monatsschriften und das sagen, was ich weiß, wenn andere mich ins Feuer setzen und ich dann etwa sie. Kurz es geht nicht anders an. Ich bekam ohnehin mein Amt so, wie es Andre verwalten, nämlich ohne etwas davon zu wissen.

Emanuel an Thieriot. [Mai 1805.] Täglich bekommt Richter alles in Bayreuth, selbst das Bier und selbst — was ich nie geglaubt hätte — unsre Gegenden satt. Und doch bekömmt er kein Bayreuth und dieses keinen Richter wieder ...

Sanftere und ruhigere Menschen gibt's nicht als unsere Richters, überhaupt keine edleren, keine würdigeren, keine moralisch höheren und keine unschuldigeren. In ihrem Haushalten ist demnach ein eingeschränkter prosaischer Emanuel — wenn auch vielleicht nicht immer erwünscht — doch nicht immer überflüssig — ja bisweilen nicht unnötig.

Jean Paul an Paul Thieriot. [Bayreuth, den 25. August 1805.] ... So aber hab' ich drei herrliche Kinder, deren Namen und Augen jedem bekannt. O, Sie sollten sie sehen! Und doch verliebten Sie sich, wie überall die Phantasie, ins jüngste. Emma ist ein Gemälde, Max eine Natur, Odilie ein Ton; ihr großes, tief-untergestirntes Auge ist ein Echo, Gott weiß aus welchem Konzert.

Aus Jean Pauls Tagebuch 1805: ... Wüßt' ich gewiß, daß Bonaparte Unrecht hätte — und ebenso gewiß alle gerechten Mittel gegen ihn, o so wäre es ja leicht, selbst ein Leben gegen ihn zu wagen durch Schrift. Aber diese Ungewißheit lähmt so fürchterlich den Mut, den kosmopolitischen, der durchaus seine Zwecke in der Folge suchen muß. Dies ist eben, was die Welt verwirrt und aufhält, daß unter so tausend Verwickelungen des Menschenwohles keine aufopfernde Seele so leicht — gebe sie immer das Leben hin — das Rechte ausfindet. Das moralische Prinzip des besten Wil-

lens hilft hier nichts, weil ich eben hier Materie brauche für das beste Wollen ...

... Man muß durchaus die Zeit und Bonaparten in ihr nicht aus dem Gesichtspunkt der Individualität und Moralität, sondern aus dem der Weltbürgerlichkeit betrachten, alles Große war anfangs zu groß und stach und quälte; erst dem fernen Auge schliffen sich die Spitzen ab ...

Der Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg an Jean Paul in Bayreuth. [Hamburg, den 19. November 1805.] ... Ich habe von Ihnen einen Brief vom 12. August vor mir, an dessen Beantwortung ich in der langen Zeit oft, sehr oft gedacht ... Sie glauben nicht, wie ich alles literarische und papierne Wesen, alle großen Worte, alle Geistes-Mäkelei hasse. Diese Sucht, alles zu sagen, was in den bessern Stunden in uns geboren wurde, — und die natürliche Folge, daß es nun damit aus und so gut ist — das ist es, was seit dreißig bis fünfzig Jahren die Kraft der Bessern und der Besten gebrochen hat. Da war nur ein Streben, das Hohe, Starke, Große, Tiefe ältrer Zeiten in Form und Worten zu erreichen, aber ein Sein fand sich nicht und fand sich's, wurde es verbuhlt. — Mißverstehen Sie mich nicht: der Dichter, der Erforscher und Darleger wissenschaftlicher Gründe, die reiche Individualität, die das Wort für sich findet, verdient die Achtung und Liebe der Nation. Aber dazu bedarf es eines Zwecks. In alten Zeiten waren die Dichter und Geschichtsschreiber die Führer ihres Volks. Kann das auch jetzt nicht sein, der Stimme des Volks muß am Ende die Macht weichen und — was kann werden? Und gab es eine Zeit, wo dem bloßen deutschen Mann mehr Freiheit gesetzlich und rechtlich zuerkannt war, auf eigne Hand zu wirken, als jetzt, wo das Gesetz und Recht, was von jeher in Deutschland gewaltet, aufgelöst und vernichtet ist?

Es schreibt mir ein glaubwürdiger Mann: „Die Zeit ist da, wo alle Gleichgesinnten sich einander brüderlich anschließen müssen zu dem Werk der Nationalrettung, und, wenn es mißglückte, wenn das ganze Machwerk, vor dessen Erhaltung die, welche es am wenigsten sollten, die Hände abziehn, zerbrechen sollte, zu fester Einigung,

damit der Keim der Erneuerung bleibe, und nicht ein allzugutes Volk, wie wir Deutsche, dem Joch des Übermütigen sich unterwerfe. Könnte ich machen, daß alle Rechtlichen in diesen Bund vereinigt würden, er sollte der kräftigste sein!"
Sie sind ein geistvoller kräftiger Mann. Sie haben noch ungefundne Wege, die gerade in des Menschen Herz und Geist führen, betreten, Sie wären in der Vereinigung, die eine offne und feste sein wird, ein wirksames, mächtiges Glied! — Wohlan! Wenn Sie mir antworten, wie ich es voraussehe, ein Weiteres! Es gehe, wie es wolle, es komme Freiheit oder es bleibe Knechtschaft, — Deutschland ist noch nicht verarmt. Bei Gott! wenn wir fest sind, so werden wir erdulden, was sonst unerträglich wäre! Sie wissen nun, wie es bei mir steht und ich biete Ihnen die Hand auf Treu und Glauben.

Jean Paul an den Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg. [Bayreuth, den 3. Dezember 1805.] . . . Hamburg und die andern Hansestädte sind noch die Arterien des deutschen Reichskörpers, weiter herein gibt's nur Venen und lymphatische Gefäße. Österreich verdient keine Erhaltung, da es seine Untertanen mit einem ewigen, geistigen Krieg überzieht und belagert, und aus Mangel an Köpfen gehen ihm nun die Arme verloren. Aber das übrige Deutschland hat noch beides. Ich finde in der alten Geschichte, daß Cäsar zwar Gallien besiegte, aber nicht Deutschland. In deutschen Regierungsformen ist doch deutscher Geist nicht notwendig eingescheidet. Schon unsre deutsche gelehrte Republik und Kosmopolitie wird ihm und seinen Flammen Ort und Nahrung und Thron verleihen. — Bei den Alten waren die Dichter Geschöpfe der Regierungsform, jetzt sollen sie Schöpfer derselben sein? Sie werfen ihnen mit Unrecht vor, daß sie über dem Einkleiden das Verkörpern vergessen. Jede Kunst, das Handeln, wie das Sprechen, Schreiben, Bilden etc. fordert ein ganzes Leben, und hier ist weiter keine Frage, als — Alles oder nichts. Demosthenes war auf der Rednerbühne tapferer, als auf der Schlachtbühne, und dort ein siegendes Heer, da ein fliehender Mann. Ein Dichter als solcher wirkt auf den Weltkreis, sein Mensch

auf den Familienkreis. Wahrlich! in dieser tiefen einsinkenden Zeit, über diesem Morast voll Nebel halten beinahe nur noch die Schriften das Große, Gute, Wahre, Schöne wie mit Flammen und im Äther aufrecht und emporgehoben, und in Bibliotheken wird einst die Auferstehung der geistig Toten sein und ein tausendjähriges Reich anfangen hinter dem deutschen.

Übrigens teil ich alle Ihre patriotische Glut und knirsche so oft mit den Zähnen, als irgend ein Deutscher. Alle meine Werke sind, wie mein Leben, Freigeborne, keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht. Darum blieb ich auch arm. Taug' ich in Ihren Bund ebenso gut mit meinen Kräften — bloße poetische tun's nicht — als mit meinen Gesinnungen, welche die Ihrigen sind, so will ich gern ein Dorn, ein Stiel, ein Blatt in diesem Kranze sein.

Jean Paul an den Herzog Emil August von Gotha. [Bayreuth, den 6. Dezember 1805.] . . . Indeß hier erlauben mir Ihro Durchlaucht einen Fall in die harte Prosawelt herunter. Ich muß nämlich — falls der faule Heinz oder Athanor Europens, Bonaparte, fortbrennt, — dem laufenden Steppenfeuer des Krieges entlaufen mit Weib und Kind und — darf ich — bis nach Gotha. Ich aber würde da unter den schon vom Kriege überfüllten Häusern schwerlich ein leeres finden. Hier tu' ich an Ihre Güte und Kraft eine kühne und scheue Bitte zugleich, ob Sie nicht vielleicht unter den leeren Gebäuden, über welche Sie von Ihrem Thronberge herab zu gebieten haben, irgend eines, ein kleines dem Emigré und Rémigré durch Ihr Wort wollen öffnen lassen. Voltaire machte einmal Friedrich II. zu einem pharmazeutischen Lieferanten von Stahlpillen durch eine Briefbitte; ich hoffe, daß diese Unschicklichkeit durch die Wichtigkeit und Veranlassung meiner Bitte vermieden worden ist . . .

Jean Paul an Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, Professor der Philosophie an der Akademie der Wissenschaften zu München. [Bayreuth, den 17. Dezember 1805.] . . . O! wie wirft sich die Zeit durcheinander, Heinrich! und immer bereitet ein Chaos nur ein neues vor! Wahrlich nur die Buchläden sind die Kasematten der Zeit; über den chaotischen Wassern schwebt

der gedruckte Geist. Ohne Bücher wäre die verdorbne Welt — die sich nicht immer fort, wie sonst, mit Völker-Quellen aus Norden erfrischen kann, und die zuletzt keine andere Naturwilden zu Lehre und Wehre mehr haben wird, als die sie selber erzeugt unter dem Namen — Kinder, zugleich eine verlorne Welt, eine gerichtete ohne Auferstehung. Aber Licht wird zuletzt alles besiegen, nicht nur das Feuer...

Der weimarische Kammerherr Major von Knebel an Jean Paul. [Jena, den 8. Januar 1807.] Wie geht es Ihnen? Was machen Sie in dieser politischen Pestzeit? Was diese allgemeine Ausbrennung und Ausplünderung zum Besten hat, ist, daß die Seelen fast so nackt und abgestreift wie die Körper erscheinen. Dies war freilich nicht bei Allen zu wünschen, doch war es gut. Vieles, was sich noch von außen eine moralische Beistütze nahm, ist wie Asche zu Boden gefallen; anderes, weniges hat sich in seinem wahren Werte erhoben. Unsre regierende Herzogin hat sich wie eine Heroine benommen und dadurch das Schloß und das Land gewiß auch gerettet. Wir sind wohl und Gottlob! soweit ungeplündert geblieben, außer, was wir durch die allgemeine Not verloren haben. Den mächtigen Kaiser haben wir mitten in den Flammen gesehen. Goethe schickte mir in meiner Not ein paar Flaschen Kapwein, die grad' recht kamen, zu einem Mann, den die Franzosen ganz aufs Trockne gesetzt. Er selbst war die ganze Zeit mit seiner Optik beschäftigt. Wir studieren hier, unter seiner Anleitung Osteologie [Knochenkunde], wozu es passende Zeit ist, da alle Felder mit Präparaten besät sind. Den alten Wieland haben sie recht genialisch behandelt; Marschall Ney hat ihn besucht und François de Neufchâteau bei der Durchreise ihm ein artiges Visitenbillet in Versen geschrieben. Wir leben einsam, aber nicht unmutig, noch unglücklich; vielmehr heiter.

Jean Paul an den preußischen Kammerpräsidenten von Schuckmann in Bayreuth. [Bayreuth, den 5. März 1807.] Unter den vielen jetzigen Fragen an Sie — wahrscheinlich meistens über einen Gegenstand — laufe dann auch die meinige mit durch.

„Bin ich ein contributionsfähiger Kapitalist?" Wenigstens hat mich die Kammer in diese vornehme Rangliste aufgenommen. Was Allen widerfährt, geschehe auch mir, besonders durch meine Obrigkeit; und wenn der Druck des Drucks jetzt so manches Gesetzliche abändert, wie das Erdbeben die (sonst immer richtige) Magnetnadel verfälscht, so gilt es auch mir, sobald ich nicht der einzige bin. Als Fremder, der hier Geld nur verzehrt und auswärts erwirbt — und der Bayreuth nichts verdankt, als Gegend, Bier und Langeweile —, frag ich erstlich, ob ich den Rabatt meiner unbedeutenden Gelder zu zahlen schuldig bin, besonders, da ich erst einige Jahre hier bin und also nach dem Landrecht nicht einmal Nachsteuer als Auslaßgeld zu entrichten hätte; aber zweitens bedarf ich der Belehrung, in wieweit und wieviel ich zu bezahlen habe. Der ungesetzlichen Forderung würde ich vier Groschen verweigern, aber die gesetzliche muß ich genau wissen, um auch nicht das Kleinste zu versäumen, blos meines Gewissens wegen. Leben aber will jeder Autor, der nichts hat als seinen Geldbeutel, blos von diesem, und kann denn das, was er für seine jährliche Ausgabe liegen haben muß, als Kapital gerechnet werden? Ich frage fast zuviel für Ihre Geduld und Zeit. Ich bitte blos um Ihre einsilbige Entscheidung (ohne Gründe) noch vor dem 8ten dieses. Übrigens ist mir alles gleichgültig, nur nicht das Unrecht. Ich folge Ihrer Entscheidung und bitte Sie um Verzeihung, daß ich das Glück, Ihnen bekannt zu sein, auch zu einem Anlaß eines unparteiischen Responsums verwandle.

Kammerpräsident von Schuckmann an Jean Paul. [Bayreuth, den 7. März 1807.] Gedanken sind kontributions- wie zollfrei, sowohl die vergangenen, wie die gegenwärtigen und künftigen, sobald sie nicht in eine nach fixem Tarif verdungene Ware übergegangen sind; und die wandernden Nachtigallen sucht man wohl zu fangen, aber man rupft sie nicht, wie die Hofgänse. Es geht Sie daher, mein werter Freund, das Kapitalistenwesen nichts an, wohl aber wünschte ich, daß Sie heute Mittag mein frugales Mahl mit mir teilen möchten.

Jean Paul an Renata Otto geb. Wirth, nach dem Tode ihrer Mutter. [Bayreuth, den 18. Januar 1808.] ... Man hat nur zwei Ursachen oder zwei Zeiten, das Leben zu wünschen. Das erste ist die unersetzliche Jugendzeit, wo man seine schönen Träume genießt; die zweite ist die Zeit, wo man wirken will. Auch diese letzte Zeit hatte Ihre Mutter überlebt; sie hatte ihren Wirkungskreis schön geschlossen und durfte nun ausruhen. Dies kann man aber in unsrer Zeit über der Erde so leicht nicht. Wir hingegen müssen eingreifen in die Zukunft für unsre Kinder und rüstig handeln, so lang es geht. Je schlimmer die Zeit, desto besser müssen die Eltern sein.

Knebel an Jean Paul. [Jena, den 25. Januar 1808.] ... Lassen Sie die Zeit der Zeit, und da wir sie nicht trübe gemacht haben, so mögen auch die daran sticken, die die mephitischen Dünste erregt haben. Wir wollen suchen, uns immer noch ein Fläschchen Äther zu erhalten. Goethe ist seit einiger Zeit heitrer und poetischer als ich ihn je gekannt. Sein „Vorspiel" haben Sie im [Cottaschen] Morgenblatt gelesen, jetzt arbeitet er — außer einer Menge Sonetten, — an einem Werk, das mir eines der glücklichsten seiner poetischen Feder zu sein scheint. Es heißt die Wiederkunft der Pandora. Übrigens ist er öfter hier und bringt uns gute Tage und Abende. — Den Wolkenhimmel von Europa wollen wir, soviel an uns und in uns liegt, ruhig verziehen lassen. Es ist in politischen wie in andern Dingen; man pfuscht und pfuscht und wenn endlich einmal die Sache zur reinen Rechnung kommt, so weiß keiner einmal, nach welchen Regeln man hätte rechnen sollen. Man hat immer das Philosophische, Moralische vom Politischen getrennt und geglaubt, daß ein Staat durch andre Mittel dauernd, fest, glücklich und brav werden könne, als wodurch es der einzelne Mensch wird. Man hat Kriegshelden bilden wollen, ohne verständige Menschen zu bilden. Durch Exerzieren allein wird aber Keiner weise, noch weiß er, wie man sich in Gefahren betragen soll. Genug! Nun müssen Völker die Verirrungen der Vernunft büßen. Das ist ihr Loos. Wenn ein Komet gekommen wäre und die Welt zerschellte, so müßten wir es eben auch geschehen lassen,

aber dumm wäre es, an dem Dasein und der Macht dieses Kometen noch zu zweifeln und den letzten Augenblick hiezu erwartet zu haben. Jetzt bleibt nur die Hoffnung.
Wir brauchen Öl und Trost, und was von Ihnen kommt, ist lind und heilsam. Behalten Sie uns lieb.

Jean Paul an Emanuel. [Bayreuth, den 31. Januar 1808.] Guten Morgen, mein geliebter Emanuel! Die Briefe, die den Tod meines Samuels anzeigen, bekam ich schon vorgestern. Man mag das Leben noch so sehr verachten, man weint doch bitterlich um die, die es verlassen. Mein Trost ist, daß er seine Jugend, sogar das letzte Jahr, ziemlich genossen. [Samuel Richter, der als Student in Leipzig seinen Bruder Jean Paul bestohlen hatte, war in der Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 auf preußischer Seite tödlich verwundet worden.]

Jean Paul an Christian Otto, den Regimentsquartiermeister, der inzwischen in den Dienst des Prinzen Wilhelm von Preußen getreten war. [Bayreuth, den 22. Mai 1808.] Im Winter hätt' ich oft gewünscht, Du wärest mir auf der Gasse oder in der „Harmonie" aufgestoßen; Du hättest dann auf meiner linken Achsel mein festbleibendes Eichhörnchen gesehen, das nicht beißt und nicht pißt (denn letzteres tut's jeden Morgen um sechs Uhr). Gleichviel halt ich's jetzt für gewagt, daß ich das Tier, da ich bei [Regierungsrat von] Dobeneck einen Sohn aus der Taufe hob, in der Tasche hatte, in die ich während der Taufrede mehrmals greifen mußte, um es mit dem Schnupftuch einzubauen; denn während ich meinen armen, — leider jetzt schon seligen! — Patensohn in den Armen hielt, hätt' ich durchaus nichts machen können, wenn das Tier herauf auf meine Achsel gekrochen wäre, vielleicht zur allgemeinen Störung des Taufactus und Ernstes.
Meine „Friedenspredigt" sagt Dir einige Bekehrungen in mir. Und doch hat mich die Zensur, wenn nicht verschnitten, doch beschnitten zweimal. Es ist jetzt eine verdammte Zeit für einen, der über sie lachen will. Die „Beichte des Teufels bei einem Staatsmann" absolvierte der Zensor des Morgenblattes nicht; doch kommt sie jetzt mit „Des Feldpredigers Attila Schmelzle Reise

nach Flätz" heraus, vielleicht mein ausgearbeitetster, regelrichtigster Spaß, ohne die geringste Ausschweifung oder Selbsteinmischung; man müßte denn die unten auf jeder Seite stehenden Noten dafür halten wollen. Michaelis kommen zwei Bändchen vermischte Schriften — mit des „Dr. Katzenbergers Badereise", die Dir den kleinen Sprech-Zynismus Deines alten Freundes, der so oft mit Dir über den Ekel scherzte, wieder, hoff' ich, auffrischen soll — und wahrscheinlich ein „Fibel" heraus, nämlich die Biographie eines gewissen Fibel, der das fränkisch-sächsische ABC-Buch gemacht, das mit den Kupfern und Versen „Ein Affe gar possierlich ist" etc. voran, ausgegeben wird; — eine Satire auf die Lebensbeschreiber Kants, u. A. Ohne den Krieg wäre meine „Levana" [Erziehungslehre] schon wieder aufgelegt worden ... Mein Inneres übrigens ist jetzt starr, trocken, kalt; der Frühling und alle seine Sternenhimmel haben mir nichts an; ich bleibe starr-kalt, bis das große Welt- (Europa-) Spiel gewonnen ist. Dies hält mich indes nicht ab — denn es spornt mich an — zum All-Besten mit Einzelkräften feurig mitzuwirken. Welchen die Zeit niederschlägt, der richte zuerst sich wieder auf und dann diese mit; wenn die Vielheit der Teufel etwas vermag, so noch mehr die der Engel; noch mehr sag' ich, denn die menschliche Natur gibt zehn Engeln das Übergewicht über hundert Teufel. Denn wäre dies nicht, so wäre bei der Überzahl der Schwachen und Dummen und Schlimmen längst die Menschheit eingesunken, anstatt gestiegen ...

Dr. Ferdinand Benecke an Jean Paul. [Hamburg, den 10. April 1808.] ... Und dann noch eine Bitte aus der Tiefe meines Herzens. Unser durch eine bürgerliche Aufklärung entadeltes, kaltes, prosaisches, liebeleeres deutsches Volk ist jetzt in der Schule des Unglücks wieder empfänglich geworden für höhere Dinge, für die es ehemals Sinn hatte. Aber leider! Unsere protestantische Kirche! Geachtete Schriftsteller müssen jetzt helfen und raten! Wir haben kalte, leere Kirchen, in denen schlecht gesungen und langweilig gepredigt wird. Aber wir haben keinen Gottesdienst. Die Katholiken haben noch einen. Der innere Religionssinn soll getroffen, der Mensch zu andächtiger Empfindung ge-

hoben werden. Diese Erhebung hat mehr moralische Wirkung als die ganze Kanzelmoral geben kann.

Ach, lieber, menschenfreundlicher, religiöser Mann! Sie sollten itzt ein Wort über Religion und Gottesdienst reden zu unserm Volke, ein herzliches fruchtbares Wort! Gewiß, Gottes Segen wird es herrlich gedeihen lassen. Aber nun genug! Hätt' ich auch zwölf Bogen vor mir — ich würde nicht fertig ...

Jean Paul an Dr. Ferdinand Benecke in Hamburg. [Bayreuth, den 1. September 1808.] ... Der gesunknen Religion hilft schwerlich irgendein Wille auf — wiewohl doch jeder Einzelne für sie zu arbeiten und zu säen nicht laß werden darf — aber da auf der anderen Seite die Menschheit ohne das Atmen dieses Äthers nicht bestehen kann, so dürfen wir durchaus auf große Eingriffe des Schicksals — wie die Reformation z. B. war — rechnen und hoffen. Himmel! Wir können jetzt kaum die nächste politische Zukunft weissagen, wieviel weniger die religiöse! Ich werde einiges darüber in der Fortsetzung meiner Friedenspredigt sagen.

K. A. Varnhagen von Ense erzählt [in seinen „Denkwürdigkeiten"]: Bayreuth, Sonntag, den 23. Oktober 1808. Heute vormittag ging ich zu Jean Paul ... Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Tür öffnete, erkannte ich sogleich als Jean Pauls Gattin an der Ähnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet und empfing mich sehr liebreich ... Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmütig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten ...

Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bür-

gerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgends ein Vorstellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgrenzten Natur, überall offne Bahn für ihn und hundert Übergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müllers Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müllern gerühmt, daß der es verstehe, ein gemütliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einen mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegels Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht Hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel, mit dem indischen vereint, viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobis und Herders Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren als in allem gelehrten Sprachsinne Schleiermachers, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen „Reden an die deutsche Nation", gehalten in Ber-

lin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu tun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von ihrer Vaterstadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Teilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschaftsgaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führen. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der Tat ist er ganz Kraft und Mut und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen ...

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen ... Entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Geflut unsichrer Nachrichten und schwankender Vermutungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz, tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir

uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Charakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen nicht gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht leugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mitteilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleons in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe . . .

Die Erwähnung der Reden Fichtes brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der Levana natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebnis meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz, daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise; ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigener Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung . . .

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz . . . Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter anderm gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! . . .

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand und sagte: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist, so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!" Er nahm ein Licht und sagte gute Nacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit und in dem beiderseitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte.

[„Nach der Vernichtungsschlacht bei Jena (14. Oktober 1806) hatte sich Blücher, von Napoleons Marschall Bernadotte verfolgt, nach Lübeck zurückgezogen, wo er kapitulieren und persönlich sich in Gefangenschaft nehmen lassen mußte. Im Juli 1807 hatte Bernadotte Hamburg besetzt. In seiner Begleitung befand sich Pedro Caro y Sureda, Marqués de la Romana. Ein wenig später übernahm ein ganzes königlich spanisches Armeekorps in Diensten Napoleons die Besetzung Hamburgs.

Der sechzigjährige Historiker und Politiker Johannes von Müller aus Schaffhausen, der bis dahin Ruhm und Brot an deutschen Fürstenhöfen gesucht und gefunden und zuletzt Friedrich Wilhelm III. von Preußen gedient hatte, war nach dem Zusammenbruch Preußens bei Jena aus einem Gegner zu einem Verehrer Napoleons geworden.

Im Jahre 1808 hatte Jean Paul seine „Friedenspredigt an Deutschland" (Deutschland kann nicht untergehen, solange der deutsche Geist lebendig bleibt) erscheinen lassen, 1809, entschiedener gegen Napoleon sich wendend, seine „Dämmerungen für Deutschland". In beiden Schriften überwiegt die Betonung der gemeinsamen friedlichen Aufgaben der Völker und die Ablehnung von Waffengewalt.]

Aus Jean Pauls „Dämmerungen für Deutschland": „Ich habe eine Idee", sagt Sokrates, „und daran setz' ich mein Lebenswohl und mein Leben selber, denn fremdes darf ich nicht." — „Ich habe eine Idee", sagt der Eroberer, „und daran setz' ich Völker, Dörfer und Städte und erfülle meine und feind-

liche Landeskinder mit Blutdurst und Fleischhunger und leide kein fremdes Dorf, das nicht Tourtour [Tortur, Dorf im südlichen Frankreich, berüchtigt durch eine Unmenge von Hinrichtungen] und keine fremde Gasse, die nicht Elendengasse heißt und verdoppele die Sarahwüste: mehr kann ich für eine Idee wahrlich nicht tun."

... Das Unglück der Erde war bisher, daß Zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden ...

Der Bamberger Buchhändler K. F. Kunz erzählt [in seinen „Erinnerungen", 1839]: Es war im Sommer 1809, als ich Jean Paul zum ersten Male sah. Er begegnete mir gegen Abend auf meinem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth. Die oft gelesene Beschreibung seiner Persönlichkeit, noch mehr aber die Bildnisse, die ich von ihm besaß, ließen keinen Zweifel übrig über den, der mit seinem Hunde mir entgegenkam. Auch ich hatte einen Hund als Begleiter, der dem Jean Paulschen, als ich ungefähr noch hundert Schritte von ihm entfernt war, freudig entgegensprang, ihn beschnüffelte und auf Hundeart sogleich seine Bekanntschaft gemacht hatte. — Jean Paul blieb stehen, streichelte meinen Hund und richtete einige Worte an den seinigen, von denen ich folgende vernehmen konnte: „Nur hübsch artig — du siehst, es ist ein fremder Jüngling — nicht so gezaust — er ist schön frisiert." Nachdem ich Jean Paul nahe genug war, stehenblieb und meinen Hut ehrfurchtsvoll abzog, sprach er mich freundlich an, fragte, ob ich fremd hier, woher und wer ich sei. Ich gab Auskunft, wobei ich das Wort „Herr Legationsrat" gebrauchte. „Woher kennen Sie mich denn?" fragte er lächelnd. „Aus derselben Quelle," versetzte ich, „woher so viele Tausende Ihrer begeisterten Leser Sie kennen, aus Ihrem Hesperus und dem ihm vorgesetzten Porträt." — „Finden Sie das ähnlich? Man bestreitet es allgemein." — „Auch mir wurde von Personen, die Sie kennen, die Ähnlichkeit nicht gelobt; allein ich finde das Gegenteil." — „I, das freut mich ungemein! Ich muß Ihnen nur gestehen, Sie sind wahrlich der erste, der meiner Meinung ist; denn ich finde die Züge meines Gesichtes in diesem Kupferstich ziemlich gut wiedergegeben,

obwohl er als solcher gar nichts bedeutet." — „Ich finde ihn sogar sehr schlecht," bemerkte ich darauf; „nichtsdestoweniger aber darf deshalb die Ähnlichkeit nicht geleugnet werden, besonders wenn man das Auge bloß auf das Wesentliche, nämlich den Ausdruck des Gesichtes heftet und Äußerlichkeiten, die jetzt nicht mehr vorhanden, wie das gepuderte Haar, die Halsbinde usw., übersieht." Er lächelte, sah mich scharf und durchdringend an und sagte: „Hören Sie! wenn Sie mit so gut organisiertem inneren Auge in meine Bücher hineinschauen wie in mein Gesicht, dessen sonstige Abbildungen desselben physiognomische Pasquille [Pasquill, Lästerschrift] sind, so möchte ich mir lauter Leser wie Sie wünschen, die ich aber nicht habe, weil die meisten mich mit Brillen und noch dazu von gefärbtem Glase — gewöhnlich kein englisches, sondern eigener Fabrik — lesen." „Sie werden noch mehr lächeln, Herr Legationsrat," fügte ich hinzu, „wenn ich Sie versichere, daß sogar ein Bildnis von Ihnen, das ich einem Tabakspaket entnommen, von mir nicht verschmäht und meiner Sammlung einverleibt wurde."

Hier brach Jean Paul in lautes Gelächter aus, ergriff mich bei der Hand und sagte: „Nein, das ist köstlich! das ist merkwürdig! — aber ich halte Sie auf, — wo wollen Sie denn hin?" — „Mein Wille war, nach der Eremitage zu gehen, jedoch, wenn Sie erlauben, Sie zur Stadt zurückbegleiten zu dürfen, so würde ich diesen Weg tausendmal vorziehen!" — Er fügte sich freundlich meinem Wunsche, und ich begleitete ihn.

Das Gespräch wandte sich nun zu Goethe hin, und auf die Frage, ob ich ihn persönlich kenne, mußte ich umständlich den ganzen Verlauf meines Besuchs bei ihm erzählen, bis wir vor der Türe meines Gasthauses „Zum Anker" in Baireuth standen. Jean Paul drückte mir herzlich die Hand, lud mich auf den andern Morgen zu einem Besuche bei sich ein, und ich sollte ja nicht vergessen, meinen Hund mitzubringen, weil er in den Zügen des seinigen läse, wie höchst erfreulich ihm die neue Bekanntschaft gewesen sei; und da dergleichen Redensarten selbst im Antlitze der Hunde lägen, so wolle er sich nicht weiter bemühen, mir durch ärmliche Worte das aus-

zudrücken, was so eine Bestie mit ihrem Schwanze viel besser zu sagen wisse . . .

Andern Morgens zur vorgeschriebenen Stunde trat ich in Jean Pauls Zimmer ein. Es war im Verhältnis zu den Mobilien ziemlich klein, er saß vor einem unfern des Fensters stehenden Arbeitstische, auf welchem Bücher, Papiere, Federn, Bouteillen, Gläser, Lichtschirme, Blumen usw. in ziemlicher Unordnung herumlagen. Vor ihm stand ein gefülltes Schoppenglas, das weder wie Wein noch wie Wasser noch wie Bier aussah. Es war — wie er mir später unaufgefordert erklärte — eine Mischung von Wasser und Likör, von dem er hier und da einen Schluck genoß. Er versicherte, daß er endlich herausgefunden habe, wie dies Getränk bei Früharbeiten seinem Körper am besten bekomme, da weder die Säure des weißen Weins noch das Feuer des roten französischen ihm beim Schaffen in den Morgenstunden zusage. — Dicht angelehnt am Tische stand ein bis fast an die Decke reichendes Repositorium, von unten bis oben angefüllt mit Manuskripten; an den Wänden herum noch einige mit dergleichen und gebundenen Büchern; unfern des Ofens stand ein Sofa, auf dem sein steter Begleiter bei Spaziergängen wie in Gesellschaften, sein Hund — damals ein schwarzer Spitz —, ruhete. Auf einem kleinen Tische befand sich eine grün lackierte Nachtlampe und ein Vogelbauer, aus dem ein Kanarienvogel hin- und herflog und nicht selten Jean Pauls Arbeitstisch selbst besuchte. Bei Besuchen in spätern Jahren bemerkte ich auch ein kleines, unscheinliches Klavier . . . —

Weder Gemälde noch Kupferstiche zierten das Zimmer; hingegen hing eine Jagdtasche an der Wand, und ein großer Knotenstock lehnte unfern der Türe in einer Ecke. Unter dem Ofen stand ein Teller mit einer Eierspeise — ein sogenanntes Rührei oder Eierschmalz —, wahrscheinlich um warmgehalten zu werden . . .

Er erkundigte sich, ob und was ich gefrühstückt habe, ob mir ein Glas Wein gefällig sei u. dgl. Nachdem ich alles ausgeschlagen, bemerkte er, wie bei ihm keine Regel stattfinde, ob und was er für ein Frühstück, oder ob er gar ein doppeltes nehme, es hinge dies alles von seinem Befinden, von der tags zuvor gepflogenen Lebens-

weise sowie von dem Gegenstande seiner Arbeit ab. Er schloß: „So habe ich heute z. B. mir ein —" Hier stand er auf, streichelte und liebkoste meinen Hund, der ihm entgegensprang, ging zum Ofen, bückte sich, holte den darunter stehenden Teller hervor und brach in ein schallendes Gelächter aus, die Worte kaum hervorbringend: „So habe ich heute z. B. — wollte ich sagen — mir ein Eierschmalz bestellt, aber Ihr Hund hat, wie ich sehe, mir die Verdauung erspart. Ja, so ein Hundeinstinkt ist etwas wert!"

Ich war wie vom Donner gerührt, bat tausendmal um Verzeihung, bemerkte, wie ich die Unschicklichkeit nicht begangen haben würde, meinen Hund mitzubringen, wenn er es nicht ausdrücklich befohlen, und wie ich gar nicht begreifen könne, daß mein Hund, der doch sonst das wohlerzogenste Tier sei, den Frevel begangen haben solle, ob nicht vielleicht der seinige selbst —

Jean Paul nahm seinen Hund vom Sofa und trat mit ihm ganz ernsthaft zu mir, ihn also anredend: „Sieh einmal, was der Herr da dich beschuldigen will. Tust du so etwas? Nein, du bist viel zu wohlerzogen! Und", sich zu mir wendend, fuhr er weiter fort „hätte er wirklich mein Frühstück für mich verzehrt, ich würde es ihm auf der Stelle ansehen, so aber — —" (hier setzte er den Hund auf den Boden und herrschte ihn streng an): „Hast du mein Eierschmalz gefressen? Antwort! — Nein! — Sehen Sie, wie er zu mir freundlich heranspringt; er würde sich augenblicks verkriechen, so wie er immer zu tun pflegt, wenn er Unrecht begangen!" ...

Ungefähr zwei Monate nachher, auf meiner Rückreise nach Bamberg, besuchte ich Baireuth abermals auf ein paar Tage, und Jean Paul erzeigte mir auf meine Einladung die Ehre, eines Mittags in meinem Gasthofe mein Gast zu sein ...

Köstlicher Chambertin bewegte die Geister freier, und Jean Paul ergoß sich ebensosehr über sein glückliches, in sich konzentriertes Leben in Baireuth und seiner Umgebung, wie er sich bitter über dessen Menschen beklagte, die ihn nicht erkannten, folglich nicht zu würdigen verstanden ... Er war so wenig verschlossen, daß er sogar ein Thema berührte, von dem er nur stets sehr ungern sprach: das Urteil eines „Packs" (so nannte er mit vollem Rechte dies

Völklein), das sich zum Geschäfte machte, allerlei Anekdoten über ihn als übermäßigen Trinker zu verbreiten. Er klagte mir, auf das tiefste indigniert, wie diese Menschen gar nicht wüßten, wie sehr sie durch solche Äußerungen seinen sittlichen Charakter auf das abscheulichste verletzten und zerrissen, wenn sie ihn in die Klasse gemeiner Trunkenbolde setzten. „Gott weiß es," rief er aus, „daß ich lieber Wasser als irgendein spirituöses Getränk genösse, wüßte ich meinen geistigen Haushalt ebenso gut damit zu bestreiten. Die Art und Weise meines Schaffens ist schon an sich eine Art geistiger Débauche und läßt so gut ihren Katzenjammer dem Gehirne fühlen wie dem Magen. Nun pflege ich nicht zu arbeiten, wenn Geist und Körper wollen, sondern wenn die Zeit gebietet, die mit ihren paar Tagesstunden mir, ach! nur zu schnell vorüberfährt. Sie will ergriffen sein, und wie kann ich all den Stoff, den ich im Kopfe mit mir herumtrage, zutage fördern, wenn ich ihre Stunden, Minuten, ja Sekunden nutzlos vorüberstreichen lasse? Glauben Sie mir auf mein Wort, lieber Freund, daß, wenn ich Methusalems Alter erreichte, ich der Welt noch nicht alles gesagt haben würde, was ich zu sagen habe" ... — Nie habe ich Jean Paul wieder so schmerzlich aufgeregt gesehen! ...

Ich habe mehr als einmal wahrzunehmen gehabt, wie Jean Paul im gesteigerten Gesprächseifer, ohne zuvor nur irgendein geistiges Getränk zu sich genommen zu haben, auf eine Exaltationshöhe sich selbst hinaufschraubte, daß der, welcher ihn zum ersten Male sah, nichts anders glauben konnte, als daß er sie durch spirituöse Getränke erzeugt habe. Ging er dabei im Zimmer auf und ab, so war man noch geneigter, daran zu glauben, denn der kurze, unsichere Gang, der bei höchster Nüchternheit dem eines bei anfangender Trunkenheit etwas Wankenden glich, bestätigte die Vermutung. — So dachte mancher — ich selbst anfangs —, der ihn auf der Straße gedankenvoll daherschreiten, die Augen auf den Boden geheftet, zuweilen die Füße aneinander, ja selbst stolpern sah, an dergleichen, obwohl zu versichern war, daß Jean Paul noch nicht einen Tropfen geistiger Flüssigkeit über seine Lippen gebracht. Man denke sich aber den vornehmen und gemeinen Pöbel, wie

gern derselbe bei solchen Gelegenheiten seine einmal vorgefaßte Meinung geltend machte ...

Einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens war es, an welchem Jean Paul mich im Spätsommer des Jahres 1810 in Bamberg zum erstenmal besuchte.

Kaum in mein Arbeitszimmer eingetreten, ging er zu meinen Bücherschränken, und das erste Buch, was er herauszog und aufschlug, war: „Galgenreden, Monumente, Grabschriften, Stand- und Leichenreden auf noch lebende arme Sünder." Das Titelkupfer zeigt Jean Pauls Monument, über welchem eine Hexe, auf einem Besenstiel reitend, schwebt. — Der treffliche Mann geriet in nicht geringe Verlegenheit, ward über und über rot, sagte aber bald lächelnd darauf: „Nun wahrhaftig, seinem Schicksale kann doch niemand entgehen!" Ich stotterte in meiner Verwirrung mehrere Entschuldigungsworte hervor, warum ich dies nichtswürdige Buch in meiner Büchersammlung aufgestellt, er aber fuhr heiter fort und bedeutete mir: wie solche literarische Pasquille seinen Verehrern, zu welchen er mich ja vorzüglich rechne, ebenso notwendig seien wie die Lobschriften auf ihn; das Buch rufe aber ein altes Sprichwort wieder in sein Gedächtnis zurück: „Mensch, laß deinen Fürwitz!" So geschickt er auch seinem Gespräche eine andere Wendung zu geben wußte, konnte ich mich doch lange nicht von meinem Schrecken erholen, was er wohl bemerkte. Er ergriff das soeben vor ihn hingestellte Glas Wein, stieß an das meinige an und sagte: „Allen Sündern soll vergeben sein, so auch diesem armen Sünder, der ja nicht wußte, was er tat!"

Nachdem Jean Paul meine Büchersammlung über eine Stunde sorgfältig durchmustert, die trefflichsten, witzigsten Bemerkungen über einzelne Autoren gemacht, besonders über Tiecks große Verdienste sich lobend ausgesprochen hatte und endlich zu Herders Schriften gelangt war, ergoß er sich in einen Strom von verehrenden Worten über diesen unsterblichen Dichter. — Ich führte ihn zu dem an der Wand hangenden Porträt Herders. Er faltete wie in Andacht die Hände, blickte zu ihm hinauf, seine Augen funkelten durch Tränen, und wehmütig rief er aus: „Ach, mein

lieber, lieber, guter Herder!" Wie heute, so immer war es ein Lieblingsgegenstand Jean Pauls, über seinen Herder zu sprechen, und nie hörte ich dessen Namen von ihm nennen, ohne daß eine Träne in seinem Auge glänzte.

Als er eine äußerst wohlgetroffene Zeichnung Goethes erblickte, die mir der Maler Rabe vor seiner Reise nach Italien zum Andenken zurückließ, die Kopie eines Originals, zu dem Goethe selbst gesessen, sagte er: „Das ist das einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich seine Schriften richtiger und würdiger aufzufassen verstehe als er die meinigen."

Wir gingen nun zu meiner Porträtsammlung, an der Jean Paul viel Vergnügen fand. Namentlich waren es seine Porträts, die ihn besonders anzogen, und unter diesen das früher erwähnte, einem Tabakspakete entnommene, mit der Unterschrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
Empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster."

Die Stunde des Essens nahete; die dazu Eingeladenen, worunter Hoffmann und Marcus waren, erschienen, und wir setzten uns zu Tische. — Jean Paul war in der heitersten Laune, ein witziger Einfall jagte den andern, und vorzüglich war es die Unterhaltung mit dem geistreichen Marcus, die, über medizinische Gegenstände bald ernsthaft, bald scherzhaft geführt, zu den brillantesten Witzen von beiden Seiten Veranlassung gab. Marcus, fast ebenso geübt auf dem Felde sarkastischen Spottes wie Jean Paul, blieb ihm keinen Ausfall auf medizinische Kunst und ihre Jünger schuldig, und Hoffmann, der gegen alle Gewohnheit diesmal den stummen Zuhörer machte, akkompagnierte die Sprechenden durch schallendes Gelächter . . .

Bald ward ich vom Tische weggerufen, kehrte zurück mit der Nachricht, daß Frau von Kalb soeben hergesandt und sie mit einer Menge Damen Jean Paul seit einer halben Stunde schon am Ufer des Regnitzflusses erwarte, um ihn — wie er ihr versprochen — zu Wasser nach dem Lustorte Bug zu führen. — „Das ist mir jetzt rein unmöglich!" rief er aus; „o, ich bitte sehr, lassen Sie mich entschuldigen, — sagen Sie — ja was denn? — ach, sagen Sie,

was Sie wollen, — meinetwegen auch, daß der Wein, der mich so heiter gestimmt, mir verbiete, ihn mit Wasser zu vermischen, um mich auf so unglückliche Weise abzukühlen!"

Ich ging. Noch unter der Tür stehend, rief er mir nach: „Ach Bester, es wird die Kalb aber wohl kränken! — Was meinen Sie? Sagen Sie, ich würde mich in meinem nächsten Buche entschuldigen und ihr und sämtlichen Damen öffentliche Abbitte leisten, — heute aber sei es mir unmöglich zu kommen! — mein Körper wolle, aber der Geist nicht, — was sonst der entgegengesetzte Fall, — heute sei alles bei mir umgekehrt." ...

Dr. Ferdinand Benecke an Jean Paul. [Hamburg, den 5. Oktober 1809.] ... Aber Dr. Hudtwalker hat mich durch Ein Wort unbeschreiblich betrübt gemacht. In einigen Ihrer neuesten Schriften schon wollte mein vielleicht zu reizbares Ohr Mißtöne vernehmen, sobald in Ihrer Harmonie Anspielungen auf einen gewissen Menschen, den Sie erraten, vorkamen. [Der Briefschreiber meint Napoleon Bonaparte, scheut sich aber, selbst in einem Privatbriefe diesen Namen zu nennen.] Ich glaubte aber hinterher die schöne Auflösung dieses Mißtons zu finden. Einer meiner liebsten Freunde, ein rechtschaffener Mann, der Sie kindlich liebte, fand die Auflösung nicht; in seine Liebe mischten sich Trauer, Zweifel, Verzweiflung; unsre Meinungen gingen auseinander; ich blieb Ihnen treu vertrauend. — Da kam nun Hudtwalker; er sagte mir — kaum wage ich's zu wiederholen, und die Hand zittert mir — Sie seien wirklich jenes Menschen warmer Verehrer; er sagte es mit Zuversicht aus eigenem Hören. Ich unterdrückte meinen innern Kampf und sagte ganz sanft: „Ja, das ist auch natürlich! Welcher Geist kann diesen Geist verkennen? Ein Andres aber ist's: große Eigenschaften, zumal wenn sie so gewitterhaft eingreifen in das stagnierende Menschenwesen, verehren, und das Wesen lieben, welches sie besitzt. In wie vielen Gedichten spielt Satan eine große Rolle, imponiert, gefällt selbst in seiner großen Konsequenz neben erbärmlichen Inkonsequenzen schwächlicher Mittelwesen, und fördert sogar große herrliche Zwecke, wenngleich er entgegengesetzte verfolgt. Wer nun bei einem solchen

Heros gern verweilt und das Große an sich gern betrachtet, ist der darum sein Freund und seines Trachtens Genosse?" Hudtwalker schien widerlegt und ohne Widerspruch. Wir sprachen von Ihrer Frau, Ihren Kindern, Ihrem häuslichen Wesen. Alles, was er mir erzählte, erfreute mich aufs innigste. Nur Ihre lange Krankheit betrübte mich.

Er ging. Nun stürzte eine ganze Nacht trauriger Gedanken über mich her. Ach lieber Richter, ich bin unbeschreiblich traurig. Seit ich meinen Vater verlor, bin ich es nicht so gewesen. Aber mein Glaube an Sie will doch nicht nachgeben. „Vielleicht hast du in jener Erklärung doch das Rechte getroffen — oder solltest du historisch irren? — oder irrt Jean Paul historisch? oder, oder, oder? und aber, aber, aber! so ringt's und kämpft's in mir und will nicht Tag werden in dieser langen Nacht. — Historisch irren? Großer Gott, wo tausend Untaten zum Himmel aufstinken, kann's da dem in sich einigen Menschen einleuchten, wenn andere aus frommer oder ästhetischer Furcht vor dem gar zu großen Abscheu lieber eine krasse Lüge daraus zusammendichten (wie z. B. der Erzbischof in Werners „Söhnen des Tals" eine ist), bei der sie sich zufriedengeben und mit der Welt Frieden schließen? Nein! Ich kann gar nicht mehr denken vor Schmerz, denn er ist größer als der eines Christen aus der Urzeit, der einen Heiden liebte und sich nicht mit ihm über Gott einigen konnte. Oder bin ich der Heide? Ich werde auch nicht eher wieder ruhig, bis ich ein tröstliches Wort von Ihnen habe, ein Wort der Seele zur Seele. Sorgen Sie nicht, ich will's wohl verstehen. Ich habe mich so innig Ihres Daseins gefreut — und diese Stunde ist so dunkel! Der Brief soll sogleich zur Post. Mein Glaube zählt von da an die Stunden bis zur Erlösung aus dieser Qual. Ein schwarzer Dämon schreit: „Nimmer!"

Jean Paul an Dr. Ferdinand Benecke in Hamburg. [Bayreuth, den 15. Oktober 1809.] Ihr mich rührender und erfreuender Brief beweist, wie stark Sie zugleich lieben und verabscheuen; und ich bin froh, nur vom ersten der Gegenstand zu sein. Gegen Fremde, also auch gegen Hudtwalker, bin ich, wenig-

stens anfangs, nur allgemein und halb offen, weil ich immer mein stilles Wort im nächsten Buche oder Briefe schreiend wiederzufinden fürchte. Wie kommt Hudtwalker zum Mißverständnis vom „warmen Verehrer"? Wär' ich wirklich dieser mir untergeschobenen Meinung, so hätte mich ja bisher nichts abhalten, sondern nur alles anreizen können, sie öffentlich recht stark zu sagen. In meinen Büchern liegt, sobald man meine Ironie versteht, meine Meinung offen da; lieber schweige als heuchle ich. In den „Dämmerungen", die vielleicht jetzt heraus sind, werden Sie die Widerlegung der Hudtwalkerschen Nachricht noch stärker finden.

Ihre Hypothese zur Erklärung ist aber die richtige. Was unmoralische Mittel sind, darüber waren von jeher alle politischen und religiösen Parteien mitten im Zanken einig; nur ob irgendein Heros der Zeit mit ihnen ein sittliches oder unsittliches Ziel verfolge und verfolgen dürfe, darüber gab's Parteien.

Fast die allgemeine Meinung ist's, aber nicht meine, daß so wie Vaterlandsliebe auf Kosten der Weltliebe, so monarchische oder republikanische Vorsorge für ein bestimmtes Land auf Kosten aller Länder umher gelte, ja rechtlich sei. Daher das Gebot, jedes anwachsende Land, auch ohne Anlaß, zu bekriegen. Wie haben nicht Rom und London die Welt verwundet, um sich selber in Blutbädern zu stärken und zu heilen! Mit dieser Verblendung sollte man manche neuere Härten gegen das Ausland wenigstens entschuldigen ...

Niemand kann den Krieg ohne den Frieden, die Saat ohne die Ernte beurteilen.

Ja, gesetzt sogar, ich wäre das, was Hudtwalker mich fälschlich nennt, „ein warmer Verehrer", so seh' ich treffliche Menschen um mich, welche jenes und dieses sind. Und der wahrhaft edle Graf von Benzel-Sternau — denn er macht noch bessere Sachen als seine Bücher — ist statt eines Verehrers ja ein Anbeter.

Mir ist jede Meinung eines andern gleichgültig, sobald sie nur nicht aus egoistischen Gründen abstammt ...

Dr. Ferdinand Benecke an Jean Paul. [Hamburg, den 13. Dezember 1809.] Ihr Brief vom 15. Oktober hat einen ernsten, schweren Inhalt ... Ich kann gegen Sie nicht zurückhaltend sein ...

Sie sagen mir, daß meine hypothetische Erklärung des Wortes von Hudtwalker die richtige sei; Sie seien nicht der Meinung, daß ein Heros mit unsittlichen Mitteln ein sittlich Ziel verfolgen dürfe ... Wenn Sie aber sagen, daß man mit der Allgemeinheit jener politischen Verblendung gewisse Dinge wenigstens entschuldigen müsse, so darf ich Ihnen entgegnen, daß dann auch kleinere Untaten, sobald sie nur ein allgemein verbreitetes Laster aussprechen, noch viel eher entschuldigt werden müßten, weil sie nicht Millionen, sondern nur einzelne verletzten. Mir däucht, nie war es so nötig, den in uns gelegten Abscheu gegen das Böse recht scharf, rein und blank zu halten und damit immerdar gerüstet zu stehen gegen diesen Satansbund irdischer Macht mit der allergefährlichsten Gleisnerei und Begriffsverwirrung, der nun noch den innern Menschen fordert, nachdem er den äußern zerrissen. Nach dem Verstummen der Leichenfelder folgen nun erst die Sirenenstimmen, und wehe dem, der sich horchend hinneigt!

„Ja, gesetzt sogar, ich wäre das, was etc." Diese Stelle erschreckte mich ordentlich ... und der Schreck wirkt noch, da Sie in dem Nachsatze den Verfasser des „Jason" als einen Mann bezeichnen, der beides kann: den Teufel anbeten und ein edler Mann sein. Ist das eine, so kann das andre nicht sein! Ist Graf Benzel-Sternau ein edler Mann, so hat er eine fixe Idee, innerhalb welcher er konsequent toll ist — was ihm Gott um deswillen verzeihen wolle, was er etwa Gutes außerhalb tut. Es gibt eine gewisse Grenze des Nachdenkens, an der der gesunde Menschenverstand mit dem natürlichen Gefühle stehenbleibt. Überschreitet er sie, so laufen vor seinen Blicken alle Gestalten verworren ineinander, und er mag dann die Traumsurrogate seiner Einbildung auch mit allen Gesetzen der Vernunft ausstaffieren, so wird er doch keinen täuschen, als sich selbst und die an ihn glauben. Das muß, wenn er wirklich ein edler Mann ist und etwas Besseres

macht als seine Bücher (die freilich nichts Gutes sind), des Grafen Benzel-Sternau Fall sein ...

Varnhagen von Ense an Jean Paul. [Prag, den 5. Juni 1810.] ... Wie glänzend wird einst unsere Zeit den Nachkommen erscheinen, wenn sie unsere Bücher, wenn sie dieses Buch [Jean Pauls Dämmerungen für Deutschland] betrachten. Aber auch an Taten ist sie reich, an kühnen Taten herrlicher Gesinnung, die nur erfolglos blieben im Elend der Herrschenden, die unsere bittersten Feinde sind. Unversiegbar rinnt die Quelle deutschen Mutes und deutscher Redlichkeit. Nie war ich mehr davon überzeugt, als nach dem unglücklichen Feldzuge, nie hab' ich mein Volk mehr geachtet, als nach diesen Vorfällen im Zwange der jetzigen Gewalten. Und auch neuerdings, da der Wille einzelner eine ungeheure Schmach auf uns lud, daß wir ein Spielzeug des grausamsten Leichtsinnes gewesen zu sein schienen: was ist dies äußerlich großartige Ereignis gegen die innere Herrlichkeit des allgemeinen, frei auftretenden Unwillens? Und wennschon nicht in Zeitungen und diplomatischen Anreden, doch lebt er und die echte Gesinnung überhaupt fort in dem Innern der Häuser und dem unbefangenen Verkehr des geringen Volks ... Eine schöne Jugend wächst uns herauf, erzogen unter Elend und Leiden und zum Kriege geübt, wenn nicht durch Taten, so doch durch Gedanken ... Die Streifzüge Schills und des Herzogs von Braunschweig sind einzelne Plänkler der kommenden Schlachtordnung, und im Kalender der Geschichte darf der rote Rachesonntag nicht ausbleiben nach so vielen schwarzen Trauer-Werkeltagen ...

Jean Paul an Emanuel. [Bayreuth, den 6. April 1809.] Guten Morgen! Ich kann meinem Emanuel die heutige Freude nicht früh genug schicken. 1000 Gulden jährliche Rente vom Fürst Primas, und Mitglied des Frankfurter Museums. [Karl Theodor Anton von Dalberg, ursprünglich Jurist, dann Geistlicher und Koadjutor des Kurfürsten von Mainz, war nach dem Zusammenbruch Preußens Fürst Primas des unter dem Protektorat Napoleons gegründeten Rheinbundes und bald darauf Großherzog von Frankfurt geworden.]

[Bayreuth, den 22. Juni 1810.] Einsamkeit an einem Geburtstage ist die einzige würdige Selbstfeier desselben, damit der Mensch sinnig, ruhig und weich auf den Weg hinter dem Rücken, und auf den vor dem Auge messend blicke. So hass' ich auch alle geschäftige oder lustige Tätigkeit am ersten Tage des Jahres. Der gebrechliche Mensch sollte solche Zeitanhöhen als Spindeln betrachten, an welche er die Fäden eines neuen Gespinnstes legt. Alles Wichtige wird einsam getan, das Nichtige gesellig. Das Besserungsmittel besteht nicht in Vorsätzen, sondern in Übung ...

Jean Paul an Christian Otto. [Bayreuth, den 5. August 1810.] Guten Morgen, Alter! Ich muß gestern bei Dir froher gewesen sein, als das Schicksal gern sieht. Denn es hätte beinahe die schwarze Allee im Katakomben-Sinne zu einer gemacht. Denn bei gießender Regennacht stürzte ich — nicht weit von Dir — in den Main. Mein Stock und meine Kaltblütigkeit halfen mir. Den Hut fand man heute am andern Ufer. Es hat mir weiter nichts geschadet ...

Jean Paul an Emanuel. [Erlangen, den 11. Juni 1811.] ... Mein Leben ist so heiter und gesund, als Sie mir nur wünschen können; und dies ist bei Ihrem Wohlwollen ein Stückchen Himmel mehr als ich verdiene. Nichts plagt mich als abends das Sehnen nach den Meinigen. — Mein Max (zum Reisen wüßt' ich kein herrlicheres Kind) entdeckte kurz vor Truppach meinen Bruder Balbier in einem Wäldchen; ich hielt, er kam mit zwei Bündelchen, zeigte mir eine neue Weste und sich erträglich restauriert. Er gehe nach Kulmbach (sagt er). Ob er gleich keine Einbuße bei diesem Begegnen hatte: so schnitt doch lange der Gedanke hart in mir herum, daß der eine Bruder da freudig fahre und der andere in Wälder-Ecken stehe und ohne Sonn- und Festtage lebe, die der Stadt-Ärmste doch hat. Aber ihn könnte nicht einmal das große Los für immer erretten ...

Jean Paul an Paul Thieriot in Zürich. [Bayreuth, den 5. Juli 1813.] ... Sie täten mir einen Gefallen, wenn Sie die Ihnen so nah seßhafte X..... besuchten und ihr meinen Gruß und die wahrhafte Versicherung brächten, wie warm sie in meinem

Andenken lebe, da sie von hier an bis nach Regensburg mich unbeschreiblich verleumdet, und Lügen über meine Trink-Unmäßigkeit, ja Unsinn darüber, nachdem ich alles ihr auf meinem Kanapee widerlegt und auf die Quellen zurückgeführt hatte, auf ihrem Wege auszusäen gut verstanden. Wünschen Sie ihr übrigens, das Donnerwetter soll in sie fahren, damit der Teufel aus ihr fährt... Aber lieber besuchen Sie einen trefflichen Mann, der mir so viele Pfunde Emmenthaler Käse geschickt, als meine Opera wiegen, die er alle hat und schätzt. Er heißt Mummenthaler in Langenthal. Diesem köstlichen, liebenden Manne bringen Sie einen ernstwarmen Gruß und schildern Sie ihm mein In- und Exteriör lebhaft. Er frißt Sie vor Liebe und Lust; dasselbe können Sie dann mit seinem Käse tun...

Ich wollte, Sie hätten meinen Katzenberger und meinen Fibel gelesen; man will viel daraus machen, was ich selber vorher, obwohl in anderem Sinne, auch wollte. Die neue um achtzehn Bogen reichere Vorschule der Ästhetik ist auch da. Jetzo koch ich und brat ich an einem großen komischen Werke. In diesem aber — hab' ich mir geschworen — will ich nicht wie bisher, da ich in allen meinen komischen Werken, gleich einem Kinde, das in Kugelgestalt geboren und dann g e r a d e in Wickelkissen gekreuziget wird, immer den strengsten Kunstregeln nachgab und leider nur zu regelrecht war, es wieder tun, sondern ich will mich gehen lassen, wie's geht, — hinauf, hinab — flug- und sprungweise — wahrhaft kühn. Freund, ich will im Alter meine Jugend nachholen und postzipieren.

Sie und Eva sollten meine drei Kraftkinder in Körper- und Seelenblüte sehen, und in angeerbter kindlicher Unschuld, obgleich mein Junge jetzt fast mehr Griechisch kann als sein Vater. Wahrlich! in den ersten Quinquennien kann man den Kindern einen unauslöschlichen Wert, wie Unwert anerziehen oder lassen; später verderbt sie kein fremdes, ja kaum elterliches Widerspiel...

Noch zog der Krieg nur um mich mit seinen Blitzen herum; zög' er aber über meine Glatze, so müßt' ich wohl auf einige Stunden scheiden, um ganz wiederzukommen.

Der Schriftsteller August Lewald erzählt [in seinen „Aquarellen aus dem Leben", 1836, von einer Abendgesellschaft in Bayreuth, 1815]: Wie wir in die Gesellschaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der schon auf uns gewartet zu haben schien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präsentierten ihm ihre mächtigen Blumensträuße, die er sich lächelnd an die Brust mit vielen Nadeln befestigen ließ. Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in seinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinstädtischen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine weißgestrickte Weste, die natürlich ganz formlos war, an deren Rande sich eine Girlande aus grünen Korallen hinschlängelte. Der Hals war offen; der Rock abgetragen und sehr kurz, welches jetzt nicht auffallen würde, damals aber gegen die herrschende Mode sehr kontrastierte ...

Man setzte sich zum Tee; man musizierte; die Bürger [geschiedene Frau des Dichters, auf einer Vortragsreise begriffen] deklamierte; Jean Paul, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute nicht in ihrer Andacht zu stören, wie er sagte, in der Tat aber, weil er kein Freund von dergleichen Deklamatorien war ...

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Gesellschaft entzog; die Wirtin selbst kam zu uns, um uns in den Salon zu führen ... Jean Paul war ziemlich einsilbig geworden; man bat ihn, sich zum Flügel zu setzen. „Er phantasiert himmlisch," sagte mir die Dame des Hauses, „nur wird es leider oft zu lang. Er kann nicht aufhören, wenn er ins Feuer kommt." ... Er fing zu spielen an; kühne Griffe, mächtige Akkorde! Man stand lauschend umher; nicht einer war in der Gesellschaft, der nicht die innigste Verehrung, die reinste Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefsten Eindruck.

Man hat schon oftmals auf die Ähnlichkeit Beethovens und Jean Pauls hingewiesen; ich habe sie beide gekannt und gefunden, daß sie selbst bis auf ihr Äußeres sich erstreckte. Beethoven war etwas kleiner, aber auf den ersten Anblick dieselbe kräftige Natur, dieselbe Nachlässigkeit in der äußern Erscheinung, dieselbe Gutmütigkeit,

dasselbe einfache, herzliche Wesen ... In Jean Pauls musikalischen Phantasien wurde seine Verwandtschaft mit Beethoven aber erst recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er Tee; aber der Tee war längst fortgetragen, und die Bedienten brachten ihm andere Erfrischungen. Er bestand aber auf Tee und begehrte ihn so laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hauses ängstlich aufsprang, um nach der Ursache des Lärms sich zu erkundigen, und, wie natürlich, sogleich Tee zu bringen befahl. Leider ist es nur zu wahr, daß er im Eifer des Gesprächs dann diesen Tee so stark mit Rum zu versetzen pflegte, daß er am Ende reinen Rum trank und so für die Gesellschaft fast untauglich wurde. Dies war die Ursache, daß er von vielen Baireuther Gesellschaften, welche die Gegenwart des herrlichen Mannes mit dieser Unannehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeschlossen blieb ...

Es war ein seltsames Mißverhältnis zwischen Jean Paul und seinen Mitbürgern, die zum größten Teile keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten. „Alles Tote lebt hier," sagte er, „aber alles Lebende ist hier tot" ... Er durchstrich gewöhnlich einsam die Gegend, stieg aber nur selten auf die Berge. „Die Menschen steigen hinauf, um das zu suchen, was sie eben verlassen: die Ebene!" pflegte er zu sagen, „und so wünschen sie gar oft wieder ihre Wünsche zurück."

Seine liebenswürdige, geistreiche Frau schätzte er sehr. „Sie hat mehr Verstand als ich," sagte er mir einmal. Seine älteste Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre lesend.

Ferdinand Grimm an seine Brüder Jakob und Wilhelm. [März 1815.] Ich kam dann nach Baireuth, wo ich einundeinhalb Tag bleiben mußte. Die Stadt war so hell und freundlich und das Wetter wie Frühlingsvorposten eingetreten, daß ich Lust bekam, zu Jean Paul zu gehen; und gegen Abend traf ich ihn bei guter Laune (er hat wieder ein Werk unter den Fingern) in einem ziemlich eleganten Hause, umgeben mit Frau (einer echten Berlinerin) und zwei unverzogenen artigen Mädchen; sein abgenutzter Überrock war ehedem blau und sonst, wie auch

das Hemd auf der Brust, nicht eben rein zu nennen, seine Rockschlippen unter dem Kragen waren Nadelkißchen, denn wohl sechzig Nadeln konnte man hier eingesteckt zählen, wahrscheinlich zum Festheften der Papierstücke. Ich fand seine Gesichtszüge gerade so, wie ich sie mir nicht vorgestellt hatte (das Bildnis vor dem Hesperus ist gar nicht ähnlich), aber nur ein Wort aus seinem Mund, und man hört den alten Bekannten. Sein Kolorit gleicht dem eines Weintrinkers, der Kopf ist dick (ein wenig von Luther hat er), hat hübsche Quetschbacken, die Nase ist ein bißchen unbestimmt, selbst im Profil, was schade, die Stirn ist schön, der Mund auch, und die Augen sehen weich und rührend, aber männlich, der Mund — so das hab' ich schon; übrigens ist er mittelmäßiger Größe und sehr stark — überhaupt, kann ich Dir sagen, drückt sich an dem edlen, deutschen Kopfe so viel Schönes aus, das man in den ersten Stunden nicht so ganz zu beurteilen fähig ist, so wie oftmals dasjenige, was aus ihm herausgegangen ist. Jean Paul ist ein leidenschaftlicher Preuße und wünscht (wie überhaupt das ganze bayrische Land) nichts mehr, als wieder einer zu heißen; er sprach mehr über Politik, lobte Görres ganz entsetzlich und neigte sich am Ende nochmals zu mir und, indem er mich angriff, sagte er: „O sagen Sie's mir doch noch einmal, was meinen Ohren zu hören doch so wohltut, daß wir wieder Preußen werden."

Professor Henrik Steffens-Breslau erzählt [in seinen Denkwürdigkeiten]: Man wird sich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena aus einer einseitigen Laune, die mich beherrschte, Jean Paul, der damals sich in Weimar aufhielt, absichtlich vermied: jetzt [Frühjahr 1815] beschloß ich, ihn aufzusuchen. Als er einen preußischen Offizier bei sich eintreten sah, schien er etwas überrascht; als ich mich aber nannte, empfing er mich auf seine enthusiastische Weise. In seinem Hause blieb ich einige Stunden, und diese waren kaum verflossen, als wir so vertraut waren, als hätten wir Jahre miteinander verlebt. Seine geistreiche Frau war ebenso offen und mitteilsam wie er. Er trat mir völlig so entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur seine Gestalt überraschte. Man hätte hier eher einen magern blassen Menschen

erwartet als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich sah ... Wir verließen die Frau, und er führte mich nach einem Kasino, wo wir die angeseheneren Männer der Stadt versammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege spielte, hatte doch einige Aufmerksamkeit erregt; man drängte sich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigsten liebenswürdig, wenn er sich in einen philosophischen Streit einließ. Seine ganze Philosophie bestand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit verteidigte. Er hatte sich Herder zum spekulativen Abgott ausersehen, und obgleich ich selbst die vielfachen Verdienste dieses Schriftstellers schätzte, so enthielt doch seine Philosophie eine so in die Quere gezogene Ansicht, daß sie, von einem Zweiten willkürlich aufgenommen und noch mehr verzerrt, völlig unausstehlich werden mußte. Da hier an ein Zurechtstellen gar nicht zu denken war, so verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erschöpft schien, reizte ich ihn durch irgendeinen Einwurf, und er sprach dann in unaufhaltsamem Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der sich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, sich leicht schwebend anmutig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unsichtbar fortgewälzt wurden ...

Jean Paul an Friedrich Schlegel in Wien, der 1812/13 eine Zeitschrift „Deutsches Museum" herausgegeben hatte, die alle Erscheinungen und Fragen der Geschichte, Philosophie, Kunst und Literatur aus einem vaterländischen und durchaus deutschen Geist beleuchtete. [Bayreuth, den 8. Oktober 1814.] Ich habe während der höhern Wiederbringungen der Deutschen oft an Ihr Museum und Ihr Ziel gedacht und oft an meine feste Hoffnung. Könnte man nach einigen Jahren wieder ähnliches Unglück erleben, man würde ähnliche Errettung gewiß erwarten. Geschäh' es aber nach einem Jahrhundert, so wäre wieder das alte Zagen da. Alle Errettung in der Geschichte stärkt den Glauben nicht so wie eine erlebte ...

Maria Lux

Am 25. März 1793, zwei Monate nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., war der westpreußische Pfarrerssohn und kurmainzische Universitätsbibliothekar Georg Forster, der vordem als englischer Erdumsegler und deutscher Reiseschriftsteller sich einen Namen gemacht und die Anerkennung der Besten seiner Zeit gewonnen hatte, als Vizepräsident des Mainzer Konvents nach Paris aufgebrochen, um beim französischen Konvent den Anschluß des republikanisierten und französierten ehemaligen Kurfürstentums Mainz an Frankreich zu beantragen. Sein Mitdeputierter war der siebenundzwanzigjährige Privatgelehrte Adam Lux aus Mainz, der schon mit neunzehn Jahren zum Doktor der Medizin und der Philosophie promoviert worden war. Was diese beiden betörten deutschen Schwärmer in Paris erlebt haben und wie sie von den Wirklichkeiten der Revolution ernüchtert worden sind, erzählt Georg Forster in seinen Briefen. Hier sei nur gesagt, daß Lux sich den radikalen Gewalthabern mißliebig machte, weil er hinsichtlich ihrer Abscheulichkeiten kein Blatt vor den Mund nahm, und daß er, um einen Umschwung zugunsten der vergewaltigten besonneneren Partei herbeizuführen, den selbst für jene unnatürlich erregte Zeit wahnwitzigen Gedanken erwog, nach einer die Jakobiner brandmarkenden Rede im Konvent vor aller Augen sich selber zu erdolchen, um mit seinem Protest mehr Eindruck zu machen. Die Häupter der Girondisten selber widerrieten ihm solche Torheit: er solle die Sorge für seinen Tod den Schreckensmännern überlassen. Und in der Tat brauchte er nicht lange zu warten.
Als am 13. Juli 1793 ein schönes junges Mädchen aus der Provinz, Charlotte Corday, von ähnlicher leidenschaftlicher Gesinnung und politischer Überzeugung, den Bluthund Marat erdolcht und Lux sie einige Tage später unmittelbar vor ihrer Hinrichtung gesehen hatte, da überwältigte der Eindruck ihrer Tat und ihrer Persönlichkeit den deutschen Idealisten dermaßen, daß er eine

Flugschrift „Charlotte Corday" erscheinen ließ, worin er sie als Märtyrerin ihrer gerechten Sache und als Opfer der revolutionären Justiz mit schwärmerischen Worten verherrlichte. Vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt, hatte Lux nicht das Glück des als Sonderling in Paris lebenden Grafen Schlabrendorff, des Schwagers der schönen Henriette, der, im gleichen Jahre zum Tode verurteilt und bereit, als der Karren ihn aus dem Gefängnis zum Richtplatz abholen wollte, seine Stiefel nicht finden konnte, und der dann infolge der Unachtsamkeit des Karrenführers und des Gefängniswärters in Vergessenheit geriet, bis Robespierres Sturz ihm die Freiheit zurückgab. Vielmehr wurde Lux am 4. November hingerichtet. Nach Forsters Bericht hat er schon vorher „ganz den Kopf über dem Mädchen verloren und nichts Seligeres gekannt, als für sie zu sterben", und ist „vor Freude, ihr nachfolgen zu dürfen, aufs Schaffott gesprungen".

In Mainz hatte Lux eine Witwe und zwei kleine Töchter hinterlassen. Die jüngere, Maria, begann schon in ihrem zehnten Jahr Jean Paul zu lesen. Als ihr 1799 seine Schrift „Charlotte Corday" in die Hände fiel, worin nicht nur die junge Französin und (wie in Schillers Tell) der Meuchelmord aus Vaterlandsliebe, sondern auch Marias Vater verherrlicht wurde, hatte sich ihre Begeisterung für den Dichter ins Maßlose gesteigert.

Kaum dem Backfischalter entwachsen, hatte sie begonnen, in immer leidenschaftlicheren Briefen ihm ihre Verehrung und zuletzt eine Liebe auszusprechen, die dem Niegesehenen, um ein Vierteljahrhundert Älteren, Verheirateten gegenüber eine krankhafte Verirrung ihres Gemütes bedeutete. Sie litt dann auch schwer unter dem Gedanken, durch solche Geständnisse die Unschuld ihrer Seele verletzt zu haben. Jean Paul, wie selten, zögernd, besonnen und väterlich er ihr antwortete, vermochte nicht, ihr zu helfen. Als 1814 ihre Mutter gestorben war und ihre Schwester sich verlobt hatte, hat Maria Lux Befreiung und Frieden im Rhein gesucht und gefunden.

Maria Lux an Jean Paul ... Ist es nicht zu kühn, darf ich einmal schreiben an den teuersten Menschenfreund und ihn meinen Vater nennen? ach, den ich vielleicht nie sehen werde

und dem ich soviel zu danken habe, die höchsten Wohltaten, die erhabensten Wahrheiten, all das Gute, das mich begeistert, und eine ganze Ewigkeit, die er mir vor meiner Seele aufgetan hat! Ich kann meinen Dank nicht ausdrücken, aber wenn ich an Ihre unendliche Güte denke, bricht er in Tränen aus, und mein Herz ist mit Wünschen für Sie erfüllt. — O daß Du bist und lebest! Dieser feste Glaube an Dich ist ein Himmel, den mir niemand rauben kann. Allmächtig wirkest Du auf die Menschen, Du hilfst uns auf und erfreuest uns! Ich vergess' es nie.
Sie fragen aber vielleicht, wer Sie denn hier anrede, aber ich bin nur ein kleines Mädchen und zu wenig, als daß ich meinen Namen nennen möchte. — O wär' ich groß und wie ich sein sollte, keine Länder und keine Meere würden mich abhalten, wenigstens einmal im Leben den zu sehen, der so lange schon in meinem Herzen die Stelle eines Vaters einnimmt ... Ach, mein ganzes Leben ist fast nur ein Streben nach Wert und doch, o Vater, warum geht es nur so langsam vorwärts? Es ist das Betrübteste, was es für mich gibt, und nur gut, daß ich wahr und redlich bin. Doch ich will nicht auch Ihnen mit meinen Fehlern zur Last sein; ich will Ihnen nur sagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich mir vieles abgeschrieben, mein bestes Gut sind. Das Pult, worin ich alles aufbewahre, ist mir ein Altar, und ich mag schon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (sobald es die Hausgeschäfte erlauben) bei dem geliebtesten Vater zu sein. Ich habe niemand, mit dem ich von ihm spräche; ich lebe vielleicht zu einsam und bin — schon von Natur einsiedlerisch — durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und der ich fremd bin und bleiben werde. Es wird nicht zu helfen sein! — Doch bin ich sorgenfrei und tätig und lebe der Hoffnung auf eine Zukunft, die Sie mir so groß und verherrlicht zeigen. —
Ach! da ich nicht Ihr Kind sein kann, so hat der Wunsch, zu sterben, recht viel Süßes für mich, und der Tod wird mir ein Strahl des Himmels sein, der mich berührt und meine Seele zur ewigen Liebe und zu Dir, mein Vater, erhebt. Denn ich werde gewiß den Weg unter die Erde zuerst gehen müssen, ehe ich zu Deinem

himmlischen Herzen komme ... Der Himmel lasse mich nur Dich nicht überleben! O dürft' ich einmal zugleich mit Dir diese Erde verlassen! Seligeres könnt' es für mich nichts geben, als, von Dir geführt, in die ewige Welt einzugehen und dort, wo ich Dir ähnlicher sein werde, es Dir zu sagen, wie ich schon auf der Erde an Dich dachte und da niemand beneidete, als die drei Engel, die Deine Kinder sind ...

Ach lebe tausendmal wohl! Aber mich errate nicht, bis ich wert bin zu Dir, zu meinem Schutzengel, zu kommen!

Nachschrift. O, warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben! Wahrlich, wir wären alle gerettet. O, wie oft träumte ich schon, ich wär's, und hätte als die älteste und zu seinen Künsten am wenigsten begabte Tochter — denn ich bin unglaublich unwissend und einfältig — auch die schwersten Arbeiten darin, für mich wahre Spielerei, zu besorgen. Wie recht froh wollte ich sein, wenn ich so ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde, und gar keine Magd da wäre, — ich tat und tue ja zu Hause auch alles (außer dem Gassenkehren) und gern, weil ich die Notwendigkeit dieser Geschäfte einsehe, und weiß, daß, wenn man sie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird: eine ordentliche Haushaltung. O, wie wollt' ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dies sind wohl nur Träume!

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", Siebentes Heftlein, Breslau 1833: In bittrer Reue unter tausend Tränen schreibt sie am folgenden Tage mit ihres Namens Unterschrift einen zweiten Brief, der das Ungestüm des ersten widerlegen und den Inhalt der Nachschrift zurücknehmen soll, in der Tat aber beides wiederholt. Dies fühlend, läßt sie einen dritten und vierten Brief in kurzen Zwischenräumen folgen, in denen sie sich vergeblich Mühe gibt, mit Asche die Glut zu decken, die nur mit immer stärkern Flammen hervorbricht, und während sie um gänzliches Vergessen bittet, den Plan, als Magd in sein Haus zu kommen, mit steigender Hoffnung festhält. Nun harret sie ängstlich auf eine Antwort, berechnet nicht die Weite des Wegs, den schon durch die Kriegstürme unterbrochnen Postlauf, die Arbeiten-

laßt ihres angebeteten Freundes und keine der vielen Möglichkeiten, die zwischen Absendung und Empfang eines Briefes liegen, sondern von ihrer Reue auf Jean Pauls Zorn schließend, erfüllt sie sich ganz mit dem Gedanken, dem geliebtesten aller Menschen verächtlich zu sein, den, den sie sich zum Heiland erkoren, leichtsinnig von sich gestoßen zu haben, und kennt keine Rettung aus dieser qualvollen Existenz, als durch den Tod. Noch liegt die Erde in der Dämmerung eines linden Maimorgens, da steht auch Maria schon über dem reißenden Strom auf der Mitte der Brücke, um sich hinabzuwerfen; schon hat sie das Messer auf ihr Herz gezückt, um durch einen doppelten Tod einen möglichen Rettungsversuch zu vereiteln; ... da stürzt, von banger Ahnung geführt, die Schwester herbei, und nur ihrem herzzerreißenden Jammer und der wiederholten Erinnerung an eine trostlose, vor Gram sterbende Mutter, gelingt es, sie vom festgefaßten Entschluß abzubringen. Sie folgt, ohne die Ursachen ihres schrecklichen Vorhabens zu offenbaren, der Schwester, und verspricht der Mutter ihr Leben, obschon ein freudeleeres. Da kommt endlich der ersehnte Brief.

Jean Paul an Maria Lux: Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen. Ihren Namen erriet ich — und sogar ein Freund von mir — in der ersten Stunde. Der dahingegangene edle Vater ist dieser guten Tochter wert; aber möge er, den diese Erde nicht belohnte, jetzo von ihr belohnt werden, wenn er vom Himmel herabsieht auf seine Tochter voll reiner Glut. Gleichwohl würde er wünschen: „Irgendein guter Mensch nehme meine liebe Maria an Tochter Statt als geistiger Vater an, er stille ihren Sturm, auch im Guten, der nicht erwarten kann, er sage ihr, daß im wirklichen Leben, am meisten in der Ehe, am stärksten bei dem weiblichen Geschlecht, jede auch unschuldigste Heftigkeit in die Dornen und Dolche der Erde stürze, er sage ihr, daß sie in ihrem Innern fliegen dürfe, aber mit ihrem Äußern nur schreiten müsse ... Einen solchen geistigen Vater wünsch' ich meiner Maria, der es ihr sage."

Und hier hast Du ihn, liebe Tochter, und ich hab' es Dir gesagt. Deinen Traum, zu mir zu kommen, hab' ich sogleich wachend aus-

gelegt. Verlasse Deine Mutter nicht. Ich komme wahrscheinlicher zu Dir, als Du hieher. Ich liebe Dich. Ich und meine Frau grüßen Dich. Bleibe immer so gut, meine Tochter! Dein Vater J. P. F. R.

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", Siebentes Heftlein, Breslau 1833: Erst mit tausend Tränen mußte Maria die teuern Schriftzüge benetzt haben, ehe für sie Trost und Beruhigung daraus aufging. Dankend schrieb sie dann an Jean Paul und übergab ihm — sie sah sich schon in seinen Augen als eine Abgeschiedene an — die Schreckensgeschichte des Mai-Morgens, mit einem Briefe an ihn, den sie in der stürmischen Nacht niedergeschrieben, und der bestimmt war, nach ihrem Tode in seine Hände zu kommen.

Maria Lux an Jean Paul. Die Vorstellung, daß Ihnen meine Briefe und der Gedanke an mich nur widerlich sind, ist mir so vernichtend geworden, daß ich unmöglich mehr leben kann; und doch könnt' ich auch ohne zu vielen Kummer nicht sterben, wenn ich nicht noch einmal Abschied von diesem so teuern Vater nehmen und es ihm noch einmal sagen dürfte, daß ich recht unschuldig war. Ach, wie ein Kind dem besten Vater anhängt, so war meine Neigung zu Dir und wird's auch immer bleiben. Dir ist's aber gewiß anders vorgekommen, sonst hättest Du geantwortet. Mir ist es, als könne ich die Nacht nicht mehr überleben, wenn ich denke, Du verachtest mich. — O tu es nur nicht mehr, mein Vater, und wenn Du zu den Sternen aufsiehst, so denke manchmal auch an Deine arme Maria, die, wenn Du dieses liest, schon über den Wolken ist . . .

Ehe ich aber auf immer von dieser Welt gehe, schaue ich noch einmal recht lange und innig Dein Bildnis an, das mich so oft trösten wollte und mich nie mißverstand, dieses liebe, sanfte Vaterbild, das ich so oft schon angesehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heut' küssen, es ist das erste und das letzte Mal in meinem Leben! Ach meine arme Mutter, meine Schwester! Ach wäre doch alles nur geträumt und ich hätte nie an Dich geschrieben. — Aber ich kann nicht mehr! Ich sterbe gern, um Dir zu sagen, wie rein ich Dich verehrte! —

Jean Paul an Emanuel. [Bayreuth, den 24. Juli 1813.] Hier der neueste Brief von Maria. Wenn ich gar nicht schriebe, sondern sie dem Sterben überließe, so hätt' ich recht. Doch schreib' ich an sie und auch an ihre Mutter, damit diese sie, wenn nicht heile, doch bewache.

Jean Paul an Maria Lux. Liebe Maria, der Überfluß dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte, und mein Mangel an Zeit zwangen mich zum Verschieben meiner Antwort auf Ihre letzten Briefe. Der erste, den Sie nach meiner Antwort schrieben, erschütterte mich mehr, als irgendein Unglück seit Jahren; denn es kam ja auf einen bloßen Zufall an, so hatten Sie auf meine ganze Zukunft einen fürchterlichen Todesschatten geworfen. Sie sollten meine drei Koffer voll Briefe sehen, von denen ich nicht ein Sechstel beantwortet habe ... Konnte ich denn nicht verreiset sein, oder krank, oder tot, oder abwesend, oder in Geschäften? Ihren Schritt, den Sie deshalb tun wollten, muß ich bei aller Größe des Geistes, die er verrät, strenge verdammen; aber nie sei mehr von ihm zwischen uns die Rede. Übrigens wünschte ich, Sie zeigten, um Ihret- und meinetwegen, meine zwei Briefe Ihrer guten Mutter, deren nun verschmerzte Wunde ich mir gar nicht malen will. Sie denken viel zu gut von mir als Menschen. Kein Schriftsteller kann so moralisch sein, wie seine Werke, wie kein Prediger so fromm, wie seine Predigten. Schreiben Sie mir künftig recht oft und von allem, was Ihrem Herzen nahetritt in Freude oder Leid. Sie sind mir jetzt noch durch ein einziges wunderbares Band fester an die Brust geknüpft als irgendeine ferne Bekanntschaft. Nur ziehen Sie aus langem Schweigen keinen Fehlschluß. Erschüttern und entzücken wird mich einmal unsre erste Zusammenkunft ...

Maria Lux an Jean Paul. Der einzig ehrenhafte Weg, der mich einst zu der Seele führen kann, nach der ich mich so sehne, ist das Grab. Erscheinen Sie mir nie auf dieser Erde; denn ich liebe Sie zu sehr. Darum, wollen Sie mir etwas Tröstliches schreiben, so sagen Sie mir zu, mir jenseits zu begegnen, die arme Maria dort zu lieben, die sich ja sogar im Himmel keine

Freude denken kann, wenn sie auch dort noch, wie hier, von ihrer einzigen Seele, durch die allein sie lebt, und der sie alles zu danken hat, geschieden sein sollte. Ach, ich träumte es wirklich einmal — es mag jetzt ein Jahr sein —, ich wäre gestorben und käme in einer andern Welt an. Da war mein Rufen und Suchen nach Dir so durchdringend, daß die blassen Toten, die noch um mich in ihren Särgen schliefen, davon erweckt wurden und sich aufrichteten und mich stillen und beruhigen wollten; denn ich fand Dich nicht. Aber sie sagten, die Zeit sei noch nicht gekommen: erst einst, wenn meine Seele von meinen Fehlern sich gereinigt hätte. Da wollt' ich (so wild bin ich leider in allem) vor Leid vergehen. Aber plötzlich öffnete sich über mir der Himmel, und ich sah einen unaussprechlichen Glanz, der mir so groß und heilig war, daß ich vor Entzücken und Demut und Glanz die Augen tief niedersenken mußte. Aber ich mußte zur Erde zurück und erwachte. —

Es kann sich niemand mehr auf Briefe von Jean Paul freuen, als ich, aber niemand hat auch nun ein höheres Vertrauen auf ihn als ich. Nur wolle mich nicht kälter machen gegen Dich, denn was ewig ist und meine einzige Freude, das muß man ewig lassen. Merk' Dir das, mein Engel, und schreib mir nur nie mehr ein Briefchen so voll Weisheit wie das erste, sondern lieber einmal eines, darin gar nichts steht, aber darin eine von Deinen weichen Haarlocken liegt. Und sei'n Sie versichert, ich werde so lange nicht aufhören, an Sie zu schreiben, bis Sie mir auch einmal sagen, Sie hätten mich gern; denn ich verdiene es und Ihre gute Frau, für die ich meine halbe Seligkeit geben möchte, und der ich ihren Jean Paul ganz unglaublich gern allein überlasse, hat es mir gleich gesagt.

Ich habe keinen Gruß von meiner Mutter an Sie, so sehr sie den Jean Paul auch hochachtet, weil sie nicht, und niemand, weiß, an wen ich schreibe und noch nichts von der ganzen Geschichte. Denn, als sie mich damals fragte, warum ich mich ihr so gewaltsam entreißen wollte, versprach ich, ihr zulieb' noch zu leben, wenn sie mich nie darüber befragen wollte. Sie können sich nicht denken, was ich für ein verschlossenes und doch wiederum übermäßig

offenes Ding bin, und wieviel mehr Freude es mir macht, daß mein liebstes Glück, daß der Jean Paul mich an Kindes Statt angenommen hat, ein Geheimnis für die ganze übrige Welt bleibt. — Ach! mein Vater! habe mich nur lieb und sei froh! —

Jean Paul an Maria Lux. Liebe Maria, die Locke, die meine Frau meinem Glatzkopfe abgeschnitten für Sie, ist die beste Widerlegung Ihres letzten Briefes oder Fürchtens. Besorgen Sie doch nie mehr — ich bitte Sie darum, meiner Ruhe wegen —, daß ich irgendeinen Ihrer Briefe, er sei geschrieben, wie er wolle, auf Ihre Kosten mißverstehe. Ich kenne ja Ihr ganzes warmes, reines, idealisierendes Herz und dessen große Kraft; wie sollte mich daran irgendeine Zeile des Augenblicks irremachen können? Ihr Schwur, mich nie zu sehen, gilt nicht! Eine Sache zu beschwören, die nicht im Gebiete der Sittlichkeit liegt, z. B. ewig eine Stadt, einen Menschen zu vermeiden, ist ungerecht und dem Schicksal vorgreifend. — Ich male mir die Stunde schön, wo Sie zuerst meine Karoline und meine Kinder sehen, und dann mich. So würd' ich auch alle Ihrigen sehen.

Liebe, gute Seele! Sie sind die erste Unsichtbare, der ich so offenherzige Briefe und vollends die Locke gebe. Könnt' ich es tun, wenn ich nicht so viel Liebe und Vertrauen für Sie hätte, für Sie, die viel mehr für mich opfern wollte, als ich verdiene oder vergelten kann?

Lebe froher, liebe Tochter! Quäle Dich nicht, sonst quälst Du mich, und Deine Schmerzen verdoppeln sich zu meinen! Dein Vater J. P. F. R.

N. S. Ich habe viel Ursachen zum Wunsche, daß Du den Deinigen alles sagest, und finde bei der vertrauenden Liebe, die sie für Dich haben, keinen Grund zum Gegenteil.

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", Siebentes Heftlein, Breslau 1833: Wie anders, als Jean Paul beabsichtigte, wirkte dieser Brief! „Er liebt mich, er will zu mir; er leidet Schmerzen um mich!" In ihrem Kopf und Herzen werden die sanften und mahnenden Worte Giftpflanzen, aus denen sie sich den tödlichen Trank bereitet. Wieder erwacht der Gedanke

einer Vereinigung mit ihm und zieht stürmend, sinnverwirrend durch ihre Seele. Wachend träumt sie von ihm, und küßt, mit verbundenen Augen vor ihm kniend, die geliebten Hände; im Schlafe umfaßt sie sein Bild und preßt ihr tränenvolles Auge an seine Brust und gibt ihm den Dolch in die Hand, damit er sie töte, weil sie ohne Fortdauer dieser Seligkeit nicht leben will. Erwacht sie, so erschrickt sie vor dem Gedanken, je mit leiblichen Augen ihn zu sehen; kalter Schauer durchfährt sie, will sie sich als seine Gattin denken; aber als Mutter nur eines seiner Kinder würde sie sich als die glücklichste aller Frauen, als eine Wohltäterin des Menschengeschlechts, ihr Dasein als ein geheiligtes ansehen. Bis zur Wildheit wächst die Begierde, und doch liegt über dem Mädchen der Schleier heiliger Unschuld, und die Angst, Törichtes zu wollen, ringt mit einer die menschlichen Grenzen überfliegenden, ja selbst auf den angebeteten Geliebten herabsehenden Seelengröße. Mit tiefer Betrübnis sieht Jean Paul diesem zerstörenden Kampfe zu; aber er schrieb nicht mehr. Da ward es plötzlich Licht in ihrer Seele, sie sah ihre Verirrungen, und mit herzzerbrechender Reue naht sie sich wieder, ein gutes Kind, eine liebende Tochter, und will Vergebung ...

Jean Paul an Maria Lux. Ihre letzten sechs Briefe habe ich richtig erhalten, wenn auch nicht immer echt versiegelt. Ich schreibe nichts lieber als Briefe und doch nichts seltner. Erst nach langer Zeit werden Sie wieder einen von mir erhalten. Ihre letzten drei taten meiner Seele wohl, weil sie wieder das einzige zwischen uns mögliche Verhältnis von Vater und Tochter recht himmlisch aussprachen, ein Verhältnis, in welches mich Ihr erster Brief hineinzauberte, und welches bisher in mir unverrückt geblieben. Auf diese Weise durft' ich Sie so innig lieben, Ihnen meine Locke schicken, mein Vertrauen geben und Ihre mir unbegreifliche Bedenklichkeit gegen ein Sehen anfechten. Das Wort Vater ist für einen Vater, so wie das Wort Tochter ein heiliges Wort! Warum glauben Sie mich betrübt? Die Wissenschaften sind mein Himmel, ich werde von meinen Kindern und meiner Karoline beglückt und so herzlich geliebt wie sie von mir: Warum

soll ich betrübt sein? — Allerdings über etwas: über die Zeit, an welcher jetzo fast alle Völker Europens bluten.
Ihre Offenherzigkeit gibt mir keine Schmerzen — sobald nur Sie keine dabei fühlen —, sondern Freude. Sie vergöttern mich, anstatt mich zu befolgen. Ich gebe Ihnen daher keinen einzigen Rat mehr, da ich sowohl das weibliche Geschlecht kenne, wie jene Feuerseelen, zu welchen Sie gehören ... Ich wünschte, Sie schickten mir statt der Briefe, die ich doch nicht ordentlich beantworten kann, lieber ganze Tagebücher Ihres Lebens, Ihrer Familie, Ihrer kleinen Ereignisse.
Es gehe Dir wohl, liebe Tochter! und der Geist des warmen Lichtes ohne Feuersturm fülle Dein Herz. J. P. F. R.

Aus „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", Siebentes Heftlein, Breslau 1833: Maria war ruhig geworden; aber die Ruhe war eine gewaltsame, unnatürliche. Die Begeisterung für den höchsten und geliebtesten aller lebenden Menschen, die einmal ihr entzündbares Herz in Flammen gesetzt, ließ sich nicht wieder zum Lampenlicht der Vernünftigkeit verdünnen. Mit frevelnden Händen hatte sie nach ihrer Meinung sein heiliges Bild berührt, mit törichten Wünschen entweiht, und dieses, wie es in ihr lebte, forderte Sühnung. Kein Opfer war ihr groß genug, und der Tod für ihn ihr einziger Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Maria Lux an Jean Paul. Zürnen Sie nicht, teuerster Vater, noch diese Zeilen von Ihrer unglücklichen Maria zu empfangen. Ich kann es ja nicht ertragen, daß Sie mich noch für lebendig halten, wenn ich schon tot bin. Meine Mutter ist vor zwei Monaten gestorben. Sie litt es gern, daß ich ihr nachfolge, aber sie bat mich, vorher alles zu ordnen, für meine Schwester zu sorgen und sie nicht in den Schreckenszeiten des Krieges zu verlassen. Diese sind nun vorbei, und ihre Existenz ist gesichert. Ich habe getan, was ich konnte, und eile, von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich so unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeste Streben nach dem Besten so vergeblich war, wo ich seit meinen törichten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andre überging. Ach! es wird im großen Universum doch noch einen

Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich wieder sein kann, wie ich sein will. Ich habe genug gelitten: ich darf sterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an Sie zu schreiben als dies, daß die, so an Sie schrieb, gewiß tot ist, wenn Sie dieses lesen, und daß Sie darüber sich freuen sollen ... Mich aber verachten Sie doch nicht gar zu sehr, sondern geben es zu, wenn ich Ihren Kindern, an die ich ohne heiße Tränen nicht denken kann, weil sie so glücklich sind, ein kleines Geschenk schicke. Sagen Sie ihnen aber nicht, woher es kommt, ich möchte gern ganz vergessen sein und unbemerkt verschwinden. Niemand hat durch mich meine Geschichte erfahren, und ich habe alle Bücher und alle Tagebücher verbrannt. Nur Ihre Locke nicht, sie bleibt an meinem Hals, und ich nehme sie mit. — Oh! leben Sie wohl! unvergeßlich geliebter Vater. Ach! daß es so mit mir werden mußte! Mein unglücklicher Geist wird Sie aber umschweben, so lange, bis Sie ihn wieder aufgenommen und mit sich nehmen. — Oh! dürft' ich Ihnen ein Zeichen geben, Ihnen höhere Kundschaft bringen!

Ein Brief aus Mainz an Jean Paul: ... Da kam der Mai wieder mit seiner schwarzen Erinnerung ans verflossene Jahr, und Maria wurde heitrer als je. Sie besuchte ihre Freundinnen und bat von jeder für etwaigen Schmerz Vergebung. Etwas Feierliches und Wildschönes wechselte in ihr mit ernster, heitrer Ruhe. Sie las und schrieb und bereitete das Abend-Mahl, zu welchem sie die verehrten Freunde ihres Hauses und ihrer Schwester erwartete. Sie deckte die Tafel und machte mit gefälliger Aufmerksamkeit die freundliche Wirtin. Doch stand sie einmal auf, um einen Brief zu schreiben. Es war acht Uhr, als sie sich erhob, ihn zu besorgen. Sie bat die Schwester, den Freund am Klavier zu unterhalten, und umarmte sie mit Ungestüm. Auch dem Freunde warf sie sich an die Brust und sagte nur unter erstickenden Tränen: Sorge für meine Schwester! Kaum war sie fort, durchbebte diese eine unnennbare Angst, die Noten verschwanden vor ihren Blicken, die Finger versagten den Dienst, und wie sie auch wiederholt sich bemühte, sie mußte weinend und zitternd das Instrument verlassen. Da sieht sie den

Brief, und einen andern daneben an den gegenwärtigen Freund. Mit einem Schrei des Entsetzens sinkt sie hin. Kaum, daß sie wieder atmet, eilt sie an der Hand des Freundes fort, die unglückliche Schwester zu suchen. Da vertritt ihr schon ein Volkshaufe den Weg. Man bringt den Leichnam eines Mädchens, den Schiffer aus dem Strome gezogen. Es ist ihre Schwester ...

Jean Paul an Christian Otto. Hier, guter Otto, die herzzerschneidenden Briefe. Nun, es ist vorbei, und sie starb höher, als andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengern Ratgebungen für meine Antworten an Maria nicht gefolgt; zumal, da sogar meine milderen jetzo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine andre möglich waren.

Jean Paul an Emanuel. [Bayreuth, den 21. Mai 1814.] Mein Guter! Teilen Sie auch meine Schmerzen. Mein Gewissen hat zu meinem einzigen Troste keine über die gute Maria, aber mein Herz. Ihr Wesen zog sie in die Tiefe hinab ...

Reisen

1816 Regensburg · 1817 · 1818 Heidelberg
1819 Stuttgart · Löbichau · 1820 München

Jean Paul hat das fünfzigste Lebensjahr überschritten. Was die Ehe und was die Heimat ihm geben konnten, das haben sie ihm gegeben. Aber täglich neues Erlebnis sind ihm beide längst nicht mehr. Und er hat die schmerzliche Erkenntnis gewonnen, daß auch für seine Dichtung keine unmittelbare Brücke zu denen führt, denen von jeher seine besondere Liebe gehört hat, zu den sogenannten Ungebildeten, von denen auch der alternde Goethe bekannte, daß sich ihnen je länger desto stärker sein Herz zuwende.
Aber von den Gebildeten horchen jetzt nicht nur die Frauen und Mädchen auf, sondern auch die Männer und Jünglinge, so oft Jean Paul ein Wort in die Zeit ruft.
Nun drängt es ihn, das Echo, das so zahlreiche Besucher und Briefe verkörpern, in den ihm noch unbekannten deutschen Kulturkreisen durch Augenschein und persönliche Berührung zu ergänzen. Was ihn lockt, ist der Süden seines neuen engeren Vaterlandes Bayern, wo die alte Mönchs- und Herzogsstadt sich der neuen Zeit öffnet, und der Westen des weiteren Vaterlandes Deutschland, das, von der Fremdherrschaft befreit, aber von dem innerpolitischen Ergebnis der Befreiungskriege enttäuscht und in den Augen der Regierenden nur ein geographischer Begriff, den großen Gedanken der Einheit wachhält.
Zuerst geht er im Sommer 1816 nach Regensburg, wo einst sein Vater als Gymnasiast sich durchgeschlagen, und wo jetzt sein Weimarer Gastfreund Ludwig von Oertel haust, dessen Bruder Friedrich vor neun Jahren gestorben ist. Stärker freilich als solche Erinnerungen zieht ihn der Wunsch dorthin, seinen hohen Gönner, den Fürst Primas zu begrüßen, der als Großherzog von Frankfurt ihm gewährt hatte, was der König von Preußen und andere Häupter alter Dynastien dem Dichter versagten: einen jährlichen Ehren-

sold zur Sicherung seiner wirtschaftlichen Existenz. Jetzt führt der vierundsiebzigjährige Fürst Primas Karl Freiherr von Dalberg, nach Napoleons Sturz seiner weltlichen Würden enthoben, als Erzbischof von Regensburg ein stilles und frommes Gelehrtenleben, während der erste König von Bayern übernommen hatte, an seiner Statt die jährlich tausend Gulden für Jean Paul aufzubringen.

Zum freudenreichen Höhepunkt nicht nur der Reisen, sondern des ganzen Lebens wird für Jean Paul im Sommer des folgenden Jahres, 1817, sein zweimonatiger Aufenthalt in Heidelberg, wo das kurze Erlebnis einer leidenschaftlichen Liebe den Philosophen seiner Grundsätze, den Ehemann seiner Gebundenheit vergessen und den Alternden jünger werden läßt, als er je gewesen war. Schwer verzeiht Karoline dem reuig Beichtenden die Untreue seiner Worte und Küsse, und als Jean Paul die Geliebte im nächsten Jahr in Heidelberg wiedersieht, wappnet er sein verlangendes Herz mit Härte. Die fünfundzwanzigjährige blauäugige Sophie Paulus aber verzweifelt und gibt sich mit ihrer blühenden Schönheit, wie vor einem Jahrfünft die arme Maria Lux dem Tode, dem ältlichen und eitlen Professor August Wilhelm Freiherrn Schlegel von Gottleben, Ritter des kaiserlich russischen Sankt-Wladimirordens und des königlich schwedischen Wasaordens, zu einer Ehe hin, die nur wenige Wochen, aber doch lange genug dauert, ihr junges Leben unheilbar zu zerstören.

Jean Paul an Christian Otto und Emanuel. [Regensburg, den 21. August 1816.] ... Die Hauptsache bleibt der Fürst Primas. Ein langer etwas vorgebogener Mann mit einem Kraftprofil, zumal der Nase — nur das linke Auge immer aus Schwäche schließend — übrigens im Reden wie in allem mehr Gelehrter als Fürst. Am ersten Tag von elf bis zwölf — wo er nach meiner Frau fragte, (abends nimmt er niemand an) — und bei dem Mittagessen — wo er ihre Gesundheit trank — bis abends, wo er mich zum preußischen Gesandten Grafen Görz brachte, war unsere Bekanntschaft so entschieden, daß ich seit Herders Tode das erste Gastmahl dieser Art genossen. Nie hatt' ich in so kurzer Zeit einen Fürsten nur ein Achtel so liebgewonnen. Seitdem geht jeden

Tag pünktlich um sechs Uhr die Landkutsche oder Journaliere von ihm ab nach dem Gasthof zum goldenen Kreuze und bringt mich nach sieben dreiviertel Uhr wieder zurück. So sitzen wir beide oft bis ins Dunkle bei einer nur halb austropfenden Weinflasche, und die Gespräche sind über Religion — Physik — Philosophie und alles Wissenschaftliche. Im Glauben und Streben ist er ein Geistlicher im würdigsten Wortes-Sinn. Wissenschaftliche Gespräche lassen kaum politischen oder individuellen Platz; gleichwohl entdeckt er mir offen die Irrwege seiner Jugend, kurz hundert Dinge, die ich nur mündlich Euch, Otto und Emanuel, erzählen kann. — Sein Arbeittag hat zehn Stunden, und er zeigte mir selber den Zettel, wo um sieben Uhr der beifolgende Brief an mich als Arbeit vorkam — zwei Stunden lieset er Akten — zwei Stunden arbeitet er an seinem Werke über den „Christianisme" u.s.w. Nach geistiger Erschöpfung sei ihm, sagt er, Beten Wiederstärkung. Seine Grundsätze sind die der höchsten Anbetung Gottes und der Selbstdemütigung. Gegen mein Unterstellen Christi unter Gott sagte er blos sanft „Nein!"— Er verlangt meine Urteile und tat die große Frage des Pilatus an mich „Was ist Wahrheit?" Meine nicht leichte Antwort befriedigte ihn; aber Ihr sollt sie — hören. — Ich schone den guten alten Mann von vierundsiebzig Jahren im Disputieren. Bei der ersten Mahlzeit, wo nur Gelehrte waren, nannte er mich wegen des Kampfes mit dem astronomischen Professors Placidus, über das Verhältnis der Philosophie zur Mathematik, den Negationsrat; eine Würde, die ein Ehemann schon vorher von seiner Gattin erhält und mitbringt. Auf die Gesundheit meiner Kinder trank er gestern in der Abendaurorastunde, da ich von ihnen erzählen müssen. Er fragte mich, ob mir Oertel gesagt, daß er für meine Frau etwas nach meinem Abfahren aussetzen werde, wenn er die 200,000 Gulden, die der Kongreß ihm ohne Untersuchung auszahlbar bestimmt, bekomme. Auch sprach er von seinem Testament — ich weiß nicht, sagte er, er mach' es oder hab' es gemacht — worin seine Freunde vorkommen und ich mit. Ein großes französisches Werk, es ist die Palingenesie seines früheren kleinern über das Universum, worin er die Körperwelt, dann die moralische, dann die himmlische be-

handelt, hab' ich von ihm in der Handschrift; und jeden Abend bring' ich meine Bemerkungen, deren Tadel er gern annimmt ... Der Bediente kommt eben und sagt, der Wagen sei gekommen. — Eiligst etwas zu schreiben, ist für mich viel langweiliger als ruhig auseinander stellend. Gebt daher diesen Brief meiner Karoline, da ich unmöglich ... dieselben Historien wieder erzählen kann. —

[Den 22. August.] Ich schicke ihr lieber den Brief eröffnet. Nimm es nur nicht übel, Otto, daß einmal ein Brief an Dich in meinem Hause gelesen wird. — Auch bei der jetzo abgereiseten Fürstin [Thurn und Taxis] hab' ich gesessen, sowie bei dem feinen ehrwürdigen Grafen Görz. Bei jener trug mich der Aufschreiber der Tischgäste unter dem Namen John Bull ein, was eine artige Satire wäre, wenn es nicht Unwissenheit wäre. — Eine Station vor Regensburg hindurch fand ich eine Menge schöner Weiber. Gestern nach der Abendstunde fuhr der Primas mit mir zu Görz, und um acht Uhr zum Grafen Westerhold, einem Freunde Lavaters, der wegen seiner Arbeiten und seiner zehnjährigen Gicht niemand früher annimmt. Kommt man in seine Stube, so ist man schon vor Jahren da gewesen. Denkt Euch einen Tisch mit einer besondern Lampe, die ich nicht zu nennen weiß, ihn oben daran, auf dem Kanapee seine milde Frau, der Fürst neben ihr, ihr gegenüber die älteste Tochter, die eben, ungeachtet des Primas, des täglichen Gastes, im Federnschneiden fortfuhr, für zwei kleinere Schwestern, welche an einem fernen Tischchen ihre Arbeiten für ihren Lehrer niederschrieben; und den großen Arbeitstisch des Grafen an einem andern Kanapee. Eine solche himmlische, heimliche Häuslichkeit sah ich noch in keiner Stube von Adel. Auch waren wir alle selig, besonders der Fürst und die Eltern, und ich war ein alter ausgedienter Pudel, der's auf seinem Stuhle gut hatte. — Blos da wurde Thee mit Arrak und nachher wahrer Bischoff gegeben. Abendessen und Thees, wie bei uns, sind hier ungewöhnlich. Görz gibt um sieben bis acht den Männern kahlen Thee, keinen Bissen weiter; nach acht Uhr sah ich den Zug von Spielern und noch mehrere Spielerinnen kommen, welche außer Karten und Stühlen nichts erhalten.

Allerdings werfen alle diese Gestalten und Sachen auch ihre kurzen und langen Schatten; diese will ich aber nicht auf diesem Post-Papier auffangen, sondern in Emanuels Stube ...
Ich wollte, der hiesige Gelehrtenstand wäre bedeutender. — Die Gassen sind hier so breit, daß in einer, welche die Breite heißt, eine Kutsche nicht eher umkehren kann, als bis sie in eine andere gefahren ist. — Nie war ich so gemäßigt im Sprechen (wenige Sprüche ausgenommen) als hier, Oertel ist mein Zeuge und Wächter, und im Trinken bin ich's vollends zum Verwundern ...

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, Sonntag, den 25. August 1816.] Zuerst habe Dank, daß Du mir wieder so liebend schreibst. Ach, Du glaubst nicht, welche Überwindung es mich gekostet hat, Dir nicht im Augenblick Deiner Abreise mit aller Innigkeit an die Brust fallen zu dürfen. Aber eben, daß Du auch in der Entfernung nicht mit Liebe zu mir sprechen würdest, war etwas so unaussprechlich Hartes, daß es mein Herz die ganze lange letzte Zeit zermalmt hat. Es ist freilich viel, wenn Du mich noch liebst nach den Stürmen, die in der schönsten Empfindung gewütet haben; aber der tiefe Schmerz, mit dem ich ihren Untergang beweine, verdient wohl diese Linderung. Ich bin durch einen Zufall, indem ich Papier suchte, an den kleinen Koffer geraten, in dem Du unsre Briefe aufgehoben hast. Ich konnte es nicht lassen, mich an der Vergangenheit zu beseligen und zu zerquetschen, und opferte wirklich diesem schmerzlichen Entzücken einige Tage. Sei nicht böse darüber. Der Erfolg war gewiß heilsam für Dich und für mich. Denn die Vorstellung von dem, was Du in mir zu finden hofftest, konnte nur die besten Vorsätze für Dein Glück in mir beleben. Niemals konnte ein Gefühl für einen Menschen reiner und heiliger und glühender sein als meine Liebe für Dich. Daß Du ganz glücklich bist, ist herrlich. Ich möchte niederknien und Gott dafür innig danken, weil so selten für Dich Freude zu finden ist. Könntest Du nur noch länger in diesen edeln und schönen Verbindungen bleiben. Ach, könnte ich doch auch dem herrlichen Fürsten die Hand küssen — dem herrlichen Mann! —
Schreibe ja bald wieder und sage mir, ob ich jetzt Bier füllen soll ...

Jean Paul an seine Frau. [Regensburg, den 31. August 1816.] ... Freitags (den 6. September) reis' ich hier ab und komme Sonnabends gegen 7 Uhr an. Die Kinder können eine halbe Stunde vorausgehen, um zu fahren, damit ich Dich dann allein habe ... Immer heftiger liebt mich mein Primas, Einen Tag Abwesenheit spüren unsre Herzen. Er umarmt mich so warm wie Herder. Deine und der Kinder Gesundheit trinken wir jeden Abend ... Die zwei Tage der Rückreise werd' ich bloß mit moralischen Betrachtungen, wozu ich ein besonderes Buch mir geschrieben, das ich sonst auch in Bayreuth an jedem Morgen studierte, so wenig Du es mir ansahest, zubringen, um mein geändertes Herz zu befestigen. Gegen die harte Unart, die ich ganz von meinem Vater geerbt, abends mir überall falsche Schatten und Lichter zu machen, muß ich besonders ankämpfen ...

Professor Heinrich Voß-Heidelberg (Shakespeare-Übersetzer, Sohn des Homer-Übersetzers) an den Freiherrn von Truchseß auf Bettenburg in Unterfranken. [Heidelberg, Juli 1817.] Vorigen Sonntag, als ich etwa um 6 Uhr abends heiß beim Shakespeare sitze, meldet mir die Magd, es sei ein armer Student da, der eine Unterstützung begehre; und sogleich tritt der Student in die Tür herein und klagt seine Not in einigen wohlgesetzten Worten. Ich denke bei mir: „für einen Studenten siehst du nicht mehr allzu jung aus," und seh' ihm steif in sein wunderschönes Auge. Da fällt mir der Teufelsstudent um den Hals und küßt mich, als wenn er mich ersticken wollte: Jean Paul ist's, der liebe, langersehnte und wahrlich heiß ersehnte Jean Paul ... Von Form und Wuchs ist Jean Paul wie jeder andre ehrliche Philister, aber sein Auge — nein, so ein Auge, das hat Gott nur in der höchsten Begeisterung erschaffen können; und welche Biederkeit, Rechtlichkeit, innige Herzlichkeit ruht auf seinen Zügen, besonders, wenn er bei Anhörung von etwas Schönem und Edlem lächelt! Um dies Lächeln müßten ihn die Engel im Himmel beneiden. Man hatte mir gesagt, Jean Paul liebe nichts mehr als Tummelung in großen Gesellschaften. Was war nun natürlicher, nachdem wir uns

durch ein kleines Junggesellenmahl und ein recht herzliches Gespräch erlabt hatten, er von der Reise, und soeben erst war er vom Wagen gestiegen, ich von des Tages mühseliger Kopfarbeit, als daß ich ihm anbot, noch einige Besuche zu machen ... „Wenn Sie es wollen", sagte er, „und durchaus wollen, nun wohl, ich folge Ihnen. Soll es aber nach meinem Sinne gehen," und dabei sah er gar freundlich aus, „dann bleiben wir heut unter uns, ein halb Stündchen ausgenommen, das ich brauche, um den Fuhrmann zu zahlen und mit Aufträgen an die Frau und die lieben Kinder zu bepacken." Er war nämlich mit einem Baireuther Einspänner gekommen ... Eine kleine Stunde ließ ich ihn darauf im Wirtshause allein, und unterdes machte ich einen Spaziergang am Neckarufer, o gewiß mit recht dankbarem Gefühle gegen die Vorsehung, daß sie mich eines solchen Glückes gewürdigt hatte. Als ich zurückkam, fand ich den Brief geschrieben und Jean Paul 93 Gulden abzählend, womit er nicht recht fertig werden konnte. Ich half ihm mit meiner Weisheit; als aber der Kellner kam und unser Werk überschaute, fand sich's, daß wir beide uns um zehn Kreuzer verzählt hatten. Nun kam der Fuhrmann, und Jean Paul gab ihm acht Gulden Trinkgeld (viere, glaub' ich, hatte er ihm versprochen): „erstlich," wie er sagte, „weil du ein guter Kerl bist; zweitens, weil du ein armer Teufel bist, ich zwar nicht übermäßig viel, aber doch mehr habe als du; drittens, damit du der lieben Frau und den lieben Kindern all die schönen Sachen genau wieder sagst, die ich dir unterwegs vorgesagt und hundertmal eingetrichtert habe." Dies letzte versprach der Mensch (Gott gebe, daß er imstande sei, es auszurichten!), und nun ergoß er sich in Lobeserhebungen ... Geld hat Jean Paul blutwenig mitgebracht, wenigstens glaub' ich's so; doch denkt er kein Geld zu sparen und nichts schuldig zu bleiben. Er führt nämlich eine köstliche Münze im Kopf; er hat sich auf der Reise allerlei Aufsätze ausgedacht, die in den Morgenstunden zu Papier gebracht und sodann von Cotta versilbert werden; und Cotta zahlt ihm, was er begehrt — viel, wiewohl viel zu wenig von dem Erzschindjuden, der wenigstens schon 30 000 Taler an ihm gewonnen ...

In großer Gesellschaft spricht er selten zusammenhängend, sondern abspringend, gerade wie seine Gedankenspäne im Morgenblatt; und man kann wohl sagen, was Don Carlos von Marquis Posa: „die Splitter seines Geistes könnten Tausenden genügen", die nicht gerade Dummköpfe zu sein brauchten ...
Eitelkeit wirft man Jean Paul vor. Ich habe nichts dergleichen an ihm gespürt, nämlich von der lumpigen Eitelkeit, wo jedes Lob kitzelt, und hätt' es auch ein Konditorweib ausgesprochen. Aber jenes großartige Selbstgefühl eigner Größe hat er auch, und wer hat das nicht, wer ihm an Größe gleicht? Wer es nicht zu haben vorgibt, ist ein Erzlügner. Schiller hatte eine kindische Freude, wenn ein Stück von ihm auf dem Theater gefiel. Und schreibt nicht die Heilige Schrift dieses kindliche Wohlgefallen dem Schöpfer nach der Schöpfung zu, „als er sahe, daß alles gut war"? So will ich Dir gleich gestehn, um an Großes Kleines zu knüpfen, daß es mich unbändig freut, wenn mich Jean Paul wegen meiner Shakespeareübersetzungen so lobt ...
Da Jean Paul so vieles ist, so wundre Dich nicht, daß ich ihn auch einen Magnetiseur nenne. Er hat schon viele geheilt. Wie er bei Paulus so lebendig davon sprach, rief er mit einmal aus: „Jetzt wär' ich in der Verfassung, gleich zum Werk zu schreiten, wenn nur eine Krankheit da wäre." Und dann sagte er zu Mamsell Paulus: „Schaffen Sie sich bald eine Krankheit an, damit ich Sie kurieren könne." Wenn das erst unter unsern geistreichen Damen bekannt wird, die werden in Rudeln zu ihm strömen, und ich selbst möchte mich schon von ihm kurieren lassen, wüßt' ich nur wovon ... Jean Paul hat nun fünfzig Bände in die Welt gesetzt; fünfzig andere spuken ihm schon im Kopf herum, wenn er nur die Zeit fände, alles zu gestalten. Er ärgert sich, daß ihm Methusalems Jahre nicht beigelegt werden können. Noch mehr ärgert er sich über Methusalem, daß er so lange gelebt und nicht ein Buch, nicht einmal eine Satire geschrieben, nicht einmal die Buchdruckerkunst erfunden hätte. Satiren möchte Jean Paul gern in großer Menge schreiben. „Wunderbar aber," sagt er, „kaum hab' ich fünf Seiten Satire geschrieben, dann ist mein Herz wieder voll Liebe. Nur wenn

Napoleon mein Gegenstand wäre, da wollt' ich tausend Seiten schreiben, ohne daß die Liebe dazwischen störte." Nicht wahr, alter Truchseß, dieser Haß ist die rechte Liebe . . .

[Den 18. Juli.] . . . Mein Punschabend ist überaus herrlich ausgefallen; es war ein Friede, eine Freude in der Gesellschaft, die sich besser fühlen als beschreiben läßt. Und lauter auserlesene Männer hatte ich für meinen Jean Paul geladen . . . Alle saßen um einen langen Tisch, nur ich allein ging ohne Aufhören umher und sah zu, ob auch die Gläser voll süßen Weins waren . . . Ein Pfarrer bat Hegeln, er möchte ihm eine Philosophie für junge Mädchen schreiben, die er beim Unterricht gebrauchen könnte; der entschuldigte sich, seine Gedanken wären nicht faßlich genug, und vollends mit der Sprache, da würd' es hapern. „Wenn's weiter nichts ist," rief der Pfarrer in feurigem Entzücken aus, „dafür ist gesorgt, das muß unser Jean Paul übernehmen, der weiß Leben zu verbreiten durch Sprache und Darstellung." — „Also so steht die Sache," rief nun Jean Paul dazwischen, „unser Hegel soll den Geist hergeben, ich soll einen tüchtigen Leib darum ziehn und ein Schmuckgewand, und dann wollen Sie das Ding zu Markte führen." — Das gab nun Anlaß zu einem Füllhorn von gutmütigen Scherzen; und Hegel ward so ausgelassen, so frohherzig, so populär (was er auf dem Katheder nicht immer ist), daß wenig fehlte, er hätte die Philosophie sogleich begonnen. Als die dritte Bowle aus war, machten ein paar Gäste ein Gesicht, als wenn sie gehn wollten. Geschwind ließ ich die vierte Bowle anrücken, und alles saß wieder. Erst um 12 Uhr trennten wir uns, dann ging jeder zu Hause, einige auf unsicheren Füßen, neben sich selbst. Kurz vor dem Auseinandergehn sagte Hegel, auf Jean Paul deutend: „Der muß Doktor der Philosophie werden," und Schweins und ich stimmten ein, baten aber Hegel um Gottes willen, er solle die Sache doch geheim halten, was wir mit Mühe von ihm erlangten, denn er hatte große Lust, es sogleich auszuschwatzen.

Sonnabend nachmittag hatte Frau von Ende an die achtzig Personen auf den Schloßberg zum Tee geladen, fast lauter Noblesse . . . Als wir auseinander gingen, begleiteten Schwarz [Professor der

Theologie] und ich unsern Teuern in sein Quartier. Die Nacht nahm schon überhand, da hellte sich mit einmal der Himmel und die Gasse: ein Haufen Studenten war's, die, mit Fackeln in der Hand, ein lautes Lebehoch riefen, „dem unsterblichen Dichter, dem edlen Menschen, dem Züchtiger alles Bösen und Schlechten". — „Nun, all ihr lieben Menschen," rief Jean Paul aus, „ihr wollt mich noch mit Liebe ersticken," und stürzte zur Tür hinaus. Auf der Treppe empfingen ihn vier Deputierte, deren einer eine schöne Anrede hielt, während draußen ein „Heil unserm Dichter, heil!" nach „God save etc." gesungen ward. Als das Lied zu Ende war, fing Jean Paul an zu sprechen. Ich blieb oben und sah, wie liebevoll er unter die Jünglinge trat, aber was er sprach, verstand ich nicht. Es sollen herrliche Worte voll deutscher Kraft und deutschen Feuers gewesen sein. „Gebt mir all eure Hände," schloß er, und da drängte sich alles um ihn, seine Hand zu fassen, und das Jubelgeschrei mehrte sich zum lautesten Fortissimo. Er folgte dem Zuge bis auf die Neckarbrücke, dann ward er von den Anführern, unter denen der treffliche Carové war, feierlich zurückgeführt. Als er wieder aufs Zimmer kam, — nein, eine solche Freude hab' ich noch nicht erlebt, nie für möglich gehalten, als ihm aus dem seelenvollen Auge, aus allen Bewegungen, aus allen Worten, die er mehr stammelte als sprach, aus der quellenden Träne hervorleuchtete ... Den andern Morgen um 5 Uhr war ich schon wieder bei Jean Paul, um ihn zur bevorstehenden Neckarfahrt zu wecken. Ich fand ihn noch ganz in liebliche Träume verloren. Die Abendszene hatte sich die Nacht durch in reizenden Phantasien fortgesponnen. „Nein," sagte er, „so was darf ich nur einmal erleben," und nun sprudelte von neuem die Wonne aus ihm hervor, sich „von der jungen Nachwelt so geliebt zu sehn". — Da die Neckarfahrt noch zwei Stunden über Neckarsteinach fortgehn sollte und ich bange war, die gar zu lange Wasserreise möchte dem teuern Mann lästig sein, hatte ich den gescheuten Einfall, einen Wagen zu bestellen, der uns bis Neckargemünd fahren sollte ... Unterwegs waren wir außerordentlich froh, in Neckargemünd frühstückten wir, nach anderthalb Stunden erst kam das Schiff. Unsre Vorausfahrt ward

auch wohltätig für die Schiffsgesellschaft. Denn wie wir ins Schiff stiegen, fanden wir einen großen Teil sichtlich ermüdet von der langen Fahrt, aber Jean Pauls Erscheinung belebte alles mit neuem Feuer, selbst die Feuerlosen. Nachher, als die zweite Ermüdung eintrat und der Hunger obendrein, ward gesteuert durch eine wahre Unermeßlichkeit von Speisen und vortrefflichen Weins. Wir landeten an einer wunderschönen Wiese und fingen behaglich zu schmausen an, während der Neckar lieblich ans Schiff plätscherte und die Vögel aus Wald und Himmel sangen. Ich kam, nicht weil ich mich vorgedrängt hatte, sondern durch bloßen Zufall, neben Jean Paul zu sitzen ... Da sagte er mir: „Voß, eins verdrießt mich, da ich dich so herzlich lieb habe, daß wir uns noch immer Sie nennen; komm, und in diesem Kusse empfange mein ganzes Bruderherz." Da dachte ich an meinen lieben Truchseß, der so wenig wie Jean Paul verschwenderisch ist mit seiner Vertraulichkeit, und — ich freute mich ...
Der Montag ging geräuschlos vorüber. Am Dienstag gab Hegel einen Punschsatz und obendrein einen Plumpudding, der mich, als er in Arrak brannte, lebhaft an Jena erinnerte. Vorgestern abend ward ich von Muncke, Hegel und Schweins aufgefordert, schnelle Fakultätssitzung zu berufen. Es geschah. Nun beschlossen wir, Jean Paul feierlich zum Doktor zu kreïeren. Der einzige, welcher stark dagegen war, war Kollege Langsdorf, aus dem doppelten Grunde, erstens, weil es mit Jean Pauls Christentum nicht ganz geheuer stünde, zweitens, weil seine Moralität auch nicht ganz koscher wäre, sintemalen Jean Paul gern ein Glas über den Durst tränke und dadurch — wenn von uns Philosophen so geehrt — den Jünglingen ein böses Beispiel zur Völlerei geben könnte. Auf das erste erwiderte Hegel mit der größesten Ernsthaftigkeit, aber mit einem Schalk im Herzen, der ihm bei seiner Trockenheit so herrlich läßt, und bewies nun mit einer Beredsamkeit, die mich an ihm in Erstaunen setzte, daß Jean Paul ein ganz herrlicher Christ sei. Auf das zweite erwiderten wir alle, ernsthaft und komisch durcheinander, bis endlich dem guten Langsdorf die mathematische Rinde vom Herzen fiel und er ganz überzeugt dasaß, Jean Paul

sei nicht nur der beste Christ, sondern auch der moralischste Mann, trotz den bösen und übertriebenen Gerüchten ...

Genug, unser Senior war am Ende lebhaft für uns, und ich erhielt als Dekan den Auftrag, das Diplom auszufertigen ...

[Den 19. Juli.] Als ich gestern nach 12 Uhr zu meinem teuren Jean Paul kam, fand ich ihn ganz in Freude verloren über die ihm erwiesene Ehre. Er konnte gar nicht satt werden, mich zu küssen. „Alter, Alter," sagte er, „wollt ihr mich denn ganz erdrücken mit Liebe?" Bei seiner kindlichen Bescheidenheit hatte er's nicht geahnt, daß dergleichen im Werk sei, und gar geglaubt, ich wäre ein so neugieriger Kauz, als wofür ich mich ausgegeben. „Bin ich doch so lange", sagte er, „in bayerschen Landen, und keiner hat mich zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gemacht; und da komm' ich nach Heidelberg, bin kaum ein paar Tage da, und man macht mich schon zum Doktor, und so liebe, herzliche Menschen machen mich dazu; nun, auf diesem Doktor wird der Segen des Himmels ruhn, und ich will mich breit machen damit!" Den Abend gab Creuzer einen großen Doktorschmaus, wozu auch aus andern Fakultäten Kollegen geladen waren. Das war wieder ein seliger Abend. Schrecklich hoch ließen wir den Doktor leben. Meine Spezialkollegen sagten mir sämtlich, sie wären zufrieden mit meinem Diplom, bloß Langsdorf ist es nicht, der noch immer argwöhnt, Jean Paul sei kein rechter Christ, worüber Hegel seine königliche Freude hat ... An Frau und Kinder denkt Jean Paul unaufhörlich. Das merkte ich am Doktorabend, als sich zwischen einigen Theologen ein höchst unersprießlicher und unlogisch geführter Streit erhub über die Begriffe selig und heilig. — Und wenn ich mich totschlagen lassen müßte, ich wüßte nicht zu sagen, was eigentlich sollte ausgemacht werden, und es kam mir drum höchst komisch vor, als der Streit Jean Paul zur Schlichtung vorgelegt ward. Wie half sich der? Ohne sich zu besinnen, sagte er: „Der Papst ist heilig; ich aber bin selig, weil ich ein so liebes Weib und so liebe Kinder habe. Weil ich selig bin, kann ich nicht heilig werden, aber der heilige Papst kann auch nicht zu meiner Seligkeit gelangen." Das war ein prächtiger Einfall, einem so

unnützen Streit ein Ende zu machen. Denn Du glaubst leicht, daß sich ein lautes Lachen erhub, und alles war dadurch wie mit der Schere abgeschnitten ... Nun fingen die Leute über derbere Dinge zu reden an, über Dampfmaschinen, Näh-, Strick- und Spinnmaschinen und andere Maschinen ...

Jean Paul an Emanuel. [Heidelberg, den 20. Juli 1817.] So bin ich denn hier wider mein Verdienst so selig geworden, als ich kaum in einer Stadt gewesen, Berlin ausgenommen ...

Einer der wichtigsten Männer hier ist mir der Hofrat Thibaut, voll Kraft und Trotz und Übersicht — sarkastisch — poetisch und witzig im Sprechen — und der Stifter einer donnerstägigen — Singakademie in seinem Hause. Eine kleine Anzahl Frauen, Jungfrauen und Jünglinge tragen die Kirchenstücke der alten italienischen Meister vor. Ohne Krankheit darf keines wegbleiben — niemand darf zuhören oder dabei sein, nicht einmal die Eltern, damit die Musik heilige und die Eitelkeit sie nicht entheilige ...

Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit achtzig Personen, — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel — begleitet von einem Beischiffchen voll Musiker, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. Der größte Teil der Frauen und Männer saß an der langen von dem einen Ende des Schiffs zum andern tragenden Tafel. Studenten — Professoren — schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden — ein schöner Engländer — ein junger Prinz von Waldeck, alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hinzu gewünscht hatten) wurden ans andere Ende der Tafel hinunter gefordert, und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück, und ich und der Prinz standen damit da. Der Überfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserem Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem an-

dern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied sang:

Namen nennen dich nicht. Dich bilden
Griffel und Pinsel
sterblicher Künstler nicht nach.

Lieder singen dich nicht. Sie alle
reden wie Nachhall
fernester Zeiten von dir.

Wie du lebest und bist, so trag' ich
einzig im Herzen,
teuerstes Mädchen, dein Bild.

Wäre Herzensempfindung hörbar,
jeder Gedanke
würde dann Hymnus von dir.

Lieben kann ich dich nur. Die Lieder,
wie ich dich liebe,
spar' ich der Ewigkeit auf.

[Verse von H. W. F. Ueltzen, 1786.] Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen, und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Täler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußt' ich mein Übermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele, darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständnis und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nachhause. — Und eben so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen stand ich in einer dunklen Nacht im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der v. Ende. — Alle Professoren und Studenten erfreueten sich über mein Doctor-Werden, was mich freilich wahrhafter ehrt als die Legationsräterei . . .

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, den 23. Juli 1817.] Meine Geliebte! Ich schreibe wieder, obgleich mein letzter Brief erst morgen ankommen kann. Schreibe nur Du viel öfter,

bei Deinem Reichtum an Zeit. Noch ist die erste Runde der Einladungen nicht vollendet ... Seit ich vorgestern in Schwarzens Hause eingezogen, tu' ich, als sei ich erst in Heidelberg angelangt, und sage zu mir: Du hast doch einige Wochen vor dir; denn die vorigen gelten nicht.

Essen und Trinken darf ich hier zum Glück bezahlen; aber was ist dies gegen die Geschenke des guten Gevatters? Meine Stube mit einem kleinen Balkon gegen das nahe herrliche Gebirge, Bett und alles vortrefflich, sogar ein Wachslicht, das ich nur annehme, weil ich weiß, daß ich nur die Hälfte verbrenne. Am Morgen um sieben Uhr den Orgelgesang der Zöglinge; etwas später das Singen der schönen und frommen Tochter, zu Thibauts Akademie sich übend, und ihr Harfenspielen dazu. Grade mir gegenüber liegt eine Bergstelle (in acht Minuten erstiegen), wo ich gestern arbeitete und vor und unter mir hatte die zierliche Stadt, — den Neckar bis nach Mannheim — die Gebirge, die an die Vogesen stoßen — neben mir das auf und ab sich hügelnde Weingebirge. —

[Den 25. Juli.] ... Vorgestern machten an zwölf Professoren eine Lustreise — der größere Teil zu Fuß — nach Schwetzingen; von dem Garten und den geistreichen Tischgesprächen will ich Dir einmal erzählen. Wären die Lebensmittel und die Mieten wohlfeiler, ich wüßte keinen bessern Ort für Dich und mich als Heidelberg.

[Den 26. Juli.] Zum ersten Male habe ich einen Abend frei. Morgen geht es mit zwei Wagen nach Weinheim, drei Stunden von hier, an der Bergstraße hin. — Eben waren die beiden Schwarzischen hier und baten mich, Dich recht zu grüßen. In der ganzen Stadt hätt' ich kein besseres und frömmeres Haus finden können als dieses, da die Schwarz eine Tochter von Jung-Stilling ist. Überhaupt scheint in dieser heitern, schönen Stadt weniger Unmoralität und mehr Häuslichkeit zu herrschen als bei uns. — Von meinen Lob-Geschichten will ich, da ich deren müde bin, nur noch die eine erzählen, daß ich bei dem Pfarrer Dietenberger, der an dreißig Mann zusammengebeten, mich mußte von jungen Mädchen ansingen und darauf be- und umkränzen lassen. — Wie mich die

Studenten lieben, zeigt: die, die bei dem Zuge unter dem Andrange keine Hand bekommen, erinnern daran und holen sie nach in der Gesellschaft. Es ist schön, geliebt zu werden, und man lernt Liebe verdienen, wenn man sie geschenkt bekommt.

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, Freitags, den 25. Juli 1817.] So sehr Dein überlanges Schweigen uns gemartert hatte, so überschwenglich hast Du mich durch Deinen liebenden herrlichen Brief belohnt, herrlichster Mensch! Habe Dank für diese Gesinnung, die das höchste Glück meiner Seele ausmacht, und glaube, daß ich erkenne, was darin liegt.

Alle Freuden, die Du erlebt hast, sind der natürliche Lohn Deines Wertes, und außer der verliehenen Doktorwürde habe ich und Emanuel mit Otto, und ein Jeder, der Dich zu fassen vermag, das garnicht anders erwartet. Allein auf dieses Geschenk bin ich nicht gefallen. Wie schön, wie recht! Allein wie ergreifend muß die Vivat-Szene gewesen sein, die auch im Morgenblatt herrlich beschrieben steht.

Das höchste in Deinem gegenwärtigen Zustand ist: Deine gutmütige reine Empfänglichkeit, die Heiterkeit, die Dich durchdringt. Damit belohnst Du überschwenglich, was Dir geopfert wird, und es zu wissen ist für mich die höchste Beruhigung. Bleibe so lange es Dir wohltut in diesem Meere der Liebe, so schmerzlich es mir ist, Dich entfernt von uns zu haben . . .

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, den 29. Juli 1817.] Endlich heute fielen Deine lang erhofften Blütenblätter wie vom Himmel auf mich herab. Habe recht Dank dafür und für die Beruhigungen aller Art darin . . .

Ich freue mich kindlich auf unser Wiederbeisammenleben. — Ist etwas verloren oder verdorben worden zuhause, so schreibe mir's vorher, damit ich die Ankunft ohne Trübung habe. Ich bekomme sehr viel in Bayreuth zu tun, da ich hier vor Menschen und Freuden garnicht recht ins Schreiben kommen kann, blos ins Lesen. Die Menschen hier bessern mich, oder wecken vielmehr mein Bestes; Scherze, die man im verdorbenen Bayreuth wohl gegen Weiber wagt, wären schon für Männer auffallend. Und wie hoch steht und

stellt vollends Sophie Paulus! Sie und Du wären innigste Freundinnen. — Geh' es Dir nur recht wohl, geliebte Karoline! Wir wollen schöne Jahrzeiten durch uns erleben, wiewohl ja auch die vorigen es gewesen.

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an seinen Bruder Abraham. [31. Juli 1817.] ... Ich weiß nicht, daß ein Mensch mich je so über alles Maß hinaus an sein Herz geklammert hat wie dieser Mann, der mir noch immer als ein nicht zu lösendes Rätsel dasteht; ja, und nicht mich allein, sondern uns alle miteinander, Männer und Frauen, jung und alt. Wir können nicht loslassen von ihm. Wo sitzt dieser unnennbare Zauber? Ich kann es mir nicht klar machen, sooft ich mich auch in Träumen darüber verliere. Denke Dir das vollste Bild der Gesundheit und Kraft, geziert mit einer jungfräulichen Reinheit des Gemüts, die aus allen Zügen spricht, am meisten aus dem Auge, das man immerfort anschaun möchte. Aber andere Menschen haben das auch, namentlich unser Truchseß, der selige Gleichen, und doch liegt solch eine Anziehungskraft nicht in ihnen, wenngleich eine große. Ich fange in der Tat an zu glauben, daß geheime, magnetische Kräfte im Spiel sind, die kein endliches Wesen begreift. Mamsell Paulus ist im eigentlichsten Sinne verliebt in ihn, und ich fürchte, es ist mehr als Schwester- und Bruderliebe, wofür Jean Paul es nimmt. Sie ist ganz und gar in seiner Gewalt und tut alles, was er haben will; sie trank neulich ein Glas Champagner, das erste in ihrem Leben, bloß weil Jean Paul es wollte. „Wenn mein Sohn mannbar wäre," sagte mir Jean Paul, „der sollte sie zur Frau nehmen." — „Lieber noch", antwortete ich ihm, „nähme sie den mannbaren Vater, wenn er Witwer wäre." Wenn keine Affektation dabei ist, und ich wünsche beinahe, es sei Affektion dabei, sie kann noch an ihm zur Ottilie [in „Goethes Wahlverwandtschaften"] werden. Ich bemerkte das gar zu deutlich, als wir neulich von Weinheim zurückfuhren, und konnte den andern Morgen nicht umhin, Jean Paul drauf aufmerksam zu machen, mit der dringenden Warnung, nichts zu tun, zu reden. was eine Leidenschaft, vielleicht zum Unglück für das Mädchen, nähren könnte.

Von jener Fahrt nach Weinheim muß ich Dir noch etwas erzählen. Was der theologische Wagen unterwegs machte, weiß ich nicht; im Jean-Paulswagen ging's über die Maßen lustig her. Wir spielten eine Art von Pfänderspiel, und dabei gab's manchen Kuß in Ehren. Über Mamsell Paulus hatte ich nicht zu gebieten, die tat, was ihr Herz ihr gebot; der Hegel aber, die mir anvertraut war, erlaubte ich, Jean Paul acht Küsse zu geben und mir viere. Ein paarmal mußte ich drohen und mir merken lassen, daß ich eine Zunge hätte, einem Ehemann in Heidelberg, und eine Feder, einer Ehefrau in Baireuth ein Geheimnis zu vertrauen: gleich war alles wieder in Ordnung, bis von neuem in aller Unschuld gesündigt ward ...

Des Morgens 1/2 8 Uhr geht Jean Paul mit seinem Hund und dem Schreibzeuge und einer Flasche Wein auf die Sattler-Müllerei, und vor dem Gartenhäuschen oben auf der Höhe setzt er sich zum Arbeiten hin. Nun sind in allen Häusern, die Fenster dahin haben, Tubus auf ihn gerichtet; und gestern machte ich mir den Spaß, ihn auch ein paar Stunden lang durch unsern Dollondschen zu beobachten. Er saß da ganz nachdenklich und begeistert, schrieb — manchmal mit Hast, dann wieder piano —; dann nahm er ein Schlückchen Wein; dann kappte er die Feder; dann sprach er mit seinem Hunde Alert, was höchst komisch aussah, da man die Worte bloß sah und nicht hörte; dann spazierte er auf und ab, besah die Gegend und schrieb wieder. Daß er in dieser geistigen Einsamkeit so viel Zeugen hat, ahnt er nicht ...

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, den 3. August 1817.] Guten Morgen, Gute, am hellen Sonntage auf dem Berge unter Glockengeläute. Gestern gaben die Professoren u. a. im Hecht ein Essen, wozu mich der Prorektor abholte: über sechzig Männer, worunter auch der herrliche General Dörenberg war. — Man treibt's wirklich so närrisch, daß mir Thibaut lachend erzählte, es seien unter der Hand einige Haare nach Mannheim geschickt worden von meinem — Hunde (der sich überhaupt keines ähnlichen Lebens erinnert, und den viele für den Spitzius Hofmann im

Hesperus halten, in welchem Irrtum er sie auch läßt), an meine wagt man sich nicht ...
[Den 4. August.] Mein Hiersein kostet mich fast weniger als das Leben zuhause; nur das Arbeiten und das Sehnen nach Euch allen und nach meinen Häuslichkeiten treiben mich früher fort. Die Einladungen lassen nicht nach. Meine Kinder werden einmal außerhalb Bayreuth nach meinem Tode durch meinen Namen, zumal bei ihrem Werte, eine hülfreichere Hand finden als ihr Vater; auch wird dieser Name sie wie ein zweites Gewissen begleiten, bewachen und reiner bewahren.

Jean Paul an Sophie Paulus in Heidelberg. [Mainz, den 10. August 1817.] ... Sie und der Rhein gehören nun in meinem Herzen zusammen, und wo ich ihm auch begegne, wird Ihr Bild mir wie das eines Gestirns auf ihm schwimmen, wird ihn verschatten oder überglänzen überall, wo er auch noch schöner ströme. — Wie oft setzt' ich mich gestern in meinem einsamen Wagen rückwärts, um nach den teuern Heidelberger Bergen zu schauen, welche in der Ferne glänzender, als über der Gegend um mich die Wolken standen. [Am 7. August war Jean Paul mit der Familie Paulus in Mannheim gewesen: „abends erste Rheinschau, eine unsterbliche Stunde".]

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an Konrektor Wolff. [Anfang August 1817.] Vor etwa acht Tagen speiseten wir zu Mittag bei Frau von Ende, einer geistreichen Frau und schwärmerischen Verehrerin von Jean Paul, meiner lieben Schwester in Jean Paul. Unser Herzensmann kam auf Frau und Kinder zu sprechen, nachdem wir ein Gespräch über Gott und Unsterblichkeit vollendet hatten. Er sprach mit einer Liebe, mit einer Innigkeit von ihnen, wie ich sie nie erlebt; und die Tränen rollten ihm über die Backen. „Wenn ich so dasitze und meine Emma um mich herumschmeichelt, oder mein kleiner Max auf meinem Knie sitzt und den Mund zum Küssen sucht, dann schere ich mich weder um Gott noch um Unsterblichkeit." Das waren ungefähr seine Worte. Die letzten, die ich buchstäblich gebe, fing der Bediente auf, ein sehr religiös erzogener Mensch, seelengut, aber beschränkt. Der

grübelt nun viele Tage lang, und mit ihm die Kammerjungfer, wie Jean Paul so sprechen und doch ein guter Christ sein könne. Endlich, gestern morgen [5. August], bittet er die gnädige Frau, ihm den Zweifel zu lösen. Frau von Ende, gewandt wie sie ist, übersetzt ihm alles in verständlichere Sprache, zeigt ihm das Unschuldige der Worte, wenn richtig im Zusammenhange verstanden, und zugleich, wie die frohe Laune der Geselligkeit ein Vorrecht habe, mal ein Wort zuviel zu sagen. Der Bediente ist vollkommen beruhigt und beruhigt wieder die Kammerjungfer. Das erzählte uns gestern mittag Frau von Ende, und wir lachten herzlich. „Aber", fing Jean Paul an, „die Sache hat auch eine sehr ernsthafte Seite. Erstlich, wie rührt mich die Treue dieses Menschen, der alles aufbietet, um nur nicht den Glauben an einen Menschen aufgeben zu müssen, den er für brav gehalten. Zweitens hab' ich arg gefehlt, daß ich mich eines so gemeinen Ausdrucks bediente bei heiligen Dingen, und in eines Menschen Gegenwart, der daran Ärgernis nehmen konnte. Das soll mir eine heilsame Lebensregel sein. Wer auch nur e i n e Seele ärgert, der hat Schuld auf dem Gewissen." ... Ein andermal sagte er mir: „Wohl ein Folioband voll Schlüpfrigkeiten ist mir im Leben durch den Kopf gefahren, und wie wär' es anders möglich, da ich so vieles gelesen, so vieles kombiniert und dabei nicht ganz oberflächlich in die Naturgeschichte und Anatomie geschaut habe. Aber zeige mir e i n e n Gedanken der Art in meinen Werken, und mit meinem Blut will ich ihn abwaschen." ...

Aus Jean Pauls unvollendetem Vita- [Lebens-] Buch: ... Mein heißer Wunsch ist, daß ich nicht weinen könnte vor Liebe, vor Bewunderung, vor Rührung. Aus Zorn und über Unglück hab' ich nie geweint ... Ich habe eben eine so dumme Natur, daß mir alles, zumal Bewunderung etc., in die Nase fährt und ich weine; aber ich bin deshalb um keinen Grad schwächer als irgend eine trockene Bestie in der Sandwüste, wiewohl vielleicht stärker ...

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, den 19. August 1817.] Teure! Ich schreibe wieder auf meinem heiligen Berge. Gestern kam ich aus Mainz zurück. Sonnabends reise ich von hier

ab zu — Dir. Wie soll ich Dir den offnen Himmel malen, in welchen ich sah, als sich mir der erhabene Rhein auftat — er strömt nun ewig vor mir! Schöne Wunder nach Wundern hab' ich erlebt. Bis Bingen bin ich gekommen. In allen Städten wurde ich auf gleiche Weise aufgenommen ...
[Den 20. August.] Bei dieser Stelle kam gestern Dein lieber Brief .. In Mannheim veranstaltete der General Vincentini und andere Freunde die Aufführung der Oper Vestalin von Spontini, welche mich durch ihre Schönheiten ordentlich auflösete und entkräftete. Ich hätte auf den Tönen davon schwimmen mögen aus dem Leben. — Welche liebe weibliche Gestalten kamen nicht vor mich! Ich habe seit zehn Jahren nicht so viele und so jugendlich empfindend geküßt als bisher; aber ich fühlte dabei das Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe, die sich gegen jene Blumenliebe etwa verhält wie das Umarmen eigner Kinder gegen das der fremden ...
Ich weiß entschieden, daß mein häuslicher Himmel nichts sein wird und kann, als die Wiederholung des jetzigen außerhäuslichen; noch dazu wird er ihn an Dauer übertreffen, und dies soll Dir wohltun, meine Treue und Gute! —

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an seinen Bruder Abraham. [20. August 1817.] Gestern waren wir bei Frau Hofrätin Dapping, die ihre Zöglinginnen für die große Welt bildet und ihnen Geist beibringt aus der Fülle des ihrigen. Daß sie Jean Paul sogleich um eine Dosis Geist ansprach, war ihrer Persönlichkeit angemessen. Im vollen Ernst, die Mädchen wurden in eine Reihe gestellt, wie die Orgelpfeifen, und jeder eine Tasse Tee in die Hand geschoben, ich weiß nicht warum, aber wahrscheinlich als ein Ablenker der jungfräulichen Verlegenheit. Nun sollte Jean Paul zu jeder gehn und ihr was Geistreiches sagen, den Charakter, die Talente, die Neigungen jeder einzelnen betreffend. Jean Paul, der weder ein solcher Herzenskündiger ist, daß er sogleich mit jeder Bescheid wüßte, noch auch Lust hatte (wie er mir nachher sagte), sich lächerlich zu machen, sich aber dennoch nicht ungefällig beweisen wollte, nahm das Rumfläschchen, tröpfelte jeder zwei Tröpf-

lein in den Tee und fragte nach etwas Derbem und Handgreiflichem, wo Fräulein N. N. her sei, ob der Ort hübsch läge, ob viele Rosen da wüchsen, und was weiß ich all. Da wurden die guten Mädchen recht traulich, besonders als das Rumtröpflein zu Kopfe stieg. „Sieh, Alter," sagte er mir nachher, „war das nicht schön gemacht? Da haben sie Geist genug gekriegt, und ich habe den meinigen gespart." — Nachher bewirkte er ihnen die Erlaubnis, tanzen zu dürfen. Gern hätte Jean Paul mitgetanzt, aber er kann nicht. Gegen das Ende des Tanzes schlang sich eine lange Reihe von tanzenden Jünglingen und Jungfrauen in mehrfachen Kreisen um Jean Paul. Als sie zurücktanzen wollten, hielt er sie auf mit starkem Arm. Nun mußte ihm jedes Mädchen einen Kuß geben und so ihre Freiheit lösen. Vier Mädchen, die nicht getanzt hatten, mußten ihn auch küssen, und sie weigerten sich nicht. „Noch nie", sagte die ernste Frau Hofrätin Dapping, „ist dergleichen in meinem Institut geschehn, aber es gehörte auch ein Jean Paul dazu, daß es geschehn durfte; diesem Edlen ist alles vergönnt." Mir sagte die Frau Hofrätin: „Dieser Kuß wird noch lange wohltätig wirken, wenn die Mädchen künftig die Werke des großen Mannes lesen und nun um so inniger fühlen." ... Ich fragte Jean Paul beim Zuhausegehn, warum er die Frau Hofrätin nicht auch geküßt habe. „Ich hab' ihr ehrerbietig die Hand geküßt," sagte er. „Entweder sie mußt' ich küssen und nicht die Jungfrauen, oder die Jungfrauen und nicht sie."

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, den 21. August 1817.] Heute geht das letzte Blättchen an Dich ab. Ich bin schon voll lauter Abschiedgefühle. Grüße alle. Lebe wohl. Von all' den schönen Tagen ist nun bald nichts mehr da als ein schöner Traum, und ich werde zu weich scheiden. Küsse die Kinderlein.

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an Jean Paul. [Heidelberg, den 23. August 1817, Abends.] Von der Frau von P. kommend, bin ich noch zu froh im Innern, als daß ich zu Bett gehen könnte, denn wir haben den ganzen Abend von Jean Paul gesprochen, und nicht etwa in Exklamationen, nein, in so besonnenem Gespräch, daß Du hättest zugegen sein können. Du

glücklicher Mann, weil Du ein so beglückender bist! Hat Dir denn das Ohr nicht geklungen, als wir Dich so heiß zu uns wünschten, der Du doch wohl lieber bei uns gewesen wärest, als in dem schmutzreichen Buchheim, wo sogar ein reines Bett zu den Seltenheiten eines Jubiläums gehört? Als ich Dir, Du teurer Bruder, heut' Morgen am Kutschenschlage den Kuß der Ehrfurcht auf die noch einmal gefoderte Hand gedrückt hatte, da ward ich traurig, recht sehr traurig; und ich konnte es mir gar nicht als möglich denken, daß der Geliebte, der uns sechs schöne Wochen geschenkt hatte, daß der fort sein sollte. Aber wahrlich, er ist auch nicht fort: sein Geist, sein warmes Herz ist bei uns geblieben und wird bleiben. Ich ging sehr langsam. Überall fand ich Stoff, des geliebten Freundes zu gedenken. Es waren ja die freundlichen Neckarufer, über denen die Erinnerung an eine schöne Wasserfahrt schwebt...

[Sonntag früh.] Ich habe nicht von Automaten geträumt, wie ich auch nicht fürchtete, aber auch nicht von Jean Paul, was ich so sehr wünschte. Ach! verständ' ich die Kunst der Araber, durch Blumensträuße Träume zu bestimmen! Ich mag noch an gar nichts denken, als an den geliebten Jean Paul; und warum soll die Nacht so ungenützt dahingehn?...

Frau Karoline Paulus an Jean Paul. [Heidelberg, den 25. August 1817.] Der gute Voß brachte uns gestern Ihre letzten Grüße. Wie gerne möchte ich Ihnen meinen Dank in seiner ganzen Fülle nachsenden. Sie haben mir und meiner geliebten Tochter das Höchste, etwas Unvergängliches, ewig beglückend und beseligend Fortwirkendes gegeben. Sie waren schon seit Jahren ihr und mein einziger Lehrer. Sie nur einmal zu sehen, war Jahre lang unser heißer Wunsch. Und nun ist uns mehr geworden, mehr als wir je zu wünschen gewagt hätten. Der große Lehrer ist nun unser Freund, und alles vollendet Vortreffliche, was wir von ihm gelesen, ist uns durch seine Gegenwart gleichsam verwirklicht erschienen.

Sophie hat gestern den ersten Sonntags-Sonnenuntergang im Andenken an Sie gefeiert; heute werden wir beide Ihr Arbeits-

plätzchen besuchen und dort werden wir ohne Worte Gott unsern Dank darbringen.

Sie werden nun bald in der Heimat ankommen. Ich teile die Freuden, die Sie haben und geben werden. Grüßen Sie die uns so lieb gewordenen Ihrigen recht innig. Vom Vater soll ich Ihnen alles Herzliche sagen; er verehrt und liebt Sie von ganzer Seele. Ihre Freundin Karoline Paulus.

Jean Paul an Sophie Paulus in Heidelberg. [Bayreuth, den 5. September 1817.] Sie und Ihre herrliche Mutter haben mir innig wohlgetan mit Ihrem Blättchen. Unser ganzer Schauplatz, unsere Berge und unsere Täler und unser Neckar, alles hat sich nun in dürftig Postpapier verwandelt, und es gibt keine Stimme und kein Auge mehr. Am Sonntag vor acht Tagen ging eben die Sonne unter, als ich in Würzburg einfuhr, und ich blickte lange in sie, aber sie ging allein unter und unsre Tage nicht. So bleib' es! Außer uns ist ohnehin ewiges Vergehen; desto fester sei in uns das Bestehen der Stunden, die sich von außen ins Innre geflüchtet ... Und so lebe denn wohl, unvergeßliche Sophie, und schreibe mir vor allen Dingen jeden Schmerz, den Du hast; denn Deine Freuden kenn' ich. Nichts kann uns scheiden, kein körperlicher Abschied, auch das größte Glück nicht, das ich Dir so innig wünsche.

Sophie Paulus an Jean Paul. [Heidelberg, den 12. September 1817.] An meinem Geburtstag erhielt ich von der Mutter „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf", worüber ich meinen eigenen vierundzwanzigjährigen (die Stunden und Tage ausgenommen, die Sie kennen) völlig vergaß. Wenige Tage nachher schickte mir Voß ein an mich gerichtetes Briefchen voll Liebe zu Ihnen.

Dies gab eine noch schönere Nachfeier, nicht des Geburtstages, sondern der Stunden, die ewig in meinem Herzen bleiben werden, das voll Liebe, voll Dank, voll Verehrung gegen Sie ist. — Leben Sie wohl, mein innig verehrter Freund. Nur zuweilen, wenn Sie an Voß schreiben, bitte ich um die drei Worte, die mir wie Händelsche Töne klingen: „Du liebe Sophie." Lassen Sie mich ewig bleiben Ihre liebe Sophie.

Der schwedische Dichter Atterbom erzählt [in seinen „Aufzeichnungen", 1867]: Am 26. November [1817] abends 8 Uhr erreichten wir Baireuth. Am andern Morgen, den 27., sahen wir uns etwas in der ziemlich hübschen und bedeutenden Stadt um, während wir einen Lohnbedienten mit unserm Rekommandationsbrief von Frau von Chézy an Jean Paul abschickten und anfragen ließen, wann ihm unser Besuch gelegen komme. Antwort: um 11 Uhr wären wir willkommen. Also begaben wir uns um 11 Uhr auf die Wanderung nach der Wohnung dieses merkwürdigen Wesens. In einem geräumigen und zierlichen Hause der schönsten Gasse der Stadt stiegen wir zwei Treppen hinauf, die prosaischer aussahen wie jene des Lustschlosses in Lilars Park. Unser Diener ergriff die Klingel der Saaltüre und schellte — aber niemand kam, um zu öffnen. Hierauf legte ich die Hand an eine Seitentür, die sofort aufging und in ein kleines Gemach führte, dessen ganzer Inhalt weibliche Tätigkeit und weiblichen Aufenthalt verriet. Ein noch in der Knospe eingeschlossenes, ungefähr zum sechsten Teile erblühtes Mädchen, schlank gewachsen und höchst einfach gekleidet, stand überrascht und verlegen vor mir und blickte mich mit den großen blauen Augen, die halb von den langen Wimpern beschattet waren, gerade so sittsam und ehrbar an wie das Miniaturbild einer Holbeinschen Madonna.

„Wohnt hier der Herr Legationsrat von Richter?" fragte ich. — „Sind Sie der schwedische Dichter?" erwiderte sie halblaut. — „Ja freilich bin ich der!" war meine Antwort. — „Ei, das will ich gleich dem Vater sagen!" rief sie, und damit hüpfte sie durch eine Tür zur Rechten, die sich gleich darauf auch für mich und Hjort öffnete. Wir gelangten nun in ein größeres Gemach, welches wahrscheinlich (obwohl im übrigen höchst simpel) die Ehre und Würde eines Vorzimmers bekleidete. Daselbst saß eine andere, jedoch kleinere Tochter Jean Pauls und spielte Klavier an der Seite eines Musiklehrers, den ich in der ersten Verwirrung für Jean Paul selbst hielt, aber natürlich meinen Irrtum sehr schnell einsah. In demselben Augenblick öffnete sich eine andere Tür, und siehe da! eine Gestalt watschelte auf uns zu, die das Aussehen eines

wohlhabenden Gastwirts hatte: feist und kahlscheitelig, einen alten grauen Überrock nachlässig über den stattlichen Bierbauch zugeknöpft, im übrigen ohne Halstuch und Weste, und offenstehend über der breiten, ziegelroten, behaarten Brust, mit einem Worte: im tiefsten Negligé. Von seinem Gesicht hat man in Schweden ein Porträt, das ihm ziemlich ähnlich ist; gleichwohl ist sein Hängekinn jetzt größer und sein Aussehen im allgemeinen älter; hat er doch auch gewiß seine sechzig Jahre hinter sich. Ungeachtet all des physischen Gastwirtsäußern trägt sein Antlitz doch einen höchst geistreichen und gleichzeitig doch einen höchst herzlichen Ausdruck; die Stirn ist hoch und offen, die Augen, blau wie die seiner Tochter, drücken Güte, Humor und Melancholie aus, doch schienen sie mir etwas abgespannt und schläfrig; ich will dahingestellt sein lassen, inwiefern hierzu seine bekannte Passion für das Biertrinken beigetragen hatte. Schon lange vorher habe ich von Steffens und Schütz gehört, daß sich Jean Paul sehr ungleich ist, je nachdem man ihn trifft, wenn er viel, oder wenn er wenig Bier getrunken hat; im letzteren Falle soll er bedeutend liebenswürdiger sein wie im ersteren ... Er reichte sofort jedem von uns beiden die Hand und bat uns, ihm zu sagen, wer der Schwede und wer der Däne wäre. Hierauf eröffnete er das Gespräch mit einer Menge Fragen nach dem gegenwärtigen Zustand der nordischen Bildung und Literatur und sagte, daß er schon durch die deutschen Zeitungen meinen Namen und das Allgemeinste über mein Verhältnis zu meinem Vaterlande erfahren, auch daß Frau von Chézy in ihrem Briefe berichtet hätte, ich wäre derjenige, welcher hauptsächlich dazu beigetragen, daß die schwedische Nation nun anfinge, sich aus dem Französischen ins Schwedische zurück zu übersetzen (wollte Gott geben, ich verdiente dieses Lob!!!). Er bedauerte, daß er ebensowenig schwedisch wie dänisch könne, und bat mich, dem Beispiele Öhlenschlägers zu folgen, der gleichzeitig für Deutschland und Dänemark schriebe ...

Unter Diskursen über Dänemark und Schweden, wobei er sich u. a. sehr genau über die schwedischen Sommernächte unterrichten ließ, die, wie er sagte, immer so wunderbar vor seiner Phantasie

geschwebt hätten wie im allgemeinen Schweden selbst, kam endlich auch seine Frau herein, vermutlich um zu sehen, wie diese Skandinaven aussehen könnten ... Jean Pauls Gattin ist eine angenehme, sehr angenehme Frau, geistreich und heiter, und gefiel uns beiden sehr gut. Nun wurde die Unterhaltung lebhafter, und wir kamen auf Gott weiß welche verschiedenartigen Stoffe. Einmal war er draußen im andern Zimmer und trank Bier, wie ich an seinem Atem merkte, als er wieder hereinkam ... Über Goethe fällte er manche scharfsinnige Reflexion. Der Zug aus Goethes Kindheit, von dem er in seiner Biographie berichtet, nämlich daß er sich über den Zweifel freute, vielleicht nicht seines Vaters Sohn zu sein, und dann unter einer Menge gleichzeitiger Prinzen umhersuchte, um einen zu finden, bei dem er Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit den seinigen entdecken konnte, und der somit möglicherweise sein eigentlicher, geheimer Vater sein könnte, — dieses ist, nach Jean Pauls Ermessen, ein Zug, der so tief in die Beschaffenheit von Goethes moralischer Natur blicken läßt, daß, hätte Goethe hiervon nur die geringste Ahnung gehabt, er ihn niemals in einer Lebensbeschreibung hätte bekannt werden lassen, bei der alles so genau durchdacht und berechnet ist.

Während dieser ganzen Unterhaltung saß seine zuvor erwähnte älteste Tochter an einem Tische und zeichnete, hörte aufmerksam zu und blickte mich so oft und so genau an, daß ich fast glaube, sie zeichnete mich ab ...

Nun wurden wir auf Veranlassung seiner Frau auf einem andern Wege, auf einem wahren Prachtwege, hinausgeleitet, nämlich durch den Saal, der wirklich sehr schön und mit verschiedenen Malereien versehen war; unter anderem zeigte mir die Mutter eine von ihrem Sohne (den ich nicht sah) nicht ohne Geschick gemachte Kreidezeichnung nach Batonis Magdalena. In dieser Weise nimmt die ganze Familie an ästhetischer Beschäftigung teil ...

Erinnerst Du Dich, daß im Hesperus eine Art europäischer Brahmine vorkommt, der Emanuel heißt und seinen Todestag voraus zu wissen glaubt? Frau Niethammer teilte mir gestern abend mit, daß Jean Paul nun selbst auf diese Einbildung ver-

fallen ist: er glaubt nämlich im geheimen steif und fest, daß er am nächstkommenden 14. Januar sterben wird, und seine Frau, die viel von ihm hält und auf irgendeine Weise hinter diese Todesahnung gekommen ist, soll sich darüber innerlich auf das Schrecklichste ängstigen und grämen ...

Ungekünstelt bescheiden äußerte er sich über sein Talent. Als ich ihm erzählte, daß nunmehr Goethe, Schiller, Tieck und er überall in Schweden gelesen würden, rief er ganz naiv aus: „Ich? Ich? Ich auch? Wahrlich, das hätt' ich nicht geglaubt! Das freut mich sehr! Also gibt's doch wirklich Leute da oben, die meine wunderlichen Produktionen kennen und lieben?" ...

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, Dienstag abends 26. Mai 1818.] Mein geliebter süßer Gott! Wo bist Du wohl jetzt, und wie wird es Dir auf Deinem heutigen Wege ergangen sein! Vielleicht denkst Du in diesem Augenblick auch unserer und sehnst Dich ein wenig nach der armen Verlassenen, die ohne Dich kein Glück und keine Freude kennt ...

Ich weiß es gewiß, Du Guter, daß Du heute und die ersten Tage überhaupt ganz mir angehörst und wirklich keine fremde Idee in Dir aufnehmen kannst, als, außer Deinen Arbeiten und wissenschaftlichen Beschäftigungen, mich allein. Aber wird es auch so bleiben, wirst Du nicht allmählich uns fremder werden und endlich, wenn wir körperlich wieder vereinigt sind, mit der Seele an das Fremde hangen? O schützte doch Gott mich vor dieser Entdeckung, denn sie ist es, die mir seit drei Vierteljahren alle Ruhe raubte, so daß mein Herz zu einer Wunde und mein Blut zu lauter Tränen wurde. Wenig Nächte hindurch habe ich verschlafen, ohne nicht bis zu oder nach Mitternacht mein Kopfkissen mit glühenden Tränen zu durchnässen, die die erschütterndste Verzweiflung mir ausgepreßt hatte ...

Mittwoch früh — wo Du an mich denken wirst, weil ich heute vor siebzehn Jahren Dir angetraut wurde. Eben tönt Kirchengeläute, und ich gelobe so heilig wie damals, daß Deine Zukunft durch mich ungetrübter werden soll als ehedem. Möchtest Du den Sinn und

das Bedürfnis für meine Liebe nur wieder ganz so zu meinem Frieden gewinnen als ehemals, wo ich Dich noch nicht gekränkt hatte. Oft fühle ich, daß ich dies nicht verlangen kann, warum sollst Du gerade, weil ich es so glühend begehre, die ganze Empfänglichkeit wieder gewinnen, die nur ein fehlerloses Betragen mir erhalten hätte. Ach, Guter, wenn Du vergessen könntest und mich wieder ganz so annähmest, als Du mich in der ersten Zeit sahest. Mir ist das Leben ein Paradies bei dem Gedanken, aber gehört er nicht in das Reich der Träume, und wird der Dir nicht kindisch vorkommen? . . .
Nun lebe wohl, ich umarme Deinen süßen Leib in Gedanken, dessen Wärme magnetisch anzieht. Süßer Friede und Segen strömt von Dir aus, und ich sauge selig mit allen Sinnen Deine Atmosphäre ein, wenn ich mich an Dich schmiege. Himmlischer, wie bist Du so berauschend, und welche Seligkeit ist in Deinen Armen. Deine Karoline.

Jean Paul an seine Frau. [Frankfurt a. M., den 30. Mai 1818.] Meine gute Karoline! Gestern mittags kam ich unter dem kältesten Wolkenwetter in der großen prächtigen Stadt an. Ich wohne im größten Gasthofe, drei Stockwerke oder sechs lange Treppen hoch, weil ich mit meinem Einspänner nicht Glanz genug warf. Es ist mir gar nicht gemütlich. — Unterwegs hab' ich am rechten Ohre eine ganz graue Locke bekommen, und am linken graut es auch . . . Nun, da einige meinen Namen wissen, sorgt alles für eine Wohnung, und ich werde wohl eine nehmen müssen, die man mir umsonst gibt . . .
[Den 2. Juni.] Jetzo geht es ganz anders. Am Sonntag zog ich in das Haus des reichen Buchhändlers Wenner. Seine etwas kränkliche, aber edle und bescheidene kinderlose Frau, Sängerin und Zeichnerin, meine wärmste Leserin, hat bis auf die kleinsten Bequemlichkeiten herab gesorgt. Drei herrliche Zimmer hintereinander, meine besondere Treppe zum Ausgange, neben dem Schreibkanapee die Klingel für den Bedienten, sogar Wachslichter und silberne Leuchter, die freieste Einsamkeit. Die Frau weinte vor Freude, daß ich einzog . . .

[Den 7. Juni.] Jetzo will ich Dir die gestrige Überraschung malen. Wenners fragten mich einige Tage vorher, ob es abends schön bliebe, damit man ein wenig auf dem Wasser führe. Wir gingen um $6^1/_2$ Uhr in ein großes Haus eines Verwandten, wo wir eine Menge junge Leute abholten, ein langer Zug von Anverwandten, Frauen, Jungfrauen, Kaufmannsdienern, zwei Ärzten usw. Über eine Stunde lang gingen wir durch herrliche Saaten, die Glanzstadt und den Main immer zur Linken, nach einem Dorfe Großrad, um einzusteigen und uns vom hinabgehenden Main heimführen zu lassen. Gegen 9 Uhr ruderte sich endlich unser Schiff (und ein anderes dazu) am dunkeln Ufer hin. Es war mit Epheuzweigen überlaubt, dazwischen Laternen, auf dem andern Schiffe Musik, auf einem Nachen Proviant. Ich mußte mich mitten unter die Frauen setzen ... Ein herrlicher Tenorist sang wie ein Arion auf der Schiffsspitze, meine Hausfrau auf dem andern Schiff, Violinen, Guitarren, Wein, die Mondsichel neben dem Abendstern, der rheinbreite Main von der späten Abendröte nachschillernd ... Nach 11 Uhr umkreisete uns ein neues Schiff mit Lichtern, Flöten und Frauen und Jünglingen ... Da sah ich oft zu den Sternen hinauf und dankte Gott ... Von einem Mädchen, das ich nicht kenne, bekam ich einen so herzlichen Kuß nach dem meinigen, als sei es meine Tochter.

Jean Paul an Emanuel. [Frankfurt a. M., den 11. Juni 1818.] Gestern war auf dem Forsthause das erste große Essen des Gelehrtenvereins von mehr als achtzig Menschen, wo ich mich nach der Suppe mußte ansingen lassen von der Gesellschaft und von einem herrlichen Vorsänger samt Fortepiano, Pauken und Rest ...

Das Unglück bei allen diesen Überhäufungen mit Menschen und Genüssen ist nur, daß ich gerne wieder in Ruhe und zu Hause sein möchte unter den Meinigen. Ich fürchte mich jetzo ordentlich vor Heidelberg und dessen Abend-Trink-Runds. Glauben Sie mir, man wird dieses sogenannte „Verehren" doch satt und will zu Bette gehen ...

Jean Paul an Sophie Paulus in Heidelberg. [Frankfurt, den 31. Mai 1818.] Nun brauch' ich nur noch einen Schritt von sechs Meilen zu meiner Frühlingsfreude. Wie viele himmlische Stunden werden in der ersten Minute stecken, die ich mir verewigen will, damit sie immer frisch bleibt.

Es verlohnt jetzo kaum der Mühe, daß ich nur ein vernünftiges oder ein freudiges Wort sage; das Wiedersehen steht ja so nahe. Sie haben bisher so lange geschwiegen, daß es wohl gut wäre, wenn Sie sprächen, ehe ich Sie hörte und also nach Frankfurt schrieben.

Sophie Paulus an Jean Paul. [Heidelberg, den 3. Juni 1818.] Mein geliebter Freund! Ich danke Ihnen, daß Sie mich durch eine große Freude zu einer größern vorbereiten. Die himmlische Minute des Wiedersehens, der ich immer näher rücke, durchdringt meine ganze Seele mit dem freudigsten Vorgefühl. Wüßte ich nur den Tag, an dem Sie kommen werden, so käm' ich Ihnen weit, weit entgegen. — Vater und Mutter grüßen innigst. Gott geleite Sie bald und glücklich zu den alten Bergen, zu den alten liebenden Freunden und zu Ihrer Sophie.

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, den 31. Mai 1818.] Deinen Brief aus Bamberg haben wir am Donnerstag erhalten, und ich danke Dir herzlich, daß Du uns über die Art Deiner Reise beruhigt hast, indem mir sehr, sehr bange um Dich war. Jetzt fehlt es mir an neuer Beruhigung über den ferneren Fortgang Deiner Reise, auf der meine Gedanken Dir Schritt vor Schritt nachfolgten. Wenn nur kein unangenehmes Ereignis daran Schuld ist, daß Du nicht den nächsten Tag wieder aus Würzburg und aus Aschaffenburg schriebst. Doch, wer weiß, ob Du nicht die Anzeigen, die ich glühend erwartete, nach Heidelberg schriebst, und also schon jetzt anfingest, Deine Empfindungen zwischen mir und ihnen zu teilen, denen Du nun bald näher sein wirst als mir. Ich habe die Briefe des vorigen Jahres zur Seite und war also nicht anmaßend, indem ich besonders heute, am Sonntag Morgen, fest auf einen Brief rechnete . . .

Gestern bekam ich einen Brief von meinem Vater, der am 1. Juni sein Bad bezogen hat. Da er immer schwächer wird, so wünschte

er wohl, nach dem Gebrauch des Bades, wenn solches nicht eine wohltätige Wirkung tut, eine Pflegerin wie mich an seiner Seite. Kommst Du mit geteiltem Herzen zu mir zurück, so würde ich einzig in diesem so natürlichen und süßen Verhältnis Trost finden, dem bald ganz von der Erde entfliehenden Vater, dem ich alles Gute, was Du an mir liebst, zu danken habe, in seinen letzten Lebensstunden anzugehören. Liebst Du mich aber, wie ich Dich liebe, d. h. mit ausschließender Neigung, sodaß die Idee einer zweiten Liebe Dir lächerlich erschiene, so würde es mir schwer werden, Dich zu verlassen. Ich werde ja sehen, wie Du über mich empfindest, wenn ich erst Worte von Dir aus Deinem neuen Leben erhalte, wo eine reiche bunte ergreifende Welt Dein Herz und Dein Gemüt in Anspruch nehmen wird. So liebend Deine Worte aus Bamberg, so waren sie doch nur das Aufflackern einer von meinem Athem noch angewehten Liebesflamme, die ohne Nähe ersterben muß.
Entfernung ist das Grab der Liebe — Nähe und Gegenwart ihre Nahrung. Eine Sehnsucht nach Entfernten kommt meistens aus der Phantasie, nicht aus dem Herzen. Sogar ich, ich fühle es, daß Deine wirkliche Trennung mich lange nicht so zerschmettert hat als die gefürchtete. Du könntest mir sogar gleichgültig werden, wenn ich es wollte — ich kann leben — sogar froh sein. Gestern zum erstenmal durchzuckte mich einmal wieder die tötende vernichtende Empfindung, die zu oft schon seit drei Vierteljahren mir Vorahnungen des Kampfes waren, worin Tod um Leben ringt. Allein es war wohl nur Folge eines Traums, der mich in Heidelbergs Straßen versetzte und mir die Gestalt der Sophie Paulus zeigte . . .
Es sind heute sechs Tage, daß Du fort bist, mir scheint es eine Ewigkeit. Wenn ich mir denke, daß ein neuer Monat morgen beginnt, und ich Dich diesen schönsten Teil des Sommers garnicht sehen werde, ist es mir unerträglich. Wird es nicht Minuten geben, wo Du denken wirst, möchten doch meine Frau und Kinder das Schöne, was ich sehe und genieße, auch mit mir teilen. Selbst im Reisewagen wirst Du unwillkürlich so empfunden haben, oder wir

sind Dir nichts. Doch ein Brief von Dir, morgen oder in wenig Tagen, kann leicht mein Herz aufs Neue beruhigen und beschämen. Eile damit, finstre Zweifel könnten sonst wieder dies arme kranke Herz bewältigen und die bei Deinem Abschiede so beruhigende Gewißheit Deiner Liebe vernichten. Diese Zuversicht ist es allein, die mich kräftigt und mir eine Heiterkeit gab, die ich selbst nicht begreifen konnte. Ich nehme Abschied von Dir, knieend vor Deinem geistigen Bilde, und fühle in Gedanken die segensvolle Wärme Deiner von mir allein am glühendsten geliebten Brust. Gott segne Dich, wenn auch nicht durch mich, mit der Erfüllung aller Freuden, die du wünschest. Lebe wohl, lebe wohl. Karoline.

[Bayreuth, Sonntags, den 7. Juni 1818.] Endlich doch einmal ein froher Brief von Dir! Keine größere Freude konnte mir und allen Deinen Freunden gemacht werden, als die Gewißheit, daß Du Dich froh fühlst. Ich gehe jetzt glücklicher mit den Kindern auf das Land, da ich Deinen Brief habe, nach dem ich mich seit Donnerstag sehr gesehnt. Ich setzte voraus, Du würdest mir gleich wieder schreiben, da meine Briefe so schnell aufeinander folgten. Verzeihe, wenn sie Dich verstimmten, ich will auch ruhig sein, damit Du ohne Unterbrechung Dich frohen Gefühlen überlassen kannst. Darum nichts mehr von mir, als daß ich heute durch die Liebe der Kinder einen sehr frommen heitern Morgen gehabt habe, an dem ich mit dem Gedanken erwachte, daß auch Du bei Deinem Erwachen an mich gedacht haben wirst, und diese Gewißheit des Begegnens unsrer Gedanken gab mir ein süßes Gefühl ... O Gott gebe Dir Freuden! Glaube, daß mein einziges Gebet Dein Glück ist. Gott segne Dich! Ich kann heute nichts mehr hinzusetzen als die innigsten wärmsten Wünsche, daß Du so unbefangen heiter sein mögest als der schöne Himmel über uns, und ich gehe glücklicher ins Freie, da ich Dir meinen Dank für Deinen Brief und meine Wünsche gesagt habe.

Könnte ich meine Seele zu Deinen Füßen aushauchen!

[Bayreuth, den 11. Juni 1818.] ... Daß Du an mich am 7. gedacht, mußte ich wissen, aber ob mit Freude, das konnte ich nicht ahnen ... Freilich konnte ich mich nicht zu der Höhe hinauf-

schwingen, Dein Glück auf Kosten meines Herzens zu erflehen, und darum war meine Seele in Tränen versenkt, und ich konnte nichts wünschen als Vernichtung ... Ich danke Dir also auch für die Andenken, guter Mensch, Du bist so gut, mir so viel und so ausführlich zu schreiben, es war unendlich viel Güte von Dir ... Daß Rücksicht auf mich Dich davon abhalten könnte [noch länger auszubleiben], war nicht anzunehmen, was bin ich Dir und welche Ansprüche kann ich nach den Erfahrungen an Dich machen! Mein Glaube ist dahin, und der Zauber des Lebens unwiederbringlich für mich erloschen.

[Bayreuth, Montag, den 15. Juni 1818.] Soeben kommt Dein lieber teurer Brief, der meinem armen Herzen sehr wohltun muß, wenn Du bedenkst, daß ich keinen Augenblick atme, ohne daß Du in mir bist. Gestern sah ich Dein Bild lange mit Aufmerksamkeit an, welches ich jetzt über das Klavier in der Wohnstube gehängt habe, und mich überfiel die ganze Sehnsucht und das Verlangen nach Dir, die Deine warme Nähe nur erregen kann ...

Der [katholische] Pfarrer Österreicher grüßt Dich auf das Angelegentlichste. Ich begegnete ihm neulich, und er sagte wie mehrere, da bleibt der Herr Legationsrat wohl drei Monate aus! Wie ein schneidendes Schwert drangen diese Worte mir durch Herz und Eingeweide, aber sage mir offen, was Du dazu meinst? Wäre es möglich, daß Du ebenso dächtest? Und wenn es ist, tue Dir keine Gewalt an, es mir zu verhehlen, die Gesinnung ist für mich das einzig Entscheidende — Tat ist nichts — jede Opferung würde mich nur unglücklicher machen, denn ich fühle zu leise den geringsten Hauch der Sinnensart, und ich errate Dich doch.

Lebe wohl, Geliebter! Mögen gute Engel für Dein Leben und Deine Gesundheit wachen. Karoline.

[Bayreuth, den 23. Juni 1818.] Dein eben angekommener Brief war Beruhigung für meine Seele. Seit vergangenem Freitag lebte ich in täglich erneuertem Todeskampf. Die dringenden Hausarbeiten hatten nachgelassen, und ich erlag unzerstreut dem allgewaltigen und unzerstörbaren Seelenleiden, was nun bald seit einem Jahre Mark und Gebein durchdringt. Die Trennung von

Dir ist es, ohne weitere Nebenideen, die lange als gefürchtetes Unglück, jetzt als erlebtes, mein Wesen zerstört und gebrochen hat. Daß Du, den ich unaussprechlich liebe, in solcher Zeit Dich von mir entfernen und so mich zerreißen konntest, ohne mir in der Begleitung meiner Person die einzige mögliche Heilung zu geben, dieser Gedanke kehrt immer wieder zurück. Deine guten liebenden Worte sind zwar sehr schön und waren noch im vorigen Jahre imstande, mich selig zu machen, aber jetzt, da Du mir den Beweis ihrer Wirklichkeit auf mein innigstes Flehen und Gebet nicht gegeben hast, so habe ich die Wurzel meines Glücks verloren, und nichts ist imstande, mir Glauben und Zuversicht wiederzugeben ...

Daß Du nicht bei einer Familie wohnst, war ja Dein Wille. Freilich hätte mir's das Herz gebrochen, wenn Du bei Paulus logiert hättest. Allein, wärst Du glücklicher gewesen, so hättest Du es ja tun können.

Bald hoffe ich wieder auf einen Brief. Wenn Du auch wenig schreibst, so ist es doch eine Beruhigung. Kannst Du es mir denn nicht vergeben, wenn ich Dich gar nicht loslassen möchte? Die Sehnsucht nach Dir ist unermeßlich, allgewaltig. Denke Dir, daß Du mit unsichtbaren Fäden mein Herz aus der Brust immer zu Dir hinziehst und es Dich nicht erreicht. Ich kann das Gefühl nicht bekämpfen. Warum soll ich denn auch so früh dem Glück, das, was mir rechtmäßig angehört zu lieben, entsagen? Kann Gott das wohl verlangen? Gott, voriges Jahr fand ich meine Tugend darin, ich betrachtete die Liebe zu Dir wie ein heiligendes Rettungsmittel, das meine Seele sanft bis an das Ende meines Lebens zum Himmel leiten würde. Ich glaubte nicht, daß es zu spät sei, mich unumschränkt von dem Gefühle beherrschen zu lassen. Wie kann der Mensch auch mit dem Schönsten, Heiligsten und Reinsten doch Irrtümer begehen! Ich kann nichts weiter sagen, aber Dich sehen, wenige Augenblicke die Götterseligkeit Deiner Umarmung genießen, dann meine Seele zu Deinen Füßen aushauchen — wäre die wohltätigste Auflösung dieses verworrenen Geschicks. Karoline.

Jean Paul an seine Frau. [Heidelberg, Dienstag, 23. Juni 1818.] Für Dich allein. Dein letzter Brief hat mich wieder etwas erfreut, obgleich noch Irrtümer genug darin sind. Nicht von außen, sondern bloß von Dir kam hier wie in Frankfurt meine anfängliche Traurigkeit her. Jetzo genieß ich schon heiterer, da ich wieder auf eine himmlische Zeit rechnen darf, die ich immer nach meiner Ankunft genossen. Ich komme auch stets gegen andere, gegen Kinder und Bayreuther besser zurück, weil ich unterwegs mein von mir geschriebenes Grundsätze-Buch (du kennst es wohl gar nicht) recht durcharbeite und einwurzeln lasse.— Einen Mann bringt nichts mehr auf als Grundlosigkeit und Leiden für etwas, das schon vor zwei Jahren ein Nichts war, jetzo aber gar noch mehr vernichtet ist. Ich denke weit wärmer an einige in Frankfurt und Offenbach als an Sophie Paulus, gegen die ich vielleicht jetzo, da ich nur einmal bei ihr war, fast zu hart bin, wiewohl mich die Menge meiner hiesigen Bekanntschaften entschuldigt. — Du hältst leider meine ertragende Ruhe für Kälte, indes sie nur Frucht meiner Selberbezwingung und Liebe ist, zuweilen auch die Scheu vor heftigen Erklärungen, die ich kaum in der Liebe mehr begehre. — Sage nur ja nichts Hartes; ein Brief nimmt gar zu viel und zu lange, bis ein zweiter wiedergibt. — Und so lebe froh, liebe Seele, und empfange mich so wie sonst und mit der Liebe und Freude, die ich mitbringe.

N.S. Gerade kommt Dein Brief, der mich wieder erheitert und doch erzürnt. Denn ich muß zürnen, wenn ich eine beschworene Behauptung wiederholen soll, daß meinem Herzen Sophie nicht mehr ist als jede gute weibliche Seele, die ich als Autor kenne; sogar schönere und wärmere Freundinnen fand ich in Frankfurt. Hier haben wir beide nicht einmal den kleinsten Briefwechsel gehabt; kein Blättchen schrieb sie an mich; die alte Paulus zürnt auf die Vossischen, weil ich bei diesen öfter war als bei ihr. Überhaupt kümmerten Sophie und ich diesesmal uns zehnmal weniger umeinander. Habe Dank für deine himmlische Liebe, der nichts fehlt als das ebenso himmlische Vertrauen . . .

[Heidelberg, Sonntag, den 28. Juni 1818.] Gestern kam der schon am Montag abgegangene Brief Odiliens an. Hätt' ich hier alle Freuden des vorigen Jahres genossen: die Stimmung in einigen deiner Briefe hätte sie alle entzaubert, getötet. Aber wie muß ich jetzo davon leiden, da ich keinen einzigen rein frohen Tag hier erlebt, gar keinen! Überall nahm mir das Schicksal etwas und wär es durch Krankmachen oder auch Verreisenlassen. Nie möcht' ich diese Zeit zum zweiten Male durchleben. — So wurde auch keine einzige Landpartie gemacht und kein Spaziergang, außer dem mit Hufeland. Du wirst mich sehr bedauern, wenn ich dir alles erzähle, aber auch es sehr bereuen, daß du mir noch so große Schmerzen nachgeschickt. Ich will jetzo abbrechen, da vielleicht in einigen Stunden ein besserer Brief, der mir meinen gewiß am Mittwoch, dem 24., angekommenen beantwortet, von dir ankommen kann. Du bedenkst nicht, daß ich jeden Tag schreibe und also so viel, und daß du die Posten falsch berechnest. Dies ist der letzte Brief aus Heidelberg. Lebe wohl!

Jean Pauls achtunddreißigjährige Frau an die einundsechzigjährige Frau Ernestine Voß (die Mutter des Professors Heinrich Voß) in Heidelberg. [Bayreuth, den 8. September 1818.] ... Ich bin vom ernstesten und frömmsten Willen beseelt, meine Pflicht zu tun, allein es ist ein Unglück, daß ich ein zu weiches Herz in meiner Brust trage. Dieses Herz hat nun oft mein Glück und das Glück meines Mannes verdorben, denn es will lieben und, obgleich nur in ewigen Opfern für Mann und Freunde sein Glück findend, doch den großen Lohn finden, wieder erkannt und geliebt zu sein. Ein großes Glück für mich war es, daß ich von früher Kindheit an, obgleich ohne die beständige Aufsicht einer Mutter erzogen, und in etwas zu unbestimmten und lockern Familienverhältnissen lebend, einen großen Trieb zur Tätigkeit und Nützlichkeit empfand ... Diese Kraft und viel mechanisches Genie machten, daß ich kein träumend sentimentales Wesen wurde und im Hausstande ohne viel fremde Hilfe und Bedienung alles, was in meinen Kräften ist, leisten kann ...

Um sechseinhalb oder sieben Uhr steht mein Mann auf, der wegen eines unterbrochenen Schlafs und des Schweißes, welcher seiner Gesundheit unerläßliche Bedingung ist, länger im Bette bleiben muß. Er wartet mit dem Kaffee noch eine Viertelstunde, bis er Wasser getrunken hat, und trinkt ihn beim Lesen vorbereitender Sachen auf dem Kanapee liegend allein auf seinem Zimmer ... Wir essen spät ... nur ein Gericht, doch muß es kräftig und mit Behutsamkeit gekocht, gedämpft oder gebraten werden, damit es die gerade Mitte hat, und da das keiner Magd in seinen feineren Nuancen beizubringen ist, so bewache ich es selbst ... Um $1^1/_2$ Uhr schlägt die Mittagsglocke, wo mein Mann nicht eine sechzehntel Sekunde zu früh gerufen werden darf, dem übrigens am Vormittag alle glänzenden Marktaquisitionen jubelnd gezeigt werden dürfen. Wie oft kommt er selbst herüber und nimmt teil an allem und frägt. Wenn er dann wohl mitunter seine Hand auf meine Stirn oder Schulter legt, so bin ich selig und möchte ihm zu Füßen fallen — im Gegenteil aber pressen Tränen meine Brust, die seit langer Zeit mich durchdringen. Beim Essen spricht mein Mann viel mit den Kindern, dann ruht er ein wenig ... Die Sommerspaziergänge sind mir für meiner Kinder Gesundheit eine Pflicht ... Nie begleitet mein Mann diese kleinen Exkursionen. Ist es schön, so geht er am Morgen mit seinen Papieren in Gärten — oder er geht nach einem Ort, eine halbe Stunde weit, zur Frau Rollwenzel, einer Wirtin, die sich in ihrer Klasse sehr auszeichnet; nicht wegen der Feinheit ihres Betragens, sondern wegen der Originalität ihrer Gesinnungen und der derben Kraft ihres Geistes. Sie liebt meinen Mann aus wahrem Gefühl seines Wertes, und sie wird mit ihm zur Unsterblichkeit gelangen, da er so oft in ihrem Hause seine Studierstube aufschlägt, so daß es in Baireuth ganz bekannt ist und Fremde, um ihn zu sehen, sich dahin wenden. Sie ist auf eine eigne Art begeistert, wenn zwei berühmte Männer, wie einst Thümmel und mein Mann, bei ihr zusammentreffen. Doch gewöhnlich kömmt mein Mann nachmittags um 3—4 Uhr wieder von dort nach Hause. Fremde, die ihn vielleicht morgens zu besuchen dachten, werden nachmittags wieder herbestellt, und

gern nimmt sie mein Mann in meinem Zimmer an. Abends um 7 Uhr geht er in die Harmonie, um 8 Uhr wieder nach Hause, arbeitet eine Stunde für sich, und um 9 Uhr essen wir. Der Abendtisch besteht nur aus einem einzigen, aber warmen Gericht ... Hier ist mein Mann am gesprächigsten, und oft sitzen wir bis 10 Uhr am Tisch. Alsdann wird gleich zu Bette gegangen ... So ist der gewöhnliche Gang unsrer Tage ...

Ich hatte eine so stille Wiege des Schicksals nötig, um ein heißes Herz und eine reizbare Phantasie in Schranken zu halten ... Meine Emma übertrifft mich bei weitem an Ruhe und Verstand, aber ich will sehen, was sie ist, wenn sie einmal lieben wird. Odilie ist mein Ebenbild ...

Sonst durfte ich meines Mannes Arbeiten, ehe sie zum Drucke kamen, abschreiben, und er hörte gern mein Gefühl über manche Stelle darin. Jetzt besorgt Emma dieses Geschäft, und ich lese alle Sachen erst nach dem Druck. Niemals liest mein Mann etwas vor, auch liebt er nicht, vorlesen zu hören, weil er zu lebhaft ist. Sein alles überflügelnder Geist läßt es nicht zu, daß ich mich ohne Schüchternheit äußere, und es erscheint mir alles überflüssig und einfältig, was ich sagen könnte.

Frau Ernestine Voß an Jean Pauls Frau. [Heidelberg, den 4. Februar 1819.] ... Es wird Ihnen nicht gestattet, die Freude, die mir Ihr freundlich-trauriger Brief gemacht, nach dem ewigen Ausbleiben der Antwort zu beurteilen ... Was ich von Ihnen lernen könnte, das sage ich Ihnen nicht so gerade ins Gesicht, denn die Weiber dürfen sich untereinander noch weniger loben, als es die Männer tun dürfen. Was Sie von mir annehmen dürfen, darf ich gerade heraussagen, weil es den Grund meines Lebensglücks ausmacht und mir, fast möcht' ich sagen, angeboren ist. Dies ist mein leichter Sinn, den ich übrigens nicht mit dem, was man im Leben Leichtsinn nennt, zu verwechseln bitte, denn ich bin im Grunde recht ernsthaft und wortarm. Sie haben, wie ich, einen hohen Begriff von Ihren Pflichten als Weib und Mutter und suchen einzig Ihr Glück in treuer Erfüllung derselben, doch will mir's scheinen, als streuten Sie sich selbst Dornen unter Ihre

Rosen, wenn es Ihnen trübe Stunden macht, daß Sie nicht immer die äußeren Zeichen der Anerkennung von Opfern und Anstrengungen sehen. Darüber hüpfe ich gar leicht hinweg und streichle und lobe mich selbst in meines Mannes Namen, wenn es mir scheinen will, er hätte es tun sollen, und daß ich ihm diese Treue in der Liebe beweise, ist ihm ganz recht, wenn er merkt, daß ich es getan habe. Die Lebensgefährtin eines berühmten Mannes hat einen hohen Beruf! Wenn sie sich in seine Eigentümlichkeiten hineinstudiert hat, so hat sie auch für Welt und Nachwelt gewirkt, denn sie ist ein Mittel geworden, ihm seinen Weg zu ebnen und Pflichten für ihn zu übernehmen, die der gewöhnliche Mann selbst erfüllen muß ... Unser Lohn, an den erhebenden und stärkenden Gefühlen unsrer Männer teilzunehmen, hebt uns ja auch mächtig über unser Ich hinaus, wenn es bei uns Stunden gibt, wo es uns scheinen will, als wären wir glücklicher, wenn wir mehr bemerkt und anerkannt würden ... Mein Blatt ist voll, ehe ich es wußte. Herzlichen Gruß meinem lieben Jean Paul und den guten Kindern.

Im Sommer 1819 unternimmt Jean Paul zunächst eine Reise nach Stuttgart, wo er sich zwar dem König, „der wenig liest und nur einige Offiziere um sich hat", nicht vorstellen läßt, aber die verehrende Freundschaft der Herzogin Wilhelm gewinnt, und, unter vielen andern, den Dichter Ludwig Uhland, den Verlagsbuchhändler Freiherrn von Cotta, den Bildhauer Dannecker, die Gattin Wilhelms von Humboldt und die Romanschreiberin und Redakteurin (am Cottaschen Morgenblatt) Therese Huber kennenlernt, die einst Georg Forsters Frau gewesen war.

Eine zweite Reise dieses Sommers 1819 führt Jean Paul nach Löbichau. Die letzte Herzogin von Kurland, Dorothea, geborene von Medem, hatte sich nach seiner unfreiwilligen Thronentsagung von ihrem Gemahl getrennt und 1796 das Schloß und Rittergut Löbichau im Altenburgischen erworben. Sie hatte dort ein zweites, kleineres Schloß, Tannenfeld, erbaut, und, als sie nach dem Wiener Kongreß ihres unsteten Reiselebens endlich überdrüssig geworden war, begonnen, ihre ländliche Residenz mit einem vielseitig verzweigten schöngeistig geselligen Leben zu erfüllen. Den Mittel-

punkt dieses Musenhofes der übrigens mehr französisch als deutsch empfindenden Herzogin bildete ihre Stiefschwester Frau Elisa von der Recke, die auf ausgedehnten Reisen mit allen Berühmtheiten sich angefreundet hatte, und der von dieser unzertrennliche Dichter Tiedge, der seinen Ruhm einem rationalistischen Lehrgedicht „Urania" verdankte. Auch die vier Töchter der letzten Herzogin von Kurland pflegten im Sommer auf Löbichau zu weilen: die Herzogin Wilhelmine von Sagan, die Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin Johanna Acerenza Pignatelli di Belmonte, die Gräfin Dorothea Périgord. Von den zu- und abreisenden Gästen seien noch genannt die Grafen Medem und Schulenburg, die Gräfin Chassepot, aus Berlin der Theologieprofessor und Konsistorialrat Marheineke, der Schauspieldirektor Iffland, der Klaviervirtuose Lauska, der Buchhändler Parthey. Der große Kriminalist Anselm Feuerbach aus Ansbach hatte im Sommer 1819 seinen einundzwanzigjährigen Sohn Anselm, der nachmals ein bedeutender Philologe und Archäologe wurde, mit nach Löbichau genommen, weil er einer mystischen Schwermut zu erliegen drohte, von der ihn das dortige heiter-gesellige Leben befreien sollte.

Jean Pauls Frau an ihren Mann nach Stuttgart. [Bayreuth, den 15. Juni 1819.] Dein hohes Blatt an mich habe ich mit dankbarer Rührung gelesen. Daß Du doch noch die Güte für mich hast, mich aufrichten zu wollen. Es ist wahr, in der letzten Zeit war ich sehr verstimmt und habe das auf eine unartige Weise geäußert, allein bedenke, daß ich einen unglücklichen Winter hatte. Der Aufenthalt der Schubart hier tat meinem Lebensglück unendlichen Abbruch, die eingebildeten Versäumnisse, die Du mir vorwarfst, warfen mich wieder auf den alten Punkt harter Behandlung, die Du seit drei Jahren Dir angewöhnt hattest, und diese mußte mich um so tiefer schmerzen, als ich fühlen mußte, daß ich die größere Zartheit Deines Benehmens gegen mich einem andern Wesen zu danken gehabt hatte, welches mir dafür das Wesentliche meines Glücks, die süße Überzeugung Deiner Treue (mit dem Herzen) umgestürzt hatte und mich dadurch für immer unglücklich gemacht. Du warst zuweilen sehr, sehr hart, und

obwohl Du in meiner Krankheit väterlich für mich sorgtest, welches ich gewiß sehr hoch anerkannte, so fehlte doch allem die Liebe. So ging es fort, bis die Ende kam, als das unglückliche Auffassen weniger Worte, die eine mir noch unbekannte Szene zwischen Dir und Sophie verrieten, mich wieder auf den alten Punkt brachte. Hättest Du nun die Schonung für mich gehabt, mir dergleichen niemals zu sagen, in welcher Ruhe wäre ich geblieben — denn niemals wäre es mir eingefallen, daß ein Mann in Deinen Jahren, der eine um sechzehn Jahre jüngere Frau hat, die ihn leidenschaftlich liebt und die er zu lieben vorgibt, in so vertrauliche Tändeleien mit jungen Mädchen sich einlassen könnte, sie stundenlang zu küssen usw. Also, hättest Du mir nur dies nie gesagt. Daß man sich für Frauen lebhaft interessieren kann, gern in ihrer Gesellschaft sein, finde ich natürlich, aber das Bedürfnis, die Sehnsucht nach körperlicher Verschmelzung ist ein Zeichen der Liebe, die bei guten Menschen nur allein — einer gehört, und wofür ein tugendhafter Mensch gar keinen Sinn hat. Es ist mir unbegreiflich, da es mir in meinem Leben nicht eingefallen ist, den schönsten Mann innig küssen zu mögen — es ist also ein Beweis, daß Du mich nicht liebst, sondern bloß Gewohnheit, Notwendigkeit Dich abhält, ein Band zu lösen, das Dich drücken muß, und da ich nicht mehr Deine Freude bin, kann ich auch nicht mehr heiter sein. Zwar arbeite ich schon längst an mir, mein Herz zum Schweigen zu bringen, ich bekenne es selbst als ein wahnsinniges Herz. Wer lehrte mich die Ansprüche machen, da Du als Ausnahme der Menschheit nur eine Ausnahme unter den Frauen hättest bekommen sollen. Ich fühle es in jedem Augenblick, wie armselig, wie elend ich gegen Dich bin, allein die Liebe, die unendliche, die niemand weiter so empfinden kann, die gab mir Ansprüche, mit denen ich allzu kühn vor neunzehn Jahren Deine mir angebotene Hand ergriff, in jener Unerfahrenheit des Herzens, die schwärmerischen Menschen eigen ist. doch dies alles soll nur die Vergangenheit entschuldigen, nicht Deine Gegenwart stören. Ich bin ruhig und froh in meinen Beschäftigungen, die ich als wohltätige Schlafpulver für die Wünsche meiner Seele betrachte ...

Die Schriftstellerin Frau Therese Huber an Henriette von Reden. [Stuttgart, 3. Juli 1819.] Dieser Jean Paul (Frau von Weinheim nennt ihn in ihrer literarischen Unschuld Sankt Paul), so wie er da ist, ward von Cotta in seinem Hause Frau von Humboldt vorgestellt: „Herr Legationsrat Richter". — Fährt der Mann auf und steht wie ein Pinguin, das mit den kurzen Flügeln patschelt —: „Wa — was? Legationsrat Richter? Den kennt niemand, das ist nicht ..." — „Wohl", sagt Cotta lächelnd, „also Jean Paul." Die Humboldt verneigte sich artig und fuhr fort, mit Sulpice Boisserée zu sprechen. Da hatte sie's nun schon sehr verdorben. — Nach einer Weile, wie er vor ihr stand, sagte sie sehr höflich zu ihm: „Sie sind jetzt hier etabliert?" — Der Mensch ward wie ein Zinshahn: „Etabliert? was wär' ich etabliert? so gut wie Sie bin ich etabliert!" — und dabei streckte er den Arm so heftig gegen sie aus, daß mir für ihre Fontange bange ward. Die kluge Frau blieb ganz ruhig, ich nahm das Wort und sagte ihr, Jean Paul halte sich hier auf einige Wochen zum Besuch auf, und sprach von etwas anderm. Mein Herr Jean Paul aber wendete sich zur Cotta und sprudelte: „Dummes Zeug! ich bin da über Danneckers Christus entzückt, und die fragt, ob ich etabliert wäre!" — Und nun trug er der Frau von Cotta auf, sie solle der Frau von Humboldt nur sagen: das sei eine ungeschickte Frage, und solche wär' er nicht gewohnt; und damit ging er ins Wirtshaus zum Abendessen.

Jean Paul an seine Frau. [Stuttgart, den 16. Juni 1819.] ... Hier wird man aus den Tees gewöhnlich ohne Abendbrot heimgeschickt, das ich dann für einige Groschen im Gasthofe suchen muß. Gott! wie hungert mich nach einem Stückchen bayrischem Bäckerbrot. Das hiesige, bloß aus Dinkel gebacken und ungesalzen, schmeckt ungefähr wie getrockneter Kleister oder papier maché; und doch würgte ich es einige Abende — aus Sparsamkeit — mit einem Stückchen Wurst hinein ...

Ich habe gar zuviel zu erzählen und so wenig Zeit; der Tisch liegt voll Bücher aus der Bibliothek, und von der Huber etc. Arbeiten will ich auch ein wenig. Für mein geselliges Benehmen hab' ich

mir neue Gesetze gegeben. Ich suche Ruhe, vermeide überkochende Liebe, bin nicht kühn und satirisch und tische keine Persönlichkeiten auf. Ich kenne die Nähe der Gefahr bei fremdem Beifall und bei eignem ...

Gestern, als ich auf der Silberburg (ein öffentlicher Lustberg mit Gärten, wo jeden Sonnabend Konzert ist) arbeitete, kamen drei Deputierte der Tübingischen Studenten an, um mich zur Feier des 18. dahin einzuladen mittels eines sehr schönen Schreibens; ich schlug es natürlich mit vieler Artigkeit und Wendung ab. — Bekannt und geliebt bin ich hier hinlänglich, und in jeder Gassenecke seh' ich den Rücken eines Verehrers stehen. Nur müßt' es am Ende auch dem eitelsten Narren lästig fallen, daß er an einem öffentlichen Orte (z. B. im Gartenkonzerte) nicht herumgehen kann, um etwa einige weibliche Gesichter anzusehen, oder die Gartenpartien ohne hinten und vorne und seitwärts von hundert Augen verfolgt, oder wenn er gar ins Sprechen kommt und sagt „Ihr Diener" oder „Eine Flasche Doppelbier", von den nächsten Ohren verschlungen zu werden. Gnade dann Gott dem armen Narren, wenn er vollends etwas Dummes sagt, anstatt das Allerwitzigste und Erhabenste. Einen oder ein paar Verehrer und Verehrerinnen an jedem Ort lass' ich mir gefallen; man wird aber am Ende so unverschämt und gleichgültig wie ein Prinz und tut, als sei man zu Hause, nämlich in Bayreuth.

Donnerstag. ... Alles Schöne liegt aber weit von Stuttgart; ach, es ist kein Heidelberg oder Frankfurt ... Der Professor Reinbeck hat bei seinem Ehrenwort der Hausmannskost mich auf immer an seinen Tisch geladen ... Die alte Huber, bei der ich auch zu Tee war, ist voll Geist und Herz (das letzte werd' ich dir zeigen, wenn ich mit Herder, dem Manne ihrer Tochter [Sohn des Dichters, bayrischer Forstrat], von ihr spreche), konnte aber kaum in der Jugend schön gewesen sein ...

Seit gestern und heute (und fast immer) genießen wir liebliches Regenwetter, und ich wäre das glücklichste Wesen von der Welt, wenn ich eine Krautpflanze wär' oder ein Gerstenfeld. Und so will ich denn meine hiesigen Wochen weiter hindußeln, und dann

die Bayreuther, bis die ganze Narrheit vorbei ist. Es gehe dir wohl, liebe Karoline!

[Stuttgart, den 26. Juni 1818.] ... Jetzo eben hör' ich zu meinem Schrecken, daß auch die Post mir so wenig einen Brief gebracht wie der Kutscher. Wie konntest du dies tun, liebe Karoline? Wer in der Fremde lebt, bedarf am ersten der geliebten Stimmen aus dem Hause, aber nicht umgekehrt. Ich entbehre euch alle, ihr aber nur Einen ...

Nun, so lebe denn wohl! Ach, wenn Du nur an mich armen Teufel geschrieben hättest!

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, den 30. Juni 1819.] Du sagst, ich soll Dir etwas Erfreuliches schreiben, vermag ich das? Du weißt, wie Du in meinem Herzen herrschest, warum soll ich es wiederholen. Nein, ich gewöhne mich vielleicht, durch Unterdrückung des Ausdrucks meiner Gefühle sie selbst in jene vernünftige Gleichmütigkeit aufzulösen, in der Du Dich befindest. Ich werde schweigen, da die Sprache meiner Gefühle zu stark ist und alle Vernunft verletzt, bis vielleicht einmal in einer andern Welt es keinen Unterschied zwischen der Liebe des Mannes und der Liebe des Weibes mehr gibt. — Aber ich danke Dir für alles Beruhigende, was Du mir in Deinen Briefen gesagt hast, glaube nicht, daß ich diese Güte verkenne.

Schwer lege ich die Feder aus der Hand, um nicht mehr zu Dir zu reden — so unnütz und einfältig das Schreiben, so ist es doch ein wehmütiges Glück — Lebe wohl — Daß kein Unfall Deine Rückreise verderbe, darum bitte ich Gott. — Die Kinder grüßen alle. Karoline.

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an Abeken. [27. Juni 1819.] Vor acht Tagen etwa kommt Jean Paul in einen Garten drei viertel Stunden von Stuttgart. Sehr viele genialische und in seinen Geist verliebte Damen, die schon Wind von seinem Kommen gehabt, stürmen auf ihn zu, umwinden ihn mit Rosen und setzen ihm Kränze von Nelken und aufgesparten Lilien auf sein heiliges Haupt. Er ist heiter, redselig, empfindungsvoller als je; alles drängt sich um ihn, seinen geistreichen Gesprächen hor-

chend. Mancher Kuß wird ihm gestohlen, Clorinde und Celia führen ihn in eine schattige Sommerlaube, da muß er Rede stehn über Liane, Idoine, Klotilde; der Himmel verklärt sich den Damen, wie er die Geschöpfe seiner Phantasie ihnen gleichsam ins Leben zaubert. Eine große Kollation wird gebracht, nie hatte Bacchus schönere Gaben gespendet. Nach dem Essen spielt man Pfänder, alles dreht sich um Küsse von Jean Paul, seine Lippen sind die segnenden und gesegneten. Beim Zuhausefahren entspinnt sich Streit unter den Damen, wer ihn in ihren Wagen haben soll. Das Los entscheidet für die Glücklichste. Drei Damen setzen sich zu ihm, eine vierte springt schalkhaft nach, setzt sich dem großen Manne auf den Schoß und leidet es, daß er sie wonneglühend an sein warmes Herz drückt. Unter hochgeistigen Gesprächen kehren sie in Stuttgart ein. Beim Aussteigen dankt der edle Dichter weinselig und gefühlselig, für den genossenen unvergeßlichen Abend und schließt mit den furchtbaren Worten: „Aber Jean Paul bin ich nicht, meine Holdseligen, Sie müssen es dem Herrn N. N. gütigst verzeihen, daß er Jean Pauls Rolle übernahm, als Sie ohne sein Zutun ihn damit beehrten. Morgen früh reise ich von hier." Und so war es auch. Dieser Pseudojeanpaul war ein Professor Müller aus Bremen, den mir Professor Gatterer als einen vierschrötigen, jovialischen, rundbackigen, schinkengenährten Sauphilister mit gutem Maulleder schildert. Jean Paul ist anfangs sehr entrüstet gewesen über sein nachgefälschtes Unebenbild; aber gleich darauf hat er's lustig gefunden ... Aber was sagst Du? vor zwei Jahren, als er hier sieben Wochen war, ist er grade zu der Zeit, wie mir ein Student erzählte, auch in Königsberg gewesen. Ich fürchte am Ende, auch wir kennen den rechten nicht und haben uns anführen lassen wie die Damen. Ich muß ihn noch eigens über diesen Punkt befragen.

Aus dem Reisetagebuch der letzten Herzogin von Kurland. [Den 1. Mai 1819.] Ich langte gegen drei Uhr in Bayreuth an und schickte zu dem Legationsrat Richter oder Jean Paul; dann gab ich diesem ausgezeichneten Schriftsteller ein paar Stunden. Sein Äußeres hat nichts Aesthetisches, groß, stark, und rot im

Gesicht; obzwar er sich der Brille bedient, so sind seine Augen lebendig und verständig; er scheint mir gemütlich, seine Sprache ist schön, man möchte ihm hundert Zungen gönnen, um all seine Gedanken, die sich drängen und vielseitig sind, auszudrücken. Es ist soviel Lebendigkeit in seinem geistigen Wesen, er spricht wie er schreibt, man hat dabei den Gewinn, daß er zugleich die Belege zu seinen Ansichten gibt, und man ihn leicht faßt und versteht. In seinen Schriften muß man manche Stellen wiederholt lesen, um ihn fassen zu können; er schien sich bei mir zu gefallen und versprach, mich diesen Sommer in Löbichau zu besuchen.

Jean Paul an die Gräfin Chassepot in Löbichau, die, indem sie zugleich um ein Autogramm für ihre „physiognomische Handschriftensammlung" bat, ihn aufgefordert hatte, sein der Herzogin gegebenes Versprechen zu halten. [Bayreuth, im Julius 1819.] Und hier ist meine Hand; aber leider! nur die, die ich schreibe, nicht die andere, womit ich die Ihrige drücken würde für Ihren so schönen Brief. Meine Reise nach Stuttgart ließ mich so lange schweigen. Und diese lange nimmt mir auch die kurze zu Ihrer Herzogin. Wenn ein Autor so viele Freuden genossen, so muß er nicht größre suchen, sondern erst die vorigen durch Fleiß verdienen. Aber wär' es denn ganz unmöglich, daß ein Zug-Paradiesvogel — wenn der kühne Ausdruck erlaubt ist — auf seinem Fluge nach Paris sich für einige Tage in Bayreuth niedersenkte? Werden die Freundinnen Ihrer Herzogin denn ein paar selige Tage für einen dürftigen Autor nicht entbehren können, der in Bayreuth — die Gegend ausgenommen — wenig Zauberisches findet, und dem sogar in Stuttgart mehr die Erde, als der Himmel, welcher ihm überall seine Wolkenmauern entgegenstellte, günstig gewesen? — Herzlich würd ich mich freuen, wenn ich ein paar Tage lang Zeit bekäme, Ihnen für Ihre Güte zu danken. Leben Sie wohl und machen Sie, daß ich auch wohl lebe durch Ihre Antwort.

Gräfin Chassepot an Jean Paul. [Löbichau, den 5. August 1819.] Sie kommen also nicht! Das ist denn, was trotz Liebem und Verbindlichem in Ihrem Briefe, ihn mir sehr unwillkommen machte. Gewiß soll dieser nicht in mein Archiv kommen! Denn was

auch die Schriftzüge zu Ihrem Vorteil sagen möchten, ihr Gehalt widerlegt alles. Wer frohe Erwartungen erregen und alsdann unerfüllt lassen kann, wer mit Kaltblütigkeit auf sich hoffen und nach sich seufzen läßt und dieser Flut der Gefühle den trocknen Damm vorgeschützter Pflicht entgegenzusetzen vermag, der hat eine Marmorseele, das ist gewiß! Mögen nun gegen diesen Schluß auch alle Nachtigallstimmen, Harmonikatöne und Geistergeflüster des Hesperus, Titans, Kampanertals etc. sich auflehnen, mögen sie als Gewährsmänner für die weichen, zarten Empfindungen ihres Autors auftreten: sie werden als falsche Zeugen verworfen, das Urteil bleibt gesprochen; es wird nur zurückgenommen, wenn Sie Ihren angekündigten Vorsatz ändern. — Ist's denn durchaus nicht möglich, uns ein paar Tage zu geben? Wir versprechen zufrieden zu sein mit der kleinsten Spanne Zeit, und auch Sie, gewiß auch Sie werden nicht bereuen, sie uns zugestanden zu haben ... Kurz, wenns Ihnen gelüstet, sich recht hätscheln und lieb haben zu lassen, so stoßen Sie jetzt zu der kleinen kurischen Kolonie, die selbst auf fremden Boden ihre Gastfreundlichkeit und herzliche Anerkennung fremder Liebenswürdigkeit mitzubringen und sich zu erhalten wußte. Es ist schön, den Paradiesvogel in seinem Fluge aufhalten zu dürfen, aber schöner ist's, ihn in seiner Heimat zu sehn ...
Antworten Sie mir besser wie das erste Mal, auf daß ich doch wirklich etwas für das bewußte Herbarium erhalte.
Adieu! Ich sage nicht eher: Leben Sie wohl, als bis Sie ein paar Tage in Löbichau gelebt haben. Dorothea Chassepot.

Frau Emilie von Binzer erzählt 1877 in ihrem Buche „Drei Sommer in Löbichau" aus ihrer Jugend, in der sie Emilie von Gerschau geheißen hatte und Pflegetochter der Herzogin von Sagan gewesen war: Eines Tages erscholl ein großer Ruf nach Tannenfeld: „Jean Paul kommt!" — und wenige Tage darauf war er da — Er und sein Pudel. Was ich seitdem gedacht, erfahren und gelesen habe, vermischt sich zu sehr mit jener, so weit hinter mir liegenden Zeit, als daß ich den Eindruck, den der bedeutende Mann damals auf mich gemacht hat, wiedergeben könnte, wenn mir nicht die Erinnerungen Parthey's zu Hülfe kämen. Ich habe seitdem viel

von Jean Paul gelesen, habe seine Tochter, seinen Schwiegersohn und seine Enkel kennen gelernt, bin von seinem Tode, von dem Verlust seines einzigen Sohnes, der diesen Tod beschleunigt, von seinen letzten Augenblicken, in denen er eine Rose an seine erblindeten Augen drückte, so tief gerührt worden, daß ich nicht mehr weiß, welcher Teil meines Interesses der damaligen Gegenwart oder der jetzt auch schon wieder vergangenen Zukunft angehört. — Mein Freund Parthey schreibt, nachdem ich ihm im Jahre 1820 von Jean Paul's Besuch erzählt hatte: „Dies führte das Gespräch auf meinen Liebling, Jean Paul, von dem Emilie mancherlei Anziehendes zu erzählen wußte. Von schlanker Gestalt und von geschmeidigen Bewegungen sei er eben nicht gewesen, und seine Toilette habe in Bezug auf die Wäsche je zuweilen die glättende Sorgfalt einer weiblichen Hand vermissen lassen. Daß er seinen unzertrennlichen Gefährten, den Pudel, mit in den Abendsalon nehmen dürfe, ward ihm unter der Bedingung gestattet, daß der Pudel mit dem Schoßhündchen der Herzogin von Sagan, einem echten King Charles, gute Freundschaft halte. Den Tee habe Jean Paul als ein dünnes, fremdländisches Getränk gänzlich verschmäht, dagegen habe er sich an dem guten Doppelbier aus Gera erlabt. Jean Pauls Unterhaltung sei immer anregend und geistvoll gewesen, aber nicht frei von einer gewissen Schwerfälligkeit des Ausdrucks, deren Grund mehr in Gedankenüberfülle als in mangelnder Sprachbeherrschung gelegen. Abends habe er gern vorgelesen, aber nur von seinen eignen Sachen, und weil ihm ohne Zweifel bekannt gewesen, daß man seinen Schriften öfter Dunkelheit vorgeworfen, wegen der bizarren Zusammenstellungen und wegen der kecken Gedankensprünge, so habe er sich beim Lesen bemüht, alles durch Erklärungen deutlich zu machen; diese Erklärungen seien übrigens manchmal auf eine gar zu geringe Fassungskraft des Zuhörers berechnet gewesen: ‚ein goldbeschwingter Engel‘, erläuterte er, ‚ist ein Engel mit goldnen Flügeln‘, ‚die rosige Morgendämmerstunde ist die Zeit des Tagesanbruches‘ u.s.w. Unter den Zuhörern befanden sich auch Marheineke und Feuerbach, beide nicht von seinen deutlichen Erklärungen eingenommen. Sie gingen eines Abends mit laut knar-

renden Stiefeln im Saale auf und ab; da unterbrach Jean Paul seinen Vortrag, indem er sagte: er habe wohl schon von concerts à quatre mains gehört, aber noch nie von einem concert à quatre pieds."

Der junge Anselm Feuerbach schreibt in seinem Tagebuche: „Ich wohne mit Jean Paul Tür an Tür. Er ist gütig gegen mich und ich armer Melancholicus gebe ihm Stoff zu tausend Witzen. Er schreibt Aphorismen, um sie des Morgens den Fürstinnen vorzulesen."

Diese Morgenvorlesungen fanden in Tannenfeld statt, halb im Freien. Jean Paul saß in dem Vorhause mit offener Tür nach der Freitreppe, wo mehrere von uns in guter Hörweite saßen; am erinnerlichsten ist mir ein schöner Aufsatz, ich glaube er hieß: „Erinnerungen von schönen Stunden für die letzten." Ich habe das Schriftchen seitdem nicht mehr gelesen, aber damals schien es mir aus einem so hohen Geiste, wie reinem Herzen hervorgegangen. Ich hätte ihm gern die Hand geküßt, als er fertig war. Er erzählte damals noch allerlei: er habe verschiedene Fächer in seinem Schreibtische, wohinein er jeden Einfall, jedes merkwürdige Wort, das er gedacht und gehört habe, auf kleine Zettelchen aufgeschrieben, lege und gelegentlich benutze. Mit mir persönlich hatte er nie eine andere Berührung als die der täglichen freundlichen Begrüßung, und eine Äußerung des Beifalls, wenn ich gesungen hatte; ich war damals noch sehr jung und von geringem Interesse für Jean Paul; er hatte ganz andere Gegenstände für seine Huldigung, und seine Eitelkeit war auch nicht wenig geschmeichelt, sich von Fürstinnen dieser Art ausgezeichnet zu sehen. Die Herzogin Wilhelmine goß ihm in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen feinen Wohlgeruch auf sein Schnupftuch, das er die Naivität hatte, ihr den letzten Tag vor seiner Abreise, noch von ihrer Gabe duftend, vorzuzeigen, ohne Arges dabei zu denken. Feuerbach und Marheineke waren beide nicht frei von Eifersucht ...

So lange Jean Paul in Löbichau war, mußte die Jugend sich darein finden, ernstere Abende zu verleben, als vor- und nachher. Doch wurde auch manchmal der Jugend ihr Recht gegeben, und er nahm sich das seinige als Dichter, indem er beim Blindekuhspielen die Gefangene küßte, was diese vielleicht für unverfänglicher

hielt, als er es wünschte. Eines Tages ward die Krönung des alten Schink als Frauenlob der Zweite beschlossen. Tiedge machte ein Gedicht dazu, der Präsident Feuerbach unternahm es, dasselbe als Kanzler des Ordenskapitels vorzutragen, und machte seine Sache vortrefflich; das Ganze war burlesk gehalten, aber doch nicht so, daß der arme Schink als Gegenstand des Spotts behandelt wurde, im Gegenteil, er war tief gerührt und, man mag es glauben oder nicht — Jean Paul war nicht ohne Neid auf die Ehre, die dem nicht oft Gepriesenen widerfuhr . . .

Jean Paul an seine Frau. [Löbichau, den 2. September 1819.] Meine gute Karoline! Wie will ich Erzählfeind fertig werden nur mit zwei Tagen? Man lebt sich hier so ins Schloß hinein, daß noch kein Beispiel vorhanden, daß einer nach zwei Tagen fortgegangen wäre. Marheineke kam auf einen Tag hieher und sitzt seit vier Wochen noch da. Gestern saßen sechsunddreißig Mann, heute vierzig an der Mittagtafel. So lagern hier Kurländer und Berliner, Feuerbach, Schink etc., Grafen nesterweise etc. Viele sind der Reck Geladene. In Gera holte mich die Ende, Chassepot und Marheineke ab. Noch Abends sang die Fürstin von Hohenzollern mit einer Opernstimme aus dem Tancred. Ich habe unter den Nichtfürstlichen die zwei besten Zimmer — dicht neben den Endeschen. Für die kleinste Bequemlichkeit, die man gar nicht denkt, ist gesorgt. Nur die seidne Wirtschaft jagt ich aus meinem Bette. Alle Treppen des Schlosses sind mit englischen Fußteppichen belegt und die Säle und Zimmer der Herzogin so weich wattiert, daß ich darauf schlafen könnte. Das Essen ist ganz nach guter, altbürgerlicher Sitte; um zwölf oder zwölfeinhalb wird zu Mittag gespeiset, fast lauter warme Gerichte, wenn ich den Kuchen ausnehme. Das Abendessen ist schon nach sechs Uhr, hat aber einige Gerichte mehr, und dabei den Schaugerichtaufsatz, der am meisten vom Diner unterscheidet; erst nach der Abendtafel wird um achteinhalb Kaffee getrunken, und um zehn Uhr Tee. Nach zwölf Uhr denkt man schon ans Bett. Mein Magen fügte sich bei einiger Mäßigkeit gestern recht gut in diesen alten Bürgergebrauch. Ich kenne keine größere Freiheit, als hier unter diesem italienischen

Dache wohnt. Während des fürstlichen Singens im ersten Saale hatten andre junge Leute ihre lauten Spiele in einem dritten. An keiner Fürstentafel ist solche Freiheit. Auch sind alle nötigen Sekten da, Magnetisten und Gegenmagnetisten, Ultra's, Konstitutionelle, Feindinnen, Freundinnen der neusten Zeit, Gegen-Juden und ein paar Juden, worunter ich gehöre.
Die Herzogin mag ich gar nicht anfangen zu loben, so köstlich ist ihr Herz mit seiner Ruhe, Unbefangenheit, Liebe und Milde, Gefallsuchtlosigkeit und seinem Gottessinne. Auch ist sie mit oder nach der Chassepot, trotz der Jahre, die schönste unter allen hier. Gestern Abend um neun Uhr besucht ich kurz nach der Mittagtafel zum ersten Male die Reck, die auf ihrem Kanapee lag, von ihren lieblichen Pflegetöchtern umspielt. Jetzo lieb' ich sie auch herzlich als den letzten Schlußbogen am schönsten weiblichen Liebe- und Familienzirkel. Ich sitze stets neben der Herzogin und einer Tochter. Da letzte gestern fehlte, und ich ihr mit dem linken tauben Ohre zur Rechten saß, und Feuerbach mit seinem rechten tauben ihr zur Linken, so macht ich mir die Freude, daß wir beide die Plätze und Ohren wechselten unter dem Essen. Es war hübsch. — Hab ich denn auch einen blauen Rock? Ich dachte anfangs, er gehöre Max; und der Himmel gebe, daß Ihr seinen nicht eingepackt.
[Den 3. September.] Gestern empfing ich in Tannenfeld Deinen herrlichen Brief der Liebe und Güte, der mir mitten unter den vier erfreuenden Wesen doch noch eine größere Freude brachte, als ich schon hatte. Wie hätt' ich zum Kutscher von drei Wochen sprechen können! Freilich verrieselt die Zeit hier völlig unmerkbar und in ihrem Stundenglase muß sie den feinsten durchsichtigsten Sand haben, weil man ihn nicht laufen sieht und hört. Man ist ganz frei, wie zuhause, und drückt Niemanden als Gast. Hätt' ich Dich und die Kinder mit (Warum haben Sie denn die Emma, die Karoline nicht mitgebracht? hört' ich mehrmals), so blieb' ich ein Jahr da. — Frage doch Otto, was ich an Trinkgeldern zu zahlen habe, und ob dem sogenannten Kastellan etwas? Die Seidenhosen liegen noch vortrefflich eingepackt und bleibens. Man sieht sich hier — wenigstens ich, da ich am Vormittag etwas ersparen will, fast nur in all-

gemeiner Menge, obwohl in Gruppen, und dies von zwölf bis zwölf Uhr, wiewohl ich mir doch ein paar Stunden dazwischen herausschneide. — Gestern war der Abend himmlisch mit Tönen gefüllt — ein Violin- und ein großer Klavierspieler, die singende Herzogin (die Tochter) und endlich ein Loblied auf die Herzogin (Mutter), das wir alle sangen, wiewohl ich von mir selber nichts hörte. Ein lieblicheres, mehr italienisches, heiteres Landgut kann ich mir nicht vorbilden, als das in Tannenfeld. Gäbe nur Gott einen bessern Himmel! Wenn der September sich nicht morgen ändert, so kommt ein früher Winter und dann der Teufel und seine Großmutter. Ich will daher noch ein Bischen froh sein. Grüße alle meine lieben Kinderlein, und Odilie soll ja ihren Vater lieb haben und mit Dir zu seiner Freude französisch sprechen. Lebe wohl, Du liebe, liebe Seele. Könnt' ich nur dieses Leben mit Dir teilen, Du solltest das größte Stück bekommen.

[Löbichau, den 4. September 1819.] Du siehst, meine geliebte Karoline, wie ich das feinste Papier nicht schone, noch ein Bischen Zeit, um nur wieder an Dich zu schreiben. Gestern Abend bei Tische trank die herz- und liebereichste unter den Töchtern, die Herzogin von Acerenza, mit der Mutter und mir und der Ende Deine Gesundheit. Dorothea (so will ich immer die Mutter, der Kürze wegen nennen) hat mir versprochen, in Bayreuth eine Nacht zu verweilen und Dich zu besuchen. Jetzo zieh' ich sie ihrer Güte und Seelenfülle wegen Allen hier vor. Gestern Abends vor dem Tee wurde Blinde Kuh gespielt, von jungen Mädchen und Gräfinnen und dabei sitzenden Herzoginnen an bis zu ernsten Leuten hinauf, wie Graf Schulenburg und der lange Schink. Ich schlug gleich, da ich den Schnupftuch-Orden bekam, das neue Gesetz an, daß jeder Herr die Dame, die er fange, küssen müsse, ein Gesetz, das niemand hielt, als ich allein. Ich fing viel. Endlich erfaßt ich auch die Herzogin Mutter selber. Als das Tuch herab war, macht ich natürlich nichts weiter, als eine der ehrerbietigsten Verbeugungen, erhielt aber dafür von ihr zum Lohne einen Kuß auf die Stirne.

[Den 6. September.] Endlich muß ich die Abreise feststellen. Der Mensch braucht nicht nur Lustgetümmel, sondern Herbstruhe, Ar-

heit und die lieben Seinigen ... — Darauf wurden drei Polonaisen mit Geschmack getanzt. Meine erste tanzt' ich mit der Frau v. d. Reck, die zweite mit der Herzogin, die dritte mit der teuern Herzogin von Sagan. Die Polonaisen hatten ihre schwierigen Touren: man muß zuweilen eine Dame nach der andern fassen; ja unter aufgerichteten Armpforten durchziehen und selber wieder solche Pforten machen. Ich gestehe Dir gerne, daß ich mit einigem Vergnügen in mir den versteckten Tänzer ertappte.

[Den 9. September 1819.] Um neun Uhr abends nach dem Essen lud die Herzogin Dorothea zu einem Spaziergang durch die Baumgänge auf eine kleine Insel, wo man mittags vorher gefrühstückt, ein, als wolle sie nichts verheißen. Als man in den hohen und langen Baumgang eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendröte durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Springbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam der Zug in das kleine runde Eiland, wo man von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzriesen umzingelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseits der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe, und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Freuen zu, und beide nahmen später selbst von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückweg die ganze Gesellschaft Arm in Arm durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Absingen eines deutschen Liedes zog, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahin gegeben hätte; ja, wären mir Jüngling so viele Herzen, als Herzkammern beschert gewesen, ich hätte die übrigen drei herum-

geboten unter dem Glänzen und Singen. Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater; und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats.

[Altenburg, den 17. September.] Heute Mittag kam ich in Gesellschaft des Kammerrats Ludwig, der von hier gestern nach Löbichau gekommen, und bei dem ich wohne, hier an. Alles mündlich ... Während der Abendgesellschaft zogen die Schüler des Gymnasiums mit Fackeln und Vivat vor das Haus.

Mit dem Sommersemester 1819 hatte Jean Pauls einziger Sohn, Max Richter, noch nicht sechzehn Jahre alt, seine Gymnasialzeit in Bayreuth beendet. Im Oktober hatte er das Elternhaus verlassen, um sich in München [60 000 Einwohner, hundert Jahre später 600 000], wo zu jener Zeit noch keine Universität war [sieben Jahre später wurde die Landshuter hinverlegt] auf den Besuch einer solchen und das Studium der klassischen Philologie vorzubereiten. Jean Paul hatte den Abschied als „das erste Sterben in der Ehe" empfunden. Das zweite brachte ihm im folgenden Monat der Tod seines Schwiegervaters.

Im Mai des nächsten Jahres ließ der Wunsch, seinen Max wiederzusehen, Jean Paul den oft erwogenen Gedanken einer Reise nach München ausführen. Am 30. Mai traf er dort ein. Mit Sorgen mußte er feststellen, daß sein Sohn sich im Lernen übernommen und nicht ausreichend ernährt hatte. Er ließ es nicht an ernsten Ermahnungen fehlen, auch bat er seinen Gothaer Freund Schlichtegroll, der jetzt Sekretär an der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München war, ein wachsames Auge auf den Jungen zu haben. Von den Männern der Wissenschaft traten ihm der Anatom Sömmerring und der Naturwissenschaftler und Philosoph Franz Baader näher. Der Letztgenannte erbot sich, Max in die Philosophie einzuführen. — Der König gewährte dem Dichter, der ihm für die Pension von jährlich tausend Gulden zu Dank verpflichtet war, eine Audienz; auch unter dem Adel und der hohen Beamtenschaft fand er Verehrer, die ihn freundlich aufnahmen. Mit Ergriffenheit sah er die Freundin seiner Kandidatenjahre, Renata

Otto geb. Wirth, wieder, deren Mann mit einem so kleinen Gehalt bei der Mauth angestellt war, daß es ihm kaum gelang, sich und seine sechsköpfige Familie leidlich durchzubringen. Ein Ausflug nach dem Starnberger See wurde unternommen. Alles in allem hat Jean Paul sich in München nicht wohlgefühlt; am 9. Juli trat er die Heimreise an.

Jean Pauls Sohn an Christian Otto und Emanuel, bei seiner Abreise nach München. [Bayreuth, den 24. Oktober 1819.] In dieser schweren Stunde des Abschieds wende ich mich an Euch, die Freunde meines Vaters, von dem ich mich jetzt tränend losreißen muß.

Eine harte Stunde! Macht Ihr ihn noch glücklich, denn hier seid Ihr es nur, die dies noch können. Besuchet den Vater oft, der ohne Euch kein Glück mehr hoffen darf. Mit gepreßtem Herzen gab ich ihm den Abschiedskuß. Tröstet auch meine Mutter! Euer trostloser Max.

Jean Paul an Friedrich Thiersch in München, den sechsunddreißigjährigen Philologen, der, vor zehn Jahren von Göttingen nach München berufen, das bayerische Gymnasialwesen vom Zwang des Jesuitismus befreite. Als Mitglied der „protestantischen Fremdenkolonie", die der mit einer Protestantin verheiratete erste König von Bayern, Max Joseph, in München ansässig gemacht hatte, war Thiersch den Altbayern so verhaßt, daß vor wenigen Jahren sogar ein Meuchelmordversuch gegen ihn unternommen worden war. [Bayreuth, den 23. Oktober 1819.] Ich schicke Ihnen meinen Sohn. Seine Lustreise sollte ihn durch ein gutes Geschick zu dem rechten philologischen Wegweiser und Wegaufseher führen. Sein Fleiß und seine Kenntnisse waren dem hiesigen Gymnasium überwachsen, und eine Verpflanzung unter eine andere Sonne oder in ein andres Klima kommt gerade zur rechten Zeit. Ich habe noch den Nebenvorteil davon, daß ich im künftigen Frühjahr Ihnen danken und erscheinen und also nach München kommen werde. So nehmen Sie denn aus den Händen eines liebenden Vaters den Sohn in die führenden eines geistigen auf. Gaben halten Sie in den Ihrigen überreichlich und er wird alle annehmen, wenn Sie diese auftun.

Jean Paul an seine Frau, die über Dresden nach Berlin gereist war, um an der Ordnung des Nachlasses ihres Anfang November plötzlich verstorbenen Vaters teilzunehmen. [Bayreuth, den 3. Dezember 1819.] Meine geliebte Karoline! Deine zwei Briefe sind angekommen und haben die erste Angst verjagt. Ich sehnte mich nach Dir nicht eher, als bis Du — die Türe zugemacht, nach Deinen so herzlichen Worten des Abschieds. Der ganze Tag und jede Kälte quälte mich, weil ich Dich in Deiner Einsamkeit unter dem freien Himmel dachte. Die rechte Ruhe hab' ich erst jetzt, da ich Dich bei Deiner Schwester und unter lauter Freunden weiß, welche Dein ewiges Aufopfern mäßigen werden. — Kinder spüren doch den Schmerz der Entfernung nicht so wie Gatten — dies seh' ich. Aber Dir, meine gute Seele, muß ich für etwas danken, was ich vorher kaum zur Hälfte voraussetzte; daß Du nämlich unsre Emma zu einer wackren Hausfrau ausgebildet. Ihr Kochen und Kaufen, ihre Besonnenheit, ihre strenge Aufsicht, sogar ihr Ordnungsgeist in Schlüsseln und überall — dies ist Dein Werk, Du Gute; und ich bin nun nicht mehr über ihre Zukunft bekümmert. ... Einsiedler bin ich jetzt mehr als jemals, tue aber nichts dagegen, sondern denke, bei Deiner Rückkehr bin ich doch keiner mehr, wenn ich auch zu Hause bleibe. Möchtest Du nur recht viele Freuden haben! Nur leider! gehen sie auch alle in Trauerkleidung, da Du sie immer aus wehmütiger Vergangenheit holen mußt und noch dazu mit dem Gefühle, daß auch sie bald wieder Vergangenheit werden. — Sei froh, meine Geliebte!
[Den 4. Januar 1820.] Deine Nähe ist mir nötig im einsiedlerischen Bayreuth, wo ich die Weihnachtstage blos in meinen — Alltaghosen zugebracht. Doch verweile unbesorgt so lange, bis Du das ganze Ziel Deiner Reise erreicht. — Mir grauset vor künftigen Bayreuther Wintern. Lasse mich nur künftig meine Sommerreisen freier genießen, die ohnehin meine jährlich wachsende Sehnsucht nach Hause mehr verschattet. Leider werd' ich für das Irdische immer unempfänglicher der Freuden — die der Natur ausgenommen — und immer teilnehmender an dessen Plagen ...

Für die Erziehung der Töchter und für mein ganzes, ganzes Wesen gibt es ohne Dich nur Bedürfnis; allein ich muß von Odilien rühmen, daß sie zur Ordnung, zur Übersicht, zum Geschäftblick geschaffen. Und wie unentbehrlich war mir diese geborne Krankenwärterin! — Wolkige Stunden werd' ich haben, bis ich in Dein treues Angesicht wieder schaue. Mein einziger Trost ist die feste Zuversicht zu Gott, daß er mich, wie immer, mit Schmerzen verschont, die mir zu groß wären; und so wird er auch Dich noch lange mit meinem Tode verschonen, denk' ich.

[Den 21. Januar 1820.] Du irrst, wenn Du meine Vorstellungen von unsrer Zukunft für übertreibende hältst. Du zuweilen, aber nicht ich, glaubtest, eine Entzückung könne fortdauern. Ich mal' mir sogleich hinter der ersten Woche die zwanzigste etc. und ihre Witterung; ich schließe aber eben nicht aus ein paar Maifrösten, daß der Winter da ist, sondern glaube an den Mai, der in Deinem und meinem Leben jedes Jahr um mehre Monate länger wurde. Von dieser still wachsenden Festigkeit und Begründung des Liebens hat eigentlich der Mann die hellere Überzeugung, indes eine Frau alles zu sehr nach Minuten und nach äußeren Zeichen schätzt. Aber eine rechte eheliche Liebe leidet dadurch grade so wenig wie eine elterliche. — Vom schönen Berlin wirst Du mit Schmerzen, doch nicht mit zu großen, scheiden; denn Du kannst doch wissen, daß Du nach meinem Leben dort Deines beschließen und noch genießen wirst. — Auf Deine Abenderzählungen freu ich mich unsäglich. Komm an mein Herz so froh, wie Deines es verdient.

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Berlin, Januar 1820.] . . . Ich sah also gestern „Sappho", die von mir hochgefeierte. Mein Urteil darüber spar' ich für mündliche Mitteilungen auf. Aber wie war mir, als ich die Loge des Tribunals wiedersah, wo Du, mein Geliebter und immer Angebeteter, mir vor zwanzig Jahren gegenüberstandest, hoch emporragend in der weißen Weste mit der geliebten Brust, nach der ich mich aus der gegenüberliegenden Noblessen-Loge, wo ich an diesem Tage Plätze mit der Gräfin Schlabrendorff hatte, so heiß hinübersehnte, und wie stolz, den Gefeierten mein zu nennen! O ich danke Gott, daß ich noch

einmal diese Stelle wiedergesehen habe. — Heute hörte ich Schleiermacher, sonach folgte Andacht auf Kunstgenuß.
Was sagst Du dazu, daß die Kalb in Berlin ist. Ich wollte die Tochter sehen und fand die Mutter bei ihr. Du kannst Dir ihre und meine Überraschung denken. Sie will mich nun allein sprechen, aber ich fürchte, sie will mich zu sehr in Beschlag nehmen. Edda ist noch immer eine so liebliche Blume.

Jean Paul an seine Frau. [Regensburg, den 28. Mai 1820.] Meine gute Karoline! Nach vier Uhr kam ich hier an ... Der Kutscher pries gestern mein stündliches Wettererraten. Für heute hatte ich ihm noch schöneres Wetter zugesagt. Am Morgen mußten wir beide unsre Mäntel anziehen, weil es unaufhörlich regnete, bis beinahe jetzo, wo ich, im Trocknen seßhaft, mehr Blau sehe ... Da Du wünschest, daß ich Dir lieber gar nichts von Weibern schreiben soll, so hab' ich kaum das Herz, Dir zu sagen, daß mir unter ein paar Hunderten beim Hereinfahren nicht ein einziges erträgliches Gesicht vorgekommen. Find' ich aber künftig ein schönes, so kann ich Dir's wohl leichter sagen ...
[München, den 31. Mai 1820.] Liebe Karoline! Ich will alles stät, ohne Vorgreifen in die Zukunft erzählen. Auf dem Wege von Regensburg nach Landshut schickte mir Gott vormittags drei wolkenlose blaue Sonnenstunden, und ich hatte darin zum ersten und letzten Mal auf dieser Reise wieder jene Reiseidyllenstimmung, nach der ich Jahre lang schmachte und die fast keine Gesellschaft erträgt, als einen Kutscher, der in die schöne Weite hineinsingt, was meiner tat. Nachmittags, wo Landshut immer reicher vortritt, ersah der Teufel sich die Gelegenheit und begoß mich aus den Wolken und ersäufte für meine Phantasie die schöne Isar und die Brücken und den Bergkranz um Landshut. Da besuchte ich blos Köppen mit seiner Frau, die mir mit alter Erinnerung entgegen flog; — ein kräftiger Abend voll Ströme der Reden und der Liebe. — Natürlicherweise war's Tags darauf noch grauer und regnerischer auf der Fahrt nach Freisingen, bis es in der Nähe von Freisingen noch schlechter wurde, nur endlich aber am allerschlechtesten auf der Nachmittagsstraße nach München; ein Pelz über dem

Mantel hätte mir wohlgetan unter dem Sommerrock. Die regnerische Einfahrt in das glänzend gebaute München hielt endlich nach einer kurzen Fehlfahrt vor dem Schwarzen Adler still, dessen herrliche Vorderzimmer alle so besetzt waren, daß ich das finstre Eckzimmer in die Hofenge nehmen mußte ... Maxen sucht' ich im fünf Treppen hohen Neste vergebens. Ich ging zu Schlichtegrolls, und nach ihrer Vermutung war Max bei ihrem Sohne. In zwei Minuten hing er schluchzend an mir. Sein Körper und Gesicht ist herrlich ausgearbeitet — er ist einen halben Kopf länger als ich, blühend und voller im Gesicht. Er war und blieb immer fort netter und eleganter angezogen als ich, und trägt doch nur die mitgebrachte Kleidung. Seine persönliche Erscheinung erreicht, ja übertrifft seine Briefe, und mein ganzes Vaterherz liebt den reinen, freien, kräftigen, anspruchslosen Jüngling. Als er mit mir von Schlichtegroll nach Hause ging, fragte er: was macht denn die Mutter? aber die Stimme erstickte ihm unter Weinen der Liebe — und diese hat er rein und recht und ohne irrige Verschwendung. Von allem Mitgebrachten hat er nichts angenommen (auch nicht die Uhr) „weil er nichts brauche". Auch den Stollen bracht' er mir heute, nachdem er davon unter seine zwei armen Mithäuslinge ausgeteilt, zurück, weil er dachte, ich wollte davon.

[Den 2. Juni.] Max ist unzertrennlich bei mir; noch nicht den geringsten Tadel hatt' ich auszusprechen oder zu verbergen. Durch ihn bin ich ordentlich halb in Bayreuth. Er hat mir ein herrliches Quartier ausfindig gemacht, zwei Zimmerchen mit Abendsonne bei einer recht bürgerlichen Familie, die Abends schon um sechseinhalb Uhr ißt, einer Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Als ich ausging, hatte sie eine unscheinbare Decke eingeschwärzt für den Ponto. Ihr Sohn, der Maler, räumte mir sogleich seine Stube; was ich nur wünschte, geschah. Endlich aber, als gar gestern früh der andre Sohn, Sekretär im Thürschmidtschen Ministerio, aus meiner Legationsadresse meinen Autornamen, den ich immer unterwegs verschweige, heraus hatte, so hört das Bedienen und Erfreuen gar nicht auf, und er kam gestern Morgen zu mir und sagte: er möchte mich einsaugen vor Liebe. Die gute Mutter kann bei mir

gar nicht aufhören zu reden. Kurz, in ganz München hab' ich das einzige rechte Stübchen für mich aus der Münchner Zahlenlotterie gezogen. — Von meinen vielen geselligen Verhältnissen im nächsten Briefe. Max und meine Wohnung machen indessen meinen größern Genuß. Grüße was mich liebt und küsse meine Kinderlein!
[Den 13. Juni.] Im ganzen Jahre hab' ich nicht so verdrießliche Tage gehabt, als die Mehrzahl meiner hiesigen gewesen. Den blauen Himmel ersetzt mir keine Stubendecke. Rund um gäb' es schöne Dörfer und Plätze, wenn man hinkönnte. Außerdem vergällt der Regen das Ausgehen; — und das Staatsvolk, oder Münchnervolk ist, wie ich vorausgesagt, kein Frankfurter oder Stuttgarter Verein für Autoren. Zum Glücke wurde mir am Sonntage einiger Trost über das Naßwetter durch ein Wagenumstürzen zu Teil; oder vielmehr der Regen versüßte mir die Brustschmerzen, weil sie mich doch von nichts, als vom Ausgehen in schlechtem Wetter abhielten. Es stieß nämlich der Einspänner, der mich nach Nymphenburg zur Gräfin Taxis zum Anmelden bei der Königin fahren sollte, so an einen herfahrenden eingeschlafenen Kutscher an, daß die Deichsel zerbrach und mein Wagen um und ich an Max fiel. Ich spürte den Fall anfangs etwas stark, da, nach dem schweren Atmen, die Lunge verletzt sein konnte. Aber ich erriet bald, daß es nur Verletzung des Rippenfells war, fuhr nach Nymphenburg mit einer neuen Deichsel (fand aber die Gräfin nicht) und sprach Abends in einer Gesellschaft bis zwölf Uhr unter starken Schmerzen. Ich war beim König, obwohl zur ungewöhnlichen Zeit um zwölf Uhr. Bei ihm braucht man nichts von acht Uhr an bis zehn, als sich zu melden durch den Kammerdiener. Einen solchen weit offnen, gutmütigen, unbegehrlichen, anspruchslosen, hausväterlichen König hab' ich mir nie gedacht. Als ich sagte, er sehe gesunder aus als am Fronleichnamsfest (— am schönsten ist ein König zum ersten Male bei einem religiösen Feste zu sehen; ein knieender König predigt besser als ein aufrechter Prediger) — sprach er wie ein Protestant gegen die katholischen Zeremonien. Sein Gesicht ist meinem ähnlich, hat aber noch weit mehr Reize. Seine Frau, sagt er, habe meine Büste, ob ich sie gesehen? etc. Hierauf ließ er mich bei ihr

anmelden und ich sah sie im Salon. Sie ist nicht schön, aber scharfblickend, ruhig, ungeziert, ohne allen Stolz. Wir sprachen über meine erste Verlobung, über Weimar, Herder, — über Oken, Sand etc. Ich pries den König, daß er, so wie Licht zuerst geschaffen wurde und darauf alles von selber entstand, zu Bayern gesagt: Es werde Licht.

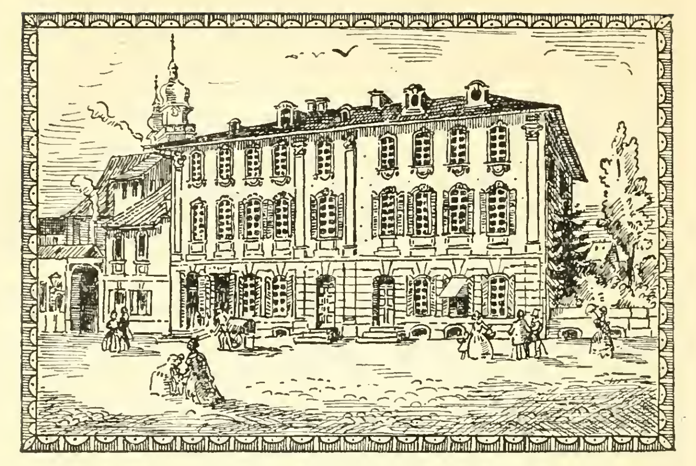
Lerchenfeld ließ mich zu seinem Männerabend bitten, wo ich den Maler Cornelius kennen lernte, der die Glyptothek für den Kronprinzen ausmalt, eine Adlerstirne, unter der ein Adlerblick. Morgen droht ein Mittagessen um vier Uhr mit einem vornehmen Zirkel. Aber die höhere Welt, die mir hier so wenig gefällt, soll mich mit ihren Strudeln nicht aus den gelehrten Zirkeln um mich hier wegziehen . . . Mehre ganze Tage war ich schon zuhause; und dies war dem wunden Rippenfelle ganz gesund. Hier, wie im Wirtshaus unterwegs, muß ich mich am meisten zwingen, das Schreiben zu unterbrechen durch Besuche, da ich so einsamselig wieder mit Dinte mich ans geliebte Papier anklebe. — Hier sind die Kirchen nur bei Nacht geschlossen. Aber das tägliche und stündliche Einmengen des Gottesdienstes muß den Katholiken dessen Feierlichkeit auslöschen und jenen unserm Tischgebete gleich machen. Wie höher wirkt der seltene Gottesdienst des Sonntags, der nicht in die Prose des Herzens tritt, sondern sie ganz vertreibt. Der ganze Tag ist geheiligt. Ja man könnte sich so seltene Feste denken, die ein ganzes Leben heiligten.

[Den 17. Juni.] Schlichtegroll will mit aller Gewalt mich hier einspinnen durch eine Stelle bei der Akademie, die ich mit einer Besoldung von tausend oder fünfzehnhundert Gulden sehr leicht haben könnte und in welcher etwa eine Vorlesung und eine Sitzung monatlich gefordert würde; am stärksten spricht dafür der Genuß des hiesigen Gelehrtenheims; aber mein Alter, das der Brust nachteilige Klima, die Gegend ohne nahe Berge und Wiesen (die Tiroler Alpen sind für mich versteinerte Gewitterwolken) dazu die Besuchmenge etc. sprechen ganz dagegen und zwingen mich, im leeren Bayreuth zu sterben und statt einer akademischen Stelle eine tiefere draußen neben dem Bruder Balbier zuletzt anzunehmen und

würdig auszufüllen. [Jean Pauls Bruder hatte sich als Barbier in Bayreuth niedergelassen und war dort gestorben.]

[München, den 21. Juni 1820.] Für einen Brief voll so inniger und heiliger Liebe, wie Dein letzter war, meine geliebte Karoline, lass' ich mich gern umwerfen und verwunden. Was ist ein körperliches Drücken und Spannen in der Brust gegen das geistige Erweichen und Lösen in ihr? Hab' tausend Dank für Dein schönes Herz! [Den 27. Juni.] ... Drei musikalische Himmelsabende genoß ich bei Frau von Schaden durch den berühmten Stunz und seine Frau und deren Schwester z. B. gestern sein himmlisches Stabat mater. Auch Max, der in Gesellschaft sich höchst unverlegen gegen Damen, anständig, bescheiden (sorgfältiger gekleidet als ich) und doch witzig zeigt — mich kann er nicht satt küssen ... Er rührt und erfreut mich fortwährend, seine jetzigen Kenntnisse haben ihn aus einem Bayreuther Schulknaben zu einem akademischen Jüngling gemacht, und in der Philologie könnte er leichter Lehrer als Schüler Degens sein. Er verdarb mir aber eine Nacht Schlaf, als er mir erzählte von seinem Jammerleben in Winters Anfange im ersten, dürftigen Logis — wie ein kleines Eisenöfchen nicht recht heizte, die Fenster zerbrochen waren, das Holz gestohlen, er morgens und abends nichts genoß, oft mittags kein ganzes Essen, und wie alle Kleider dem Magern zu weit wurden; und wie er in der einsamen Stube krank ohne einen Menschen zu Bett lag und jeden Abend vor Sehnsucht weinte und doch bis zwölf Uhr fortstudierte.

Jean Pauls Frau an ihren Mann. [Bayreuth, den 1. Juli 1820.] Teurer! Dein Brief war so schön, daß er mich in die seligste Stimmung versetzte — ich kann es Dir nicht genug danken, daß Du mir so liebende Worte sagst — denn mir ist immer, als hätte ich kein Recht mehr auf Dein Herz und müßte bescheiden zurücktreten. Wie Geschenk ist mir also alles Milde und Liebende von Dir — ein sanftes Auffflackern der ehemaligen beglückenden Flamme. Die Stelle, wo Du von Deinem Beschließen in Bayreuth sprichst, mußte mir natürlich durch die Seele gehen. Gott wird mich dieses Wehe nicht erleben lassen, und es kann mein früheres Enden von mir nur als die höchste Begnadigung seiner Güte angesehen werden ...



Jean Pauls Sterbehaus in Bayreuth

Die letzten Lebensjahre

Am 26. September 1815, ein halbes Jahr nach Bismarcks Geburt, hatten der von Frau Julie von Krüdener religiös inspirierte Zar, der Kaiser von Österreich, der 1806 die lange Reihe der deutschen Kaiser unwürdig beendet, und der König von Preußen, denen es mit süddeutscher und englischer Hilfe endlich gelungen war, Napoleon Bonaparte zu vernichten, zu Paris miteinander die Heilige Allianz geschlossen, unter dem Vorgeben, ihre Völker nach einheitlichen, Gott wohlgefälligen Grundsätzen regieren zu wollen, worunter sie die Niederhaltung aller freiheitlichen Regungen, insbesondere des Strebens nach Verfassungen und nationaler Geschlossenheit verstanden.

Am 18. Oktober 1817 hatten die deutschen Burschenschafter auf der Wartburg die Dreihundertjahrfeier der Reformation mit der Feier der vierten Wiederkehr des Tages der Leipziger Schlacht verbunden und sich zu den großen Gedanken der deutschen staat-

lichen Einheit und staatsbürgerlichen Freiheit laut bekannt. Auf dem Kongreß zu Aachen 1818 war Frankreich der Heiligen Allianz beigetreten und durch die Herabsetzung der ihm auferlegten Kriegsentschädigungen von 700 auf 265 Millionen Franken erfreut worden. Im August 1819 waren die deutschen Minister unter des allmächtigen österreichischen Kanzlers Metternich Leitung in Karlsbad zusammengetreten, um über die Bekämpfung der revolutionären Gefahr zu beraten. Die von ihnen gefaßten „Karlsbader Beschlüsse" — Überwachung der Universitäten, der Schriftsteller, der Presse und des Buchhandels, Einsetzung einer ständigen Gerichtskommission in Mainz zur Untersuchung revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen — haben, brutal gemeint und brutal gehandhabt, jahrzehntelang das freie Wort geknebelt und eine Flut von Not und Bitterkeit und Jammer über die wertvollsten Kreise der Nation ausgeschüttet.

Am 23. September 1819 wurde zu Mannheim der Dramatiker Kotzebue, der die vaterländischen Bestrebungen der deutschen Burschenschafter denunziert und verdächtigt hatte, durch den Jenaer Studenten Karl Sand aus Wunsiedel, dem Geburtsort Jean Pauls, erdolcht. Sand hatte sich an Jean Pauls Schrift „Über Charlotte Corday", die er immer bei sich trug, zu seiner Tat gestärkt, die allenthalben begeisterte Zustimmung oder lauten Abscheu erweckte. Er wurde hingerichtet; mit seiner Tat, seiner Begeisterung, seiner Haltung vor Gericht, seinem Bildnis aber ein unerhörter Kultus getrieben.

Im Jahre 1821 begannen die Griechen, auch aus Deutschland durch Freiwillige und Geld unterstützt, ihren Freiheitskampf gegen die Jahrhunderte alte türkische Fremdherrschaft.

Das waren die hauptsächlichsten Ereignisse, deren Wirkung während der letzten Lebensjahre Jean Pauls die Gemüter beschäftigte, bevor er sieben Jahre vor Goethe diese Erde verließ, die nun ganz anders aussah, als zu der Zeit, da er sie vierzehn Jahre nach ihm betreten hatte.

Schon 1819 bekannte der Sechsundfünfzigjährige „Ich fühle, was Alter und Vergehen ist ... die alte Dichterwelt ist mir unter-

gesunken, ich gehöre nicht zu ihr, denn ich war ihr Schüler, aber ich gehöre auch nicht zur neuen, sondern ich stehe und bleibe allein. Wie oft und mit wie Vielen muß ich nicht sterben, eh' ich einmal allein sterbe."

In den Tod voran gingen ihm aus seinem weiteren Kreise in diesen Jahren: 1817 der Fürst-Primas, 1819 der Präsident Heim und der Philosoph Jacobi, 1821 die Herzogin von Kurland.

Von den Vielen, die diesen weiteren Kreis in seinen letzten Lebensjahren durch Besuche oder Briefwechsel noch erweiterten, seien nur die bekanntesten hier genannt: der Rektor der Lateinschule zu Usedom K. W. Meinhold (1797—1851), der zwanzig Jahre später durch seine geschichtliche Erzählung „Die Bernsteinhexe" Aufsehen machte, der Schriftsteller Karl von Holtei in Breslau (1798—1880), der Dichter Graf Platen (1796—1835), zu jener Zeit Student in Erlangen, der unter dem Autornamen Willibald Alexis unsterblich gewordene Verfasser geschichtlicher Romane aus der brandenburgischen Vergangenheit Wilhelm Häring (1798—1871) und dessen Freund, der Berliner Kriminalist und Schriftsteller Julius Eduard Hitzig (1780—1849), der zugleich der Freund und Biograph der Dichter Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann war, der durch seine Geschichte der Hohenstaufen berühmt gewordene Historiker Fr. v. Raumer (1781—1873), der Literarhistoriker Wolfgang Menzel (1798—1873), der Goethe als den „Urfeind der Zeit" bekämpfte, und der Dichter und Philosoph Gustav Fechner (1801—1887) aus Leipzig, dessen „Büchlein vom Leben nach dem Tode" (1836), „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen" (1848), „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" (1851) noch in unsrer Zeit immer wieder neuaufgelegt werden.

In Jean Pauls engerem Kreise war schon mit seiner Übersiedelung nach Bayreuth Emanuel an die erste, Christian Otto an die zweite Stelle getreten. Im Lauf der Jahre wurde das Verhältnis zu Otto, der als preußischer Regimentsquartiermeister und als Sekretär des Prinzen Wilhelm von Preußen oft und lange von Bayreuth abwesend war, immer etwas kühler und das zu Emanuel

einmal durch eine anderthalbjährige Trübung gestört. Pfarrer Vogel lebte jetzt als siebzigjähriger Dekan in Wunsiedel. Daß er auch dort und als solcher seinen Humor nicht verloren hatte, bewiesen seine „Antipresbyterialbriefe", die er 1822 Jean Paul übersandte, mit der Anrede: „Allerdurchlauchtigster, großmächtigster, allergnädigster Herr, und doch auch alleraltester, allertreuester, allerliebster Freund." An Ahlefeldt schrieb Jean Paul um diese Zeit, er möchte ihm doch in Berlin, „wo so viele Juden, Verkäufe und Versteigerungen sind, eine redliche, alte, jedoch richtiggehende Repetieruhr kaufen. Und eine solche Uhr soll die ganze Schuld von 100 Reichstalern und 6 Friedrichsd'or, wovon du mir schon einen Teil abgetragen, rein tilgen, und ich würde dir die Verschreibung senden, um sie nur nicht mehr in die Hände zu bekommen, denn ich möchte auf eine schönre Weise an unser früheres Zusammenleben erinnert sein; an dem Horizont jener untergegangenen Tage, wo wir Jugend selber hatten und fremde genossen, soll kein Wölkchen stehen, als ein rotes."

In ganz naher Freundschaft fühlte sich Jean Paul seit den Heidelberger Sommerwochen von 1817 dem dortigen Professor Heinrich Voß, dem Sohn des Homerübersetzers, verbunden. Es war ein furchtbarer Schlag für den alternden Dichter, als Voß, kaum dreiundvierzigjährig, im Oktober 1822 sterben mußte. Aber Jean Pauls eigenes Leben hatte schon ein Jahr vorher die Todeswunde erlitten, von der es nicht mehr genesen sollte.

Da war im September 1821 sein einziger Sohn, Max Richter, noch nicht achtzehn Jahre alt, von Heidelberg, wo er studierte, unangemeldet und zusammenbrechend im Elternhaus erschienen und einige Tage später, in der Nacht vom 25. auf den 26. einem heftigen Nervenfieber erlegen.

Im Frühjahr des folgenden Jahres faßt Jean Paul den Entschluß zu einer Reise, „nicht um zu vergessen, was nicht möglich ist, sondern um auszuhalten." Er bittet seine Schwägerin, Frau Minna Spazier in Dresden, ihm dort ein Unterkommen zu besorgen. Am 5. Mai 1822 trifft er in Dresden ein. Alte und neue Verehrer und Verehrerinnen wetteifern, ihm den Aufenthalt zu verschönen; um

einige zu nennen: Ludwig Tieck, Frau Elisa von der Recke, Böttiger, Helmina von Chézy, Graf Kalkreuth, Graf Löwenstern. Aber: „In mein altes Herz kann kein Frühling voriger Zeit mehr kommen." Endlich kommt ihm doch einer, am Abend des 1. Juni, auf der Brühlschen Terrasse: „Der Mondschein, die Erd- und Wasseraussichten, die Musik, die Lichter und die Frauen, die mir Blumen abnahmen — da geriet ich in den jahrelang entbehrten Verklärungszustand, wo ich wie in einem Jugendfrühling schwebe und innen und außen mir alles seliges Träumen ist. Es ist keine Wehmut, nicht einmal Sehnsucht, sondern Fülle, Trunkenheit von Innen ... Du stehst da oben zwischen der alten Stadt und der neuen in einer gebildeten und reizenden Gesellschaft und schauest unter Bäumen und unter Tönen an die grünenden Gebirgswendungen der Nähe, und dann hinab zum breiten Elbestrom und zum Triumphbogen Dresdens, zur Elbbrücke, auf der im Abendglanze zwei lange Menschenreihen als Bilder des Lebens einander entgegenwandeln, aber auf getrennten Bahnen, und unter welchen die Fahrzeuge flattern und wieder Menschen unten durchführen. Und dein Auge zieht der Stromkette und der Bergkette nach, über die blühende Ebene weg, bis sich beide ineinander verlieren und endlich in die untergehende Sonne verfließen, welche noch ihren letzten Purpur auf die Freudenhöhe deckt." — Am 12. Juni trat Jean Paul die Heimreise an.

Im Spätsommer desselben Jahres 1822 verlebte er vierzehn wenig erfreuliche Tage in Erlangen und Nürnberg. Als er sich für die Heimreise rüstete, ereilte ihn die aufregende Nachricht, daß ein großer Teil von Hof in Flammen stehe.

In den Jahren 1820 bis 1822 hat Jean Paul seinen letzten großen Roman „Der Komet, oder Nikolaus Marggraf" geschrieben, nach dem Tode des Sohnes begann er, die Gedanken aus „Das Kampanertal" wieder aufnehmend, ein erzählend-philosophisches Werk „Selina, oder über die Unsterblichkeit der Seele".

Schon in Dresden hatte Jean Paul festgestellt, daß die Sehkraft seines linken Auges beträchtlich gelitten habe. Im Mai des folgenden Jahres, um welche Zeit ihn sein Neffe Richard Otto Spa-

zier aus Dresden zum erstenmal besuchte, konnte er sich nicht verhehlen, daß sie fast erloschen und daß auch die des rechten bedenklich im Schwinden sei. Dazu verschlechterte sich sein allgemeines Befinden von Monat zu Monat. Was an ihm nagte, war der unverwindliche Schmerz um den einzigen Sohn und der Verlust seines Freundes Heinrich Voß, der geistig ihm weiter als alle hatte folgen können.

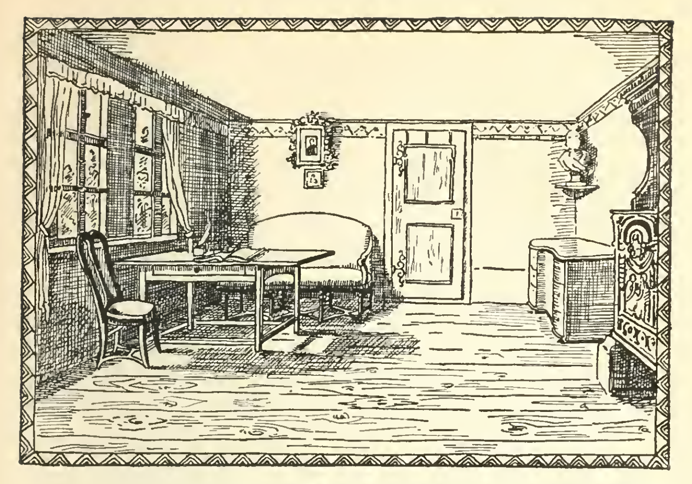
Im Frühjahr 1824 und im Sommer 1825 wiederholte Spazier seinen Besuch. Im Oktober lud der Oheim ihn ein wiederzukommen: „Ein wenig vorlesen, ein wenig kopieren, ein wenig sprechen — ein wenig Frohsein, das ist alles, was ich von Ihnen verlange." Auch bei der Gesamtausgabe seiner Werke, die der Buchhändler Reimer in Berlin verlegen wollte, gedachte Spazier dem kranken, jetzt völlig erblindeten Dichter zu helfen. Aber die Krankheit, Bauchwassersucht, erlaubte kein anhaltendes Arbeiten mehr. Am Abend des 14. November ist Jean Paul sanft entschlafen. „Wir wollen's gehen lassen" war sein letztes Wort.

Wilibald Alexis erzählt [in „Der Gesellschafter", 1826, was ihm Frau Rollwenzel im September 1819 mitgeteilt hat]: „Sehen Sie" — ich kann nicht sagen: hub Frau Rollwenzel an, denn in dem Kreislauf ihrer Rede war nicht Anfang noch Ende; ich griff in das rollende Rad und drehe mich weiter mit der zufällig gefaßten Speiche — „sehen Sie, es vergeht fast kein Morgen, daß nicht der einzige Mann, dieser Jean Paul, zu mir herauskommt mit seiner botanischen Kapsel; er grüßt mich, und dann geht er oben in sein Eckzimmer, das ich den Herren zeigen werde, und schreibt, oder draußen ins Freie. Ach und wie einfach ist sein Leben, das ist alles nach der Regel! Plötzlich, wenn er schreibt, fällt ihm ein, daß er essen muß; dann verlangt er schnell nach seinem Lieblingsgericht. Und was ist das? — Denken Sie sich — Kartoffeln. Dieser einzige Mann ißt Kartoffeln. Wir kochen sie ihm schnell — wir wissen es ja. Ich bringe sie ihm, er sieht, wie ich sie hinstelle, er starrt mit der Feder in der Hand draufhin, sehen Sie, und wenn ich nach ein paar Stunden wiederkomme, stehen sie noch unberührt neben ihm. Nun will er essen, aber es ist kalt, das kann ich nicht



Die Rollwenzelei

zugeben, und ich koche ihm von neuem. Das weiß er auch wohl, und dem lieben einzigen Herrn tut es leid, daß ich so viel Mühe hätte — Gott, was tut man nicht für ihn! — und deshalb fordert er schon des Morgens früh sein Mittagbrot, daß wir beide den Tag über Ruhe haben. Aber, du lieber Himmel, dadurch leidet denn auch sein Körper, wenn das nicht seine Zeit und Ordnung hat. Nun sitzt er noch dazu im Freien und arbeitet, daß dich — und das geht in die kalten Monate hinein. Er fühlt's nicht, wenn er im nassen Garten sitzt, daß unten die Füße kalt werden, denn oben ist er in Begeisterung und weiß nicht, was vorgeht. Er läßt sich auch wohl ein Brett bringen, gradezu auf den Schnee, wenn die Sonne scheint, — aber das alles bringt ihn noch zu Tode. Gott, Gott, wie lange wird das noch währen! (Sie wischte sich die Augen.) Und solch ein lieber, herrlicher Herr, sag' ich Ihnen, wie es keinen sonst gibt. Sehen Sie, keiner hat den Witz, den der hat. Die kommen ihm niemals gleich, denn woran ein anderer eine Stunde schreibt, das fliegt bei ihm in einer Minute. Er schreibt Ihnen so schnell, daß es erstaunlich ist. Aber, du lieber Gott, wo



Jean Pauls Zimmer in der Rollwenzelei

will das hin, siebenundfünfzig Jahr ist er schon, und er wird doch auch schwach. Besinnen muß er sich denn doch jetzt auch, und so kommt's ihm nicht mehr wie in der Jugend. Ach, wenn ich ihn so sehe, den lieben Herrn, aus seiner Studierstube herauskommen mit dem roten Gesichte, so aufgelaufen, und wenn die Augen hervortreten und wild umhersehen, da denke ich immer: Ach, du lieber Gott, erhalte mir doch den herrlichen Mann, der meinem Hause so viel Glück und Ehre und Reputation gebracht hat. — Mein Mann versteht ihn nicht immer. — Ach, wenn er doch hier wäre [Jean Paul war zu Besuch in Löbichau], sehen Sie, ich gäbe einen Gulden darum, daß Sie ihn nur einmal sehen könnten. Auch er würde sich ganz gewiß freuen, denn er liebt die jungen Leute gar sehr und hilft ihnen und sieht ihre Arbeiten durch, denn er bleibt doch der Klügste von allen, und ob ich gleich nur eine schlichte Bürgersfrau bin und es nicht verstehe, das weiß ich doch, daß dem Jean Paul keiner es nachtut. Sehen Sie, und von den jungen Leuten, da schrieb ihm neulich die Frau von X., als die Studenten den Kotzebue erstochen hatten, es seien zwei junge Leute, wie

Studenten, bei ihr gewesen und hätten sich so genau nach ihm erkundigt, und er möchte sich doch wohl in acht nehmen. Wissen Sie, da trat der liebe Mann so zu mir in die Tür, den Brief in der Hand, und faßte mich an und sagte: ‚Liebe Frau Rollwenzel, ich fürchte mich nicht; die jungen Leute sind zwar jetzt sehr wild, aber mir tun sie nichts, denn sie lieben mich, das weiß ich.' — Und dem tut auch keine Seele, so wahr, etwas. Seelensgut ist er und meint's mit allen Menschen wohl. Wie er die Kinder liebt, das ist nun ganz erstaunlich. Und seine Kinder und seine Frau! Das ist aber auch eine Frau, eine ganz andere als die andern. So fein, so klug, so verständig, so liebreich, so gütig, und weiß mit Hoch und Niedrig zu reden, als wären sie ihre besten Freunde. O sie kommt auch zuweilen zu mir heraus, und ihr Vater ist in Berlin und Präsident. Glauben Sie das wohl, der hat eigenhändig an den Jean Paul geschrieben und ihm aufgetragen, er solle mich grüßen und in seinem Namen mir danken für alles, was ich an dem Jean Paul tue, und vielleicht kommt er selbst her und tut es. Aber, ohne Ruhm zu vermelden, er findet auch sobald keine Frau, die ihn so bedient wie ich, allezeit parat. Sehen Sie, wenn die Leute ehemals meinten: ‚Rollwenzeln, was machst du dich denn so viel mit deinem Jean Paul,' oder wie die Leute ihn dazumal titulierten; ‚was ist denn nun so viel an ihm dran, daß so viel Wirtschaft drum geschieht?' Da sagte ich ihnen: ‚Ihr versteht das nicht, ihr wißt das nicht; ich bin zwar nur eine schlichte Bürgersfrau, aber das merke ich wohl, in dem Jean Paul steckt etwas, was ihr nicht merkt.' Und nun hat sich's mit einem Male gezeigt. Alle Welt kennt ihn, ich bin durch ihn glücklich, und die Fürsten reißen sich um ihn. Ohne daß er ihn mit leibhaftigen Augen gesehen, bot ihm der Fürst Primas tausend Taler Pension, und erst kurz vorm Tode des alten Herrn ist Jean Paul dagewesen. Jetzt nun, als der Primas gestorben, stritten sich alle drum, wer den Jean Paul im Lande haben sollte. Preußen und Oesterreich schätzten sich's zur Ehre. Aber er schrieb nach München und fragte, was er tun sollte, da Baireuth nun dem Könige gehört, und König und Kronprinz antworteten ihm eigenhändig und dankten ihm, daß er ihnen

geschrieben hätte, und haben ihm alles angeboten, was er wollte. Der aber hat nichts als die tausend Taler verlangt, und in Stuttgart ist er alle Sommer. Können Sie sich das vorstellen: die Prinzessinnen hatten ihn da eingeladen, er aber hatte sagen lassen, er ginge immer nur dahin, wohin auch sein Spitz mitgehen dürfte. Darauf schicken sie zwei Lakaien und lassen den Hund abholen und auf Polster legen, und im schönsten Prachtzimmer kommen ihm Prinzen und Prinzessinnen entgegen und streicheln ihn und füttern ihn selbst und tun ihm mehr Ehre und mehr Liebes an als dem Jean Paul selbst. Und so, versichere ich Sie, ist er überall angesehen. Jetzt aber hat ihm eine Fürstin aus Sachsen [die Herzogin von Kurland] ihren Wagen bis Hof entgegengeschickt und ihn zu einer großen Gesellschaft eingeladen; aber wie er in Heidelberg ist honoriert worden, das ist nun ganz unaussprechlich. Aber von den vielen Festereien und der Ehre, da hat er etwas abbekommen — seine Frau wäre auch wohl gern mit dagewesen — und seitdem ist es mit der guten Laune nicht mehr so richtig, und er ist gewiß ein trefflicher Hausvater und liebt Frau und Kind, und sein Sohn ist ein lieber junger Mensch von siebzehn Jahren, und gelernt hat er was, ist auch fleißig, besonders die Sprachen kann er Ihnen — der Vater wird ihn künftig Jahr nach Heidelberg selbst hinbringen, aber den Verstand und den Witz von dem Vater und das schnelle Schreiben, das läßt sich auf der Universität nicht lernen; und ihm ging's anders auf der Universität. Kaum trocken Brot hat er oft gehabt, aber die Reichen haben ihn unterstützt und ihn in ihre warme Stube genommen, daß er dort doch arbeiten können, und das ging, bis er das erste Buch geschrieben und sich Geld verdient und dann ein großer Mann geworden ist. Aber sehen Sie, ob er nun gleich ein so großer Mann geworden, daß er mit Kaisern und Fürsten umgeht, doch bleibt er freundlich gegen jedermann. Sehen Sie, mein Mann, der versteht ihn nicht. Aber grade Sonntags, wenn wir Gäste aus der Stadt kriegen, setzt er sich hier zu uns in die Schenkstube herunter und redet mit den Bürgern das und jenes, daß sie erstaunt sind und nicht wissen, was er will, und doch weiß er sie alle kirr zu machen, daß sie ihn auf den Händen tragen

möchten, und dann sagt der liebe Herr: er finde immer weit mehr Verstand bei ihnen, als man glaubte."

Der Schriftsteller Ludwig Rellstab erzählt [in „Aus meinem Leben", 1861, von seinem Aufenthalt in Bayreuth im August 1821]: Ich kleidete mich rasch an, um ins Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegerische Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Ich lehnte mich ins Fenster und sah der marschierenden stattlichen Kompanie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu sein pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntere Schar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!" Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Überrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuskripte bewahrte. Sein treuer gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich später noch zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „Guten Morgen" tönte mir freudiger bewegend ins Ohr als der frische Kriegsmarsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei-, dreimal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun, heute nachmittag sehen wir uns!" und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militärischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

... Mit dem Schlag 1/2 4 Uhr stand ich in der Tür des Gasthäuschens der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrat Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrat erwartet?" erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät", setzte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man jemandem ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrat hat schon zweimal nach Ihnen gefragt." ... Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuskript einer von mir gedichteten Oper „Dido" in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies

Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jetzt im Hinausgehen es aufmerksam ganz durchgelesen und finde nun, daß es Ihr bestes ist."... Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelheiten des Versbaues mit mir durch...

Um gemütlicher zu sprechen, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen und einen Krug des ihm so wohltuenden Baireuther Biers mit ihm zu leeren. Er hatte es kein Hehl, daß er dieses Getränks wegen in Baireuth wohne, da er es nirgends anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. „Es nährt, stärkt mir die Nerven und macht mich heiter," sagte er; „jedes andere macht mich stumpfsinnig, träg, schwer, benommen. Nur dies ist meiner Gesundheit zuträglich, und da diese mir zu meiner Arbeit unentbehrlich ist, bleibe ich in Baireuth, das ich sonst wohl verlassen würde." — Als wir uns gesetzt hatten und die Gläser eingeschenkt waren, stieß er deutsch und herzlich mit mir an. Ich erinnerte ihn daran, daß heute ein merkwürdiger Tag für Deutschland sei, Goethes Geburtstag; dies erfreute ihn lebhaft, und wir tranken auf das Wohl des Dichters, den Jean Paul aufs höchste verehrte...

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, das er auch gleich in unserer Unterredung mit Wärme aufnahm... Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach außen geschlichtet und die innern Gärungen (das Wartburgfest der deutschen Burschenschafter, die Ermordung Kotzebues durch den Burschenschafter Sand usw.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Teilnahme aller, die im Ganzen — nicht auf dem Isolierstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal Griechenlands schlug Jean Pauls Herz ebenso groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus...

„Außer meinen Studien", fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, als Torheiten und Lieblingstollheiten), z. B. die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen

muß, sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen, und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. — Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sofa, spiele mit den Vögeln, dem Hunde Ponto (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangskapitel widmen) und (eigene Worte) hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert."

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen ...

Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen. Er war überaus heiter und freundlich ...

„Ich beschäftige mich gern und viel mit Tieren und besonders mit Hunden", sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisiert, als man glaubt. Geben Sie nur acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Tieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte ebenso kurz „da", und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache gewiß sei, und verschnappte sich im buchstäblichen Sinne des Worts auch nicht ein einziges Mal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte ...

Da mich das Spiel ergötzte, nahm der Herr plötzlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen, (wie viele Menschen auch) den Schweif ein und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse", sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „stundenlang, halbe Tage", war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenötigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig hinter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor und wußte sich im Übermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserm Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Manche habe ich vergessen, doch Eines blieb mir im Gedächtnis. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschierte streng im Gliede wie ein Soldat. Sowie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen ins Feld und umschweifte seinen Herrn in entfernten Kreisen unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit mit Übermut genießend. Doch mitten in die fröhlichen burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling, das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein ihn anbellender Vetter, noch selbst ein vorbeischlüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur einen Augenblick ...

Jean Paul an seinen Sohn Max in Heidelberg, der sich dort (in Nachwirkung der Vorträge des Philosophen Baader, die er in München gehört hatte, und der philosophisch-theologischen Schriften des Erlanger Orientalisten Kanne) mit seinen Freunden Anselm Feuerbach aus Ansbach und Christian Kopp aus Erlangen immer tiefer in eine philosophische Mystik, Selbstunterschätzung und Askese verirrte. [Bayreuth, im Dezember 1820.] Mein guter Max! Deine Briefe haben mich sehr erfreut und gerührt. Aber die theologische „Kanne"-Gießerei, die Du bei Feuerbach einsaugst, beängstigt mich für Deine Jugend, eine unwiederbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchsgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. Dieser immer und ewig einseitige Kanne ist grade so schwärmerisch in seiner Theologie und sinnlosen Typologie und in dem erbärmlichen Leben seiner Heiligen, wie ers in seinen „Urkunden" war, wo er alle historischen Personen des alten Testaments für bloße astronomische Sinnbilder ansah. Studiere doch die Geschichte der Entstehung des Christentums, die Evangelien und Apostelbriefe, die man erst am Ende des zweiten Jahrhunderts zum Teil durch Irenäus kennenlernte, und eigentlich ihr Verzeichnis anfangs des dritten durch Origenes. Siehe nach, wie diese Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehova blieben und z. B. Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten (Apostelgeschichte 15, 20) oder wie sie untereinander zankten und wie Paulus sich rühmte (2. Korinther 11, 12). In allen Reden Christi ist kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich mit gefallenen Seelen oder gar von der Genugtuung. Gott bekehre Dich zu dem heitern Christentum eines Herder, Jacobi, Kant. Lies lieber, wie ich in Leipzig, Arrians Epiktet, des liebenden Antonins Betrachtungen und Plutarchs Biographieen, als Kanne, der ein schlechter Exeget und Historiker ist. Es gibt keine andre Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholizismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. — O könnt ich doch bald an mein Werk gegen das Überchristentum! — Mit dem neuern

Mönchstum wirst Du Dir Freuden, Kräfte und Feuer abtöten und am Ende — nichts werden. Was mich einigermaßen über Deinen ultrachristlichen Trübsinn beruhigen könnte, wäre etwa, daß er eine körperliche Quelle in Deinem übertriebenen Sitzen und Studieren hätte; freilich ein schwacher Trost. Einige Jahre hält es die Jugendkraft aus und Du überflügelst Manche um einige Jahre in Kenntnissen, aber dann kommst Du als Scheinlebendiger, nicht als Scheintoter, zu mir zurück, und grade in den Jahren der Vollreife, wo das Höchste errungen werden muß, im fünfundzwanzigsten, dreißigsten, sitzest Du bleich vor Arzneigläsern. Gott verschone mich mit diesem Anblick.

[Bayreuth, den 20. Februar 1821.] Mich erquickt Dein religiöses, frommes und von Gott begeistertes Gemüt; aber Baader und Kanne und sogar der unbedeutende Feuerbach haben Dir Deinen frischen Lebenssinn weg- und eine enge Orthodoxie eingepredigt, bei welcher am Ende alles Feuer der Wissenschaft, so wie meine Hoffnungen von Dir sinken müssen. Zu einer Umänderung Deines Studienplans sag' ich geradezu Nein, weil zu einem Doktor der Theologie jetzo Zeit — bei dem ungeheuren Umfange dieser meinenden Wissenschaft — und noch mehres fehlt. Was Deine Seele als theologische Nahrung bedarf, kann sie auch auf der philologischen Laufbahn, seitwärts, ohne gelehrtes Lernen sich verschaffen. Aber die rechte und wahre Gotteslehre findest Du nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal.

[Bayreuth, den 21. Mai 1821.] Um Gottes Willen, schränke Dein Essen nicht ein, wohl aber Dein übermäßiges Arbeiten. Das Übermaß in Lesen und Hören bindet die Freiheit des eignen Entwickelns und Beschauens. — Am meisten schmerzt mich Deine schwärmerische Melancholie, worin Du von Dir, blos wegen des Glanzes des Idealziels, zu klein denkst. Mein guter Max! In jedem Briefe erscheinst Du mir besser, reifer und strebender. Glaube hierin mehr mir, als Dir."

Jean Pauls Frau an ihren Sohn Max. [Bayreuth, den 21. Mai 1821.] Dein Brief mußte uns in aller Rücksicht sehr wehmütig stimmen und man kann nichts Eiligeres tun als Dir

antworten, um Dich aus quälenden Irrtümern zu reißen. Der Vater liebt Dich unaussprechlich, er achtet Dich so innig und begehrt nichts vom Schicksal als einen solchen Sohn — ich und die Schwestern und alle unsre Freunde eben so sehr, daß Du bist und bleibest, wie Dich Gott so rein und fromm zur Freude Deiner Eltern auf die Welt setzte und Du bis daher Dein redliches Gemüt bewahrt hast, samt dem Streben nach Wissenschaft und dem sich immer mehr öffnenden Sinne für Heiliges, Wahres, Schönes. Was willst Du weiter? Können Menschen Götter sein? Nichts ist dagegen zu sagen, daß Du Deine Ideale so hoch stellst, aber wenn Dein schöner Eifer Dich auf der einen Seite in jener rührenden Bescheidenheit und Demut erhält, die auch dem größten Menschen so schön stehet, so zeigt sich echte Religiosität nur dann, wenn unserm redlichen Ringen nach dem Höchsten — Heiterkeit zur Seite steht. Gegen die Grenzen des Menschlichen anzuringen, die jedem Individuum mehr oder minder gesetzt sind, ist nicht fromm, ist nicht gottergeben. O, laß Deine schöne Begeisterung für den Glauben sich daran beweisen. Strebe, aber geißele Dich nicht mit ungerechten Beschuldigungen, wenn Dir dies oder jenes nicht gelingt, und strenge dafür die Dir verliehenen Kräfte desto schärfer an und das daraus hervorgehende Gelingen wird Dir Ruhe und Frieden geben.

Die Löwin ziert des Löwen Mähne nicht,
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht,
Der Schwan durchfurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Riesenquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht, und Kähne nicht;
An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Doch schmückt ihn Tau von süßer Träne nicht.
Was willst Du mehr, als was Du bist, zu sein —
Ein andres je zu werden, wähne nicht.

Diese schöne Stelle aus Platens Gedichten, die mir gleich beim ersten Lesen so sehr gefiel, spricht ganz meine Ansichten aus. — O wie schmerzhaft ist mir Deine Melancholie und die knechtische, ungerechte Selbstquälerei vor Gott, die alle Tatkraft lähmt, diese

religiöse Empfindelei, die — statt der belebenden Kraft des Christentums, nur Tod in alle Lebensadern gießt. — Tausendmal umarme ich Dich mit der heißesten Liebe!

Jean Paul an seine Frau, die nach Heidelberg gereist war, um den dortigen Nachlaß ihres am 25. September im Elternhause zu Bayreuth unerwartet gestorbenen einzigen Sohnes zu ordnen. [Bayreuth, den 10. Oktober 1821.] Meine geliebte Karoline! Jetzo um drei dreiviertel Uhr eil' ich, und vielleicht gehst Du eben in Heidelberg ein. Alles hier ist in Ruhe. Emma ist recht trefflich. Wenn nur meine geliebte Odilie, die Dich von einem Schmerz zum andern begleiten muß, auch einen frohen Zwischenraum hätte! Immer stellt der lange Weg und Zeitraum mich Euch bald da, bald dort auf Straßen und in einsamen Zimmern auf. Gott segne Euch und bringe meiner wunden Seele Euch unversehrt zurück. Schmerzen und Freuden bringst Du zugleich an mein Herz, aber doch der Freuden mehre. Gott sei mit Dir und meiner guten, guten Odilie!

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an Abeken. [Heidelberg, den 26. Dezember 1821.] Und nun traure mit Jean Paul, der seinen einzigen, achtzehnjährigen, hoffnungsvollen und liebenswürdigen Sohn verloren hat. Bei nicht sehr starker Gesundheit und starkem Wuchse ist er ein Opfer der mystischen Modeschwärmerei geworden, die durch einige Theologen und besonders durch einen Schüler von Kanne ihm eingeimpft ward ... Die schönen, echt pädagogischen Briefe des Vaters fruchteten nicht; er legte das Studium der Alten ganz beiseit und las nichts als die Bibel, Thomas a Kempis und Jakob Böhme. Dabei nahm er sichtbar ab; in Fieberphantasien ward er von Teufeln verfolgt. Dann rief er, seinem Vater müsse er beichten, er habe gräßliche Sünden auf der Seele. Von seiner Reise zum Vater erwartete ich viel. Krank kam er an, fünf Tage lebte er noch, dann trug man ihn zu Grabe. Ein Brief von Jean Paul rief mich schnell von Kreuznach nach Heidelberg zurück. Hier fand ich die Mutter und die jüngere Schwester des Seligen, um den Nachlaß zu ordnen, einige Schulden zu berichtigen und dgl. Die Beichte hat den Vater zu Tränen gerührt: auch gar nichts war da zu beichten gewesen, Kleinigkeiten

von einer Verschwendung einiger Kreuzer und Gulden. — Eines Abends sagte der Vater: „Nun erholt er sich, und ich will schlafen gehn und recht ordentlich schlafen." Am andern Morgen findet er Mutter und Töchter an der entseelten Hülle knieend. „Ach, wie war da der Vater!" sagte Ottilie, „geschrien hat er, so sah ich ihn nie", und damit fing das holde Kind bitterlich zu weinen an. Bei der Beerdigung ist Jean Paul sehr ruhig gewesen, er hat mehrere Stunden über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen... Dieser Gegenstand beseelt ihn nun auch ganz; das Jenseits ist seine irdische Heimat, und für den Scherz ist er lange verloren.

Bruchstücke aus Jean Pauls unvollendetem Vita-(Lebens-) Buch: ... Einmal, 1804, sah ich im Traum den verstorbenen Herold. „Ich darf nur", sagte ich zu ihm, „von dir gehen, so sinkst du in Staub." Ich ging, er kam wieder — mein Grausen! — Ich fragte ihn über die zweite Welt — sie sei, aber anders. Ich, um zu prüfen, ob es ein Traum oder Wirklichkeit, bat ihn, englisch zu sprechen, weil ich dann (dacht' ich im Traum) es selber machen müßte, er würde es dann nicht können. Er konnt' es auch nicht sehr, aber die Erscheinung verlief sich ...

... Den 18. März 1819. Traum. (Vorher die Geschichte, wie ich einmal nachts in Leipzig nach ernstem Gespräche Oerthel ansehe und er mich, und uns beiden vor unserm Ich schaudert.) So sagt' ich zu Goethe, indem er fortging: „Nach dem Tode lernt man doch das Ich wenigstens kennen." Er blickte mich mit vorquellenden Augen an, und ich schauderte wie damals ...

... Die beste und wahrste Selbstbiographie sind Hamanns Briefe. Solche Briefe sind nämlich mit Chroniken und Memoiren oder Denkwürdigkeiten zu vergleichen, die im Verlauf der Woche, des Tags oder der Stunde, in welcher sich merkwürdige Begebenheiten ereignen, nach dem augenblicklichen Eindruck, den sie auf den Zeit-, Wochen- oder Taggenossen machen, niedergeschrieben worden. Sie sind eigentliche und wahre Geschichtwerke, welche jene ewige Vorsehung selber diktiert zu haben scheint, die ihre Zwecke nur allmählich zum Vorschein kommen oder durch die Weltbegeben-

heiten bloß für diejenigen gleichsam durchschimmern läßt, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören.

Auf gleiche Weise stellen bedeutende Menschen sich und ihr Leben in ihrem Briefwechsel dar, und zwar um so anschaulicher, je unwillkürlicher sie es tun und je mehr sie, wenn sie schreiben, bloß ein Gespräch unter vier Augen zu führen glauben.

Bei solcher Darstellung hat aber weniger der Briefsteller als der Briefleser den Lebenslauf zu verfertigen, und dies tut der letzte, während der erste das, was ihm begegnet, bald aufrichtig und ausführlich erzählt, bald nur halb andeutet, bald wohl nach zu verheimlichen und teilweise zu verhüllen oder nach gewissen Ansichten, Vorurteilen, Lieblingsmeinungen und Planen oder nach augenblicklicher Gemütsstimmung und Geistesaufregung einzukleiden sucht, dadurch aber, ohne es eigentlich zu wollen oder auch nur zu ahnen, eine Offenbarung seines Innern und Innersten vornimmt. Der Briefleser wird davon geistig und moralisch mehr oder minder ergriffen; er fühlt sich wechselweise angetrieben zur freudigen Billigung oder unangenehmen Mißbilligung, und so erlangt für ihn ein fremder Charakter die höchste Anschaulichkeit ...

... Kein Mensch in der Welt gewinnt durch eine Selbstbiographie; sie also zu schreiben, ist Demut ...

... Ich schreibe das Leben ja vor Gott, wie aber lustig eingekleidet, ist gleichgültig. Kleidet er ja selber seine Gedanken bald in Flügeldecken, Pfauenschweife, Tulpen etc. ein ...

... Ich spreche über alles in der Welt gern ernst, nur nicht über mich ...

... Wir wollen das kleine Leben alle recht gemütlich durchgehen und froh sein, daß wir es nur lesen; und überall wird man, wie in einem größern „Fixlein", Freude finden ...

Das einzige weiß ich gewiß — und jeder sollt' es nur so machen — ich habe aus mir so viel gemacht, als aus einem solchen Stoff zu machen war ...

... Das Starke spür' ich im Arbeiten nicht störend — z. B. einen Durchmarsch von Franzosen, Unruh in der Stadt — aber das Sanfte, ein böses Wort ...

... Ich sag' es euch hier vor Gott, daß ich rein bei allen meinen Darstellungen nichts gewollt, als das Beste, unbekümmert über Armut, Mißverstand, Opfer ...
Oktober 1820. Immer bild' ich in mir die Musik hinauf, indeß ich um mich her keine gute höre, aber eine bessere fodere. In mir nimmt jährlich das Zerfließen zu bei Musik und Dichtkunst und Liebe; warum aber oder wie — bei meinen Jahren ...
Januar 1821. Ob ich nun in Bayreuth noch zwanzig Gänse mehr esse oder fünfzigmal öfter in die „Harmonie" gehe — dies ist der Unterschied des längeren Lebens. Das Leben als Leben muß etwas wert sein, aber nicht als Zeit ...

Jean Paul an Professor Heinrich Voß in Heidelberg. [Bayreuth, den 22. Dezember 1821.] Mein geliebter Heinrich! Wie oft wirst Du mich seit einem Vierteljahre angeklagt und entschuldigt und wieder angeklagt haben, und doch zuletzt entschuldigt, mich armen Teufel! Ach, ich konnte nicht anders. — Ich habe keinen Abschnitt, sondern einen Durchschnitt meines Daseins erlebt und Freude wird mir nun schwer, ausgenommen die wissenschaftliche im Lernen und Schaffen. Aller Verlust voriger Menschen gleicht dem letzten nicht und meine Sehnsucht wächst peinlich. Nicht über ihn brauch' ich Trost, sondern über das Entbehren seiner Liebe. Indeß hab' ich doch die Kraft, stets, wenn ich will, den zersetzenden Gedanken an ihn abzuweisen, der mir bei jedem griechischen Buche, ja, bei dem Worte Philolog an die Brust springt; aber hören und sehen von ihm kann ich schwer. — Und damit genug! —
Meinen Körper beschützt der milde Winter, aber noch immer kein zuträglicher Wein. Ich überarbeite noch den dritten Band des Kometen. Das starke Buch über die Unsterblichkeit fordert Anstrengungen, die ich nur im Sommer meiner Gesundheit absinnen darf, weil ich bei dem Überblick von dreißigjährigen Arbeiten gefunden, daß diese überall in alle Tiefen der Philosophie eingreifen. Aber tausend nassen, oder dunkeln Augen werd' ich ganz neue, lichte Stellen und Reiche im künftigen Lande des Seins mit Kühnheit zeigen können. — Gott lohne Dir Deine Mühe um den Ge-

schiedenen, diese höhere Leichenbegleitung. — Nur ein Parzen- und Furien-Verein von Menschen und Umständen konnten eine so fest gebaute Natur, wie seine, zwischen Sargbrettern zersägen. — Welches Neujahr soll ich Euch allen wünschen? Nur eines, das auch nicht die fernste Ähnlichkeit mit dem meinigen hat.

[Bayreuth, den 19. April 1822.] So schreib' ich meinem unvergeßlichen Voß in diesem Jahre zum ersten Male. — Andern geb' ich auf die schönsten Briefe keine Antwort. Die Hauptsache ist: Nachmittags bin ich zu keiner schreibenden Tätigkeit recht aufgelegt; am Vormittage, wo ich eben Dir schreibe, benutz' ich sie zum Fortschieben meines Kometen. Meinen Körper hab' ich durch meine Heilkünste wieder zum Ertragen echter Weine und der Arbeit ziemlich hergebessert. Im Mai reise ich nach Dresden. Aber mein Rhein und mein Kreuznach sollen darum nicht meinem Herzen und meinen Augen abgeschnitten bleiben. Ich habe jetzt das Recht, auch einmal anders zu weinen, wenn es noch möglich ist. — Lasse mich heute nichts nennen; denn mein Schmerz wird ohnehin jeden Tag jünger. Und so ergeh' es denn Dir recht froh, Du mein geliebter und ungetrübt fortschimmernder Abendstern aus dem versunkenen Heidelberger Frühling. Ich liebe Dich sehr, mein Heinrich!

Jean Paul an seine Frau. [Dresden, den 8. Mai 1822.] Ich bin am fünften mittags unter glänzendem Himmel angekommen. Nach langer Zeit vereinigte sich einmal ein blauer Himmel mit blauen Bergen. — Das Wiedersehen Deiner Schwester Minna war ein Sturm der Lust . . .

Deine liebende und gebende Seele würde recht froh über mein Zimmer sein, welches unter allen Zimmern, die ich je bewohnt, das mir am meisten zusagende ist und alle meine Reiseträume erfüllt. Mitten im Grünen und in den fernen Gebirgsumkreisen, und eine halbe Stunde von der Stadt und mit den Fenstern nach drei Sonnengegenden, und so luftig und hell und kühl, und neben der Chaussee und sogar mit einem Gärtchen und mit allen mir nötigen und lieben Möbeln; selig lieg' ich am Morgen auf meinem Sopha und auch abends vor der Sonne — ich mag kaum ausgehn.

Und dabei die freundliche Hausfrau, die mir sogar das Trinkwasserpumpen abnehmen will, und die heitere, aufmerksame, willige Magd, und das Schönste, was mir wieder das Idyllenleben in Erlangen und ein wahrhaft rheinisches Glück zuteilt, die Nähe unserer Minna und ihres Mannes, den ich immer mehr lieben und schätzen lerne und der weit mehr innern Reichtum verbirgt als zeigt.
Und damit gut! Gott wollt' es, ich sollte diesmal leis' innerlich und prunklos ein wenig froh sein.
[Den 28. Mai.] Schon mehrmals war ich bei der edlen aber kranken Elisa von der Recke. Als sie mich vom Kanapee ans Fenster zum Sehen ihres Gartens sandte, stand sie auf und kam mir nach und war den ganzen Abend kräftig. Sie zeigte mir das Bild ihrer Mutter, „ein schönes Kind von zehn Jahren". — Von der Herzogin von Kurland erzählte sie viel und wie diese sich in ihrem langsamen Hinsterben von Tönen umgeben ließ; der Finger schlug leise den Takt, und leise sang sie mit bei Pergolese's Gesang ...

Karl Förster erzählt [in seinen „Skizzen", 1846]: Sonntag, den 5. Mai 1822. Ein Spaziergang, den ich am Nachmittag mit Luise und den Kindern unternommen, führt auf dem Heimwege in der Königsstraße uns einen Fremden entgegen, dessen Erscheinung — durch eine unleugbare, aber wohltuende Genialität, die sich in den kräftigen, wohlwollenden, Geist verkündenden Zügen ausspricht — den Blick festhält. Ich weiß nicht, welcher Seelenimpuls Luisen den Ausruf auf die Lippen führte: „Es ist Jean Paul!" — den sie nie, ja nicht einmal im Bilde gesehen. Aber der Fremde war wirklich Jean Paul, der nach jenem Ausruf sich freundlich grüßend zu uns wendet, alten Freunden zu begegnen meinte und, als dieser Irrtum schnell gelöst war, „die Art der neuen Bekanntschaft" ganz „nach seiner Weise fand". Darauf erzählte er, daß er eben hier angekommen, im Gasthof abgestiegen sei und nun die Schwester seiner Gattin aufsuche, welche für ihn ein „Lenzhäuschen" gemietet habe. Er war ganz Freude und Heiterkeit und sagte: „Es fängt in Dresden gut an; kaum unter dem Wagenhimmel hervor, sehe ich über mir, was immer ein gutes Zeichen,

den reinsten blauen Himmel, und bei den ersten Schritten in der schönen Frühlingsstadt fallen mir Freunde zu; denn Freunde sind wir und bleiben wir; das ist ein Maiensonntag! Solange ich in Dresden weile, sehen wir uns viel, ja täglich." Er begleitete uns bis an unser Haus (neben dem Japanischen Palais), reichte uns zum Abschied mit sanften, lieben Worten die Hand und küßte herzlich die Kinder ...

Schon der nächste Mittag führt uns mit dem lieben Fremdling an der Tafel seiner würdigen Freundin, Elisa von der Recke, zusammen; es waren nur wenige der nächsten Freunde geladen. Jean Paul war anfangs still, er richtet sein Wort meist an die Frauen, wo er heiter, in jeden Scherz eingehend, die Unterhaltung belebt; um die Männer scheint er sich wenig zu kümmern. Ich kämpfte mit ihm über Goethe, den er mir nicht hoch genug, über W. Scott, den er zu hoch stellte ...

Jeder nächste Tag gibt uns die Freude des Zusammenseins mit dem neu gewonnenen Freunde, welcher in rührender Herzlichkeit sich uns angeschlossen ... Neulich trat er aus einer großen, glänzenden Gesellschaft, wohin zu gehen wir uns erst rüsteten, ganz erwärmt ein. „Ich komme als Flüchtling", sprach er heiter, „und bitte in dieser lieben Häuslichkeit um einen Bissen Brot und um ein gekochtes Ei. Als ich dort eintrete in die geschmückte, vornehme Welt — es waren sogar einige mir liebe Fürstinnen darunter — richtet sich jeder Blick auf das Wundertier, und jeder meint, mindestens einen Göttersprüch von ihm zu empfangen. Der arme Angestaunte, in seiner ordinären Menschennatur, wird durch sein Verstummen den Erwartungsvollen nun erst zum Wunder und läuft endlich dem schönen Kreise unmutig und ungerecht davon. — Schon der Nachmittag", fuhr er lachend fort, „hatte seine Schicksale. Ich war im Großen Garten, sitze ganz still unter einem der Bäume, da stürmt plötzlich eine Dame mit den Worten auf mich ein: „Nur ein Ton, ein Ton von Ihren Lippen!" Darauf zieht sie mich gewaltsam an einen Tisch, wo ihr Sohn sitzt, gibt mir eine Biographie ihres Hundes und eine lange Geschichte ihrer Krankheit, bis endlich der vorüberfahrende Malsburg mich in seinen

Wagen rettet, dann auf der „Ressource" einführt, wo ich die bis jetzt in Dresden entbehrten Zeitungen lese." Er klagte, daß er hier so wenig arbeite und „nichts von sich gebe und nichts in sich aufnehme" ...

[29. Mai.] Der Freund hatte für den heutigen Abend schon gestern sich angemeldet und scherzhaft hinzugesetzt: „Laden Sie dazu dreihundert Jungfrauen und drei Männer, mich mit eingerechnet. Gehe ich in Gesellschaft," sprach er weiter, „will ich mich erfreuen, erholen, nicht kämpfen und streiten und wissenschaftliche Probleme lösen. Sitzen wir Männer ohne die milden Frauen beisammen, dann gibt es leichtlich Krieg; das läßt sich an der heitern Mittagstafel ertragen, aber in den Abendgesellschaften soll mir Geist, Milde und Anmut begegnen, wenn's mich erfrischen soll." Freundinnen und nähere Bekannte unseres Hauses fanden sich in den Abendstunden ein; zwölf liebenswürdige weibliche Wesen, geschmückt durch Anmut, Schönheit und Geistesbildung. Nur zwei der nächsten Freunde — Breuer und Vogel — hatte ich dazu geladen, und so wurde dem im Scherz ausgesprochenen Wunsche des Freundes auf das heiterste begegnet. Er trat staunend ein, und sein kindliches Wesen zeigte sich auch darin, daß er anfangs fast stumm unter den Frauen stand und nur zufrieden lächelte und beglückt um sich schaute in dem holden Kranze, bis er endlich mutig drein sprach. Auch die Mädchen standen erst stumm vor dem geistigen Koloß, selbst Klotilde von Nostiz, Therese von Pfister wagten nicht zu sprechen; doch war bald Leben in dem schönen Kreise, und der verehrte Gast war heiter und anspruchslos wie immer. Er hatte mehrere Male geäußert, daß er von Frauen nur den Taufnamen zu wissen begehre. Als nun die Hausfrau dem Gaste die Freundinnen vorstellte, nennt sie nur deren Vornamen; dieser, in den Scherz eingehend, wiederholt die hübschen Namen und sagte: „Ihr Wohlklang ist die Musik zu dem schönen Gedicht, das ich vor mir sehe; aber", fuhr er fort, „dieser seltene Strauß ist so schön und interessant, daß man zu wissen begehrt, auf welchem Boden die holden Blumen erwachsen." Worauf denn nach und nach ihm nähere Kunde wurde. Die Männer geleiteten später den teuren

Gast heim und Breuer, wohl bewandert in der Sternkunde, vertiefte sich mit ihm in ein geistvoll Gespräch über diese Wissenschaft, wobei Jean Paul eine umfassende Kenntnis entwickelte und zugleich ein hohes Gefühl für den erhabenen Gegenstand.

[Juni.] Der Schluß des Monats hat noch nicht die Feste geendet, die dem lieben Fremdling geboten werden. In dem gastlichen Hause von Fr. Kuhn ist ein heitres, sinnreiches Fest ihm bereitet; der nächste Abend vereinigt uns wiederum bei Graf Loeben, der mit wahrhaft kindlicher Liebe Jean Paul ergeben ist. Loeben bewohnt ein kleines Haus im italienischen Dörfchen, das in seinem prunklosen Schmuck, umgeben von einem hübschen Garten, der jetzt in der herrlichsten Rosenfülle prangt, einem heitern Idyll gleicht. Nur wenige Freunde waren gegenwärtig, und da der Abend überaus mild und schön, blieben wir bis 1 Uhr im Garten. Jean Paul, der sich einfachen, natürlichen weiblichen Wesen immer mit erhöhtem Interesse zuwendet, fand herzlichen Gefallen an der jungen Nichte Loebens, Gräfin Preßler, einem ganz einfachen, liebenswürdigen Landmädchen. Es war rührend, wie der alte Mann gleich einem Jüngling sich an der jungfräulichen Anmut des Mädchens erfreute und den Kranz von Rosen, den sie flocht und in süßer Unbefangenheit ihm reichte, mit Seligkeit dahinnahm. — Wir gehen in der schönen Mondnacht langsam über die Brücke heim, ich geleite den Freund zu seiner Wohnung; ein lebhaftes Gespräch über Kunst hatte uns auf dem Wege erwärmt; über diesen Gegenstand konnten wir uns nicht einigen, und so hoch ich ihn in Hinsicht des Gemüts und des Gefühls stelle, so wenig kann ich mit seinem Kunstsinn mich befreunden. Staunenswert bleibt es, daß er nicht zu bewegen, unsere Galerie zu besuchen; „ich sehe", entgegnete er meinem Vorschlag, „von den besten Werken überall Kopien, und so läßt sich jenes entbehren." . . .

[11. Juni.] Der Aufenthalt in Dresden, welches er morgen verlassen wird, hat ihn voll befriedigt; dennoch sehnt er sich heim. Er wollte von seinem jüngst verlorenen Sohn sprechen, aber eine so tiefe, ergreifende Wehmut bemächtigte sich seiner, daß er es nicht

vermochte ... Er sagte noch manches liebreiche, segnende Wort. „Abschied", setzt er hinzu, „nehmen wir morgen."
Des andern Tages, nachmittags gegen 2 Uhr, hielt sein Reisewagen, den seine treffliche Gattin ihm aus der Heimat geschickt, vor unserer Tür; ich eilte hinab, ihm noch einmal die Hand zu reichen. Er war sehr gerührt und weinte; „dankt", sprach er mit bewegter Stimme, „den lieben Dresdnern, ihre Liebe gab mir reiche, schöne Tage! Grüßt alle, Tieck zuerst und zuletzt!" Auch ich war tief bewegt. Fahre glücklich, guter, reiner, kindlicher Mensch!

Professor Heinrich Voß-Heidelberg an Jean Paul. [Voßens letzter Brief an Jean Paul, am 20. Oktober starb er im dreiundvierzigsten Jahre seines Lebens. Heidelberg, den 10. August 1822.] Ich Böser mit meinem Schweigen! Aber ich bin gar nicht, wie ich sein soll, zu nichts aufgelegt, am wenigsten zur Freude. Eine große Mattigkeit sitzt in meinem Körper, kein Hunger, wenig Schlaf, Ekel gegen Fleisch, keine Lust am Wein usw. Dagegen trink' ich meinen Krug Bier mit Brot und Zucker nachmittags mit wahrer Gemütsfreude. Arbeiten kann ich wenig, und das wäre schon gut, wenn das Faulenzen nur behagen wollte! — Nun, es wird gut werden, nur Geduld. Ich reise nach Kreuznach, sobald die Ferien da sind, und da hol' ich mir neue Lebenswärme ...

Jean Paul an den Buchhändler Reimer in Berlin, der, erfreut über die gute Aufnahme, die Jean Pauls neuer Roman Der Komet allenthalben fand, dem Dichter eine Erhöhung des Honorars angeboten hatte. [Bayreuth, den 16. November 1822.] Verschonen Sie mich mit dem Surplus-Honorar ...
Nun ist meinem dürftigen Lebensspätjahre auch mein Voß genommen, und auf dem kurzen Wege, den ich noch über der Erde zu gehen habe, kann mir kein Freund mehr begegnen, von solcher überschwenglichen Liebe, von solcher fast weiblichen Anhänglichkeit an mein Herz. Noch die letzten, matten, dämmernden Stunden mühte er sich an der Korrektur des Kometen ab, und ich konnte ihm nichts dafür tun und geben, dem bis in den Tod treuen Herzen ...

Aus Jean Pauls unvollendetem Vita- [Lebens-] Buch: ... Was sonst das Schicksal mit einem Gulden oder einem Mädchen für mein Paradies tun konnte, kann es jetzt nicht mit Millionen und mit der größten Schönheit tun ... Andere wurden durch Reichtum verwöhnt, ich durch Armut; ich will immer meine alten Hoffnungen auf ein sparsames Mahl, auf eine Geliebte, meine alten Bergfreuden in Hof wiederhaben, kurz meine Phantasien. Wäre freilich damals in die Armut zuweilen ein goldener Tropfen gefallen, er hätte alles erleuchtet; ich sage zuweilen.

Jean Paul an Frau Ernestine Voß in Heidelberg. [7. Februar 1823.] Verehrteste Frau! Eher als heute konnt' ich nicht an Sie schreiben, aus Schmerz. Denn mehr konnt' ich, wenn ich die Meinigen abrechne, nicht verlieren, als durch das Dahingehen meines Heinrichs, dem ich schon die Fürsorge [für den schriftstellerischen Nachlaß] übertragen hatte. Ach, er und mein Max liegen in meiner Seele in einem Sarge, denn ich weiß, wie beide lieben konnten. Wie viele andre Kräfte Ihr Heinrich auch hatte, eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johanneskraft der Liebe. Auf der Erde erwart' ich niemand mehr, der mich zum zweiten Male so liebt, und so darf wohl noch mancher von sich sagen ...

Jean Paul an seine Frau. [Erlangen, den 26. August 1823.] Um siebeneinhalb Uhr, meine gute Karoline, kam ich aus der Schwüle in der Kühle an. Das Mitfahren meiner geliebten Emma tat mir recht wohl; aber nachmittags, wo mein Herbst ist, wäre es mir noch nötiger gewesen als am Morgen, wo mein Frühling ist. In Streitberg fand ich den kindlichen Schubert samt Familie. — Der Abreisende denkt in seiner alles verlängernden Einsamkeit weit öfter an seine Zurückgebliebenen als diese an ihn in ihrer zeitabkürzenden Alltäglichkeit. Lebe recht wohl, mein geliebtes Herz. [Nürnberg, den 30. August 1823.] Erst gestern mittags kam ich hier an. In Erlangen besucht' ich erst Mittwoch abends Schelling, dessen gefällige Frau mit Thee traktierte. Er war voll Liebe gegen mich, kann mich aber nicht befriedigen. Donnerstag war ich bei Kanne in seinem Schwitzzimmer (gegen seine Gicht). Eine edle

herrliche Physiognomie! Der äußere Kopf hat durch sein Christentum gewonnen, was der innere verloren. Mit herzlicher Liebe empfing er mich. Mitten in seiner Heiterkeit bringt er seine theologischen Schafóhrchen ruhig hervor, z. B. gegen seinen Arzt, „daß die Arznei garnichts helfe, sondern nur der von oben". Auf Einwürfe hören die Öhrchen garnicht. Er zeigte mit wahrer freundlicher Liebe auf mein Herz und sagte, „er verlasse sich auf dieses, und es werde schon noch werden" (nämlich kannisch). Ich versetzte, „grade mit dem Alter käm es immer weiter ab". Er: „Am Ende werden wir schon sehen." Ich: „Hinter dem Ende!" Wir könnten recht gut und froh zusammenleben jahrelang, aber ohne daß der eine dem andern das kleinste Steinchen verrückte.
Großen Freudenglanz hab' ich bis jetzo nicht erlebt und hoffe auch hier nicht die Hälfte des frühern vor Jahren, eher Unfälle. Mein Alter macht mir das Reisen immer leerer, sogar die schönen Naturtage genießt man — den Weg abgerechnet — zuhause besser.
[Den 7. September 1823.] Das arme Hof! Noch immer lodern die grausenhaften Flammen vor mir, die leider! bis zu Otto und bis nach München hinüberschlagen. Wenn man an sich Einzelnen bei einem solchen Jammer denken darf — aber man darf's, da ja die Not doch nirgends wohnen kann als in Einzelnen — so denk ich daran, daß mir nun zum zweiten Male alle Baustätten meiner Jugend und Vergangenheit abgebrannt sind, in Schwarzenbach und in Hof, und ich habe nun nichts mehr, wenn ich dahin komme, zum Wiedersehen und Erinnern; die Jugend ist zweimal vergangen. Wollen wir uns einander recht lieb haben, meine Karoline; das Leben ist so kurz, so wechselnd, so baufällig! . . .

Jean Pauls Tochter an ihre Mutter. [Nürnberg, den 1. September 1824.] Geliebte Mutter und Odilie! Seit Mittag sind wir hier. Alles geht gut bis jetzt. Der Vater ist wohl und heiter, besonders tat ihm gestern das Fahren im Grünen wohl und machte ihm dadurch wieder Lust zum Reisen, das für Geist und Körper wohl die beste Kur wäre. In Erlangen kamen wir spät an; die Hitze war außerordentlich. Dr. Reisinger kam heut früh um acht Uhr. Er findet nun alle Zeichen des Grauen Stars und war

darüber ordentlich froh; den Vater aber verstimmte die Nachricht ein wenig. Für uns alle ist jedoch sie angenehm, da man einer bestimmten Heilung nun gewiß ist.
Hier wohnen wir im Bayrischen Hof in einem kleinen einfenstrigen Zimmer im dritten Stock; alles ist besetzt, aber das Stübchen freundlich und bequem. Der arme Vater hat aber keine Unterhaltung (bei Tisch) außer meine spärliche; eine so schweigende, höchstens murmelnde Gesellschaft ist etwas Erbärmliches.—Der Vater küßt und grüßt Euch tausendmal, er kann nicht mitschreiben . . .
Jean Paul an den Philosophieprofessor Köppen in Landshut. [Bayreuth, im April 1825.] Verdrießlich ist's in jedem Falle, wenn man, nachdem das Beste in uns reif geworden, z. B. der Verstand, noch darauf warten muß, bis noch etwas Schlimmes auch reif wird, der Graue Star. Und der ist's jetzt in meinem linken Auge und macht sogar Anstalten, im rechten ein Stärchen auszubrüten. Auch Retinaschwäche befällt oft die Augen, sodaß ich für ein hiesiges Leben Fegfeuer genug habe — wovon auf dieses Papier ein gelber Widerschein fällt — indem ich mich durchaus nicht an das Diktieren gewöhnen und nur sehr mühsam aus fremdem Vorlesen — bei der Schnelle und Viellautigkeit meiner Lektüre — schöpfen kann.
Nun bitt' ich Sie, hochgeschätzter Herr Hofrat, um eine Nachricht, von welcher der verschwiegenste Gebrauch gemacht werden soll, nämlich über den Professor Reisinger, der lange in Ihrer Nähe lebte und operierte. Ich lernte ihn in einer halbstündigen Unterredung als einen reichen, hellen Kopf — obwohl ein bischen der streitenden Professorkirche zugetan — kennen. Nun ist die Frage, ob seine Hand so gut ist wie sein Kopf und ebenso glücklich Licht gibt, als dieser hat. Dies ist meine Frage und Bitte an Sie.
Ach, ich möchte so gern und so warm mein geliebtes Werk über die Unsterblichkeit gar vollenden und die Sonne durch den Brennspiegel näher rücken — und immer fährt Gewölk über den Spiegel! Antworten Sie bald.
Ich grüße und umarme Ihre liebe Gattin mit der Liebe, als hätten meine Augen nur eine Erosbinde um.

Jean Paul an den Medizinalrat Kapfer in Nürnberg. [Bayreuth, den 1. November 1825.] Leider droht zu meinem Augenübel ein ganz neues, nämlich eine Art Unterleibswassersucht, welche grade mit Mitteln bekämpft werden mußte, die den Augen schädlich waren, z. B. mit bittern. Dadurch und durch die allgemeine Schwächung der letzten Wochen, vermittelst der Witterung, sank mein rechtes Auge beinahe bis zur Grauheit des linken herab. Brillen scheinen eher zu verdunkeln als zu erhellen. Die bella donna scheint wenig und kurz zu helfen. Was raten Sie mir nun als Augenmeister zu tun, da in dieser Jahrzeit und bei den Verhältnissen meines Körpers an keine Kur zu denken ist? ...

Jean Pauls Frau an Hofrat Jung in Frankfurt a. M. [Bayreuth, 5. Oktober 1825.] ... Nach einem leidlich durchbrachten Winter hoffte ich so viel von dem Sommer, aber wider alle Erwartung sahen wir ihn von Monat zu Monat schwächer werden. Die Augen, die früher der wichtigste Punkt seiner Existenz für uns waren, stehen jetzt im Hintergrunde, zumal es entschieden ist, daß ein heilbarer grauer Star sich unaufhaltsam fortbildet und seine Reife auf dem linken Auge im kommenden Frühjahr stattfinden kann, wenn der Allgütige ihm das Leben erhalten wolle. Aber, ich muß es Ihnen sagen, seine Lebenskräfte schwinden sichtlich. Eine außerordentliche Abmagerung des Oberleibs und eine seit vier Wochen überhand nehmende Geschwulst des Unterleibs und der Füße verraten nichts Gutes. Der treffliche Mann wurde schon seit Jahren von einer oft wiederkehrenden Diarrhöe gequält, die sich aber seit dem Monat Juni so eingenistet hat, daß man fürchten muß, sie bedeute eine größere Schwäche der Eingeweide, als man gewöhnlich bei solchen Übeln vermutet ... Daß ich mit meinen Kindern nur in der aufmerksamsten Pflege einigermaßen Beruhigung finden kann, werden Sie begreifen. Diese teuren Minuten, die das Schicksal uns noch gönnt, ihn zu haben, eifersüchtig zu benutzen, ist seit einem Jahre mein Bestreben, und so haben wir in ununterbrochener Nähe um seine Person die innigsten gegenseitigen Mitteilungen uns gewähren können, die früher in unserer ganzen Ehe wegen seines isolierenden Arbeitens nicht

statt hatten. Welch ein Genuß für mein durch die teuersten Verluste vom Leben abgewandtes Gemüt, meinem Mann durch Unterstützungen allerlei Art wahrhaft nützlich sein zu können und das mit der rührendsten Liebe und einer zu herablassenden Dankbarkeit erkannt zu sehen! Es waren selige Minuten, die an Gehalt alles übertrafen, was der Jugendzauber der enthusiastischen Liebe nur gewähren kann, denn es war festes, sicheres Gefühl.

... Ein unendliches Glück ist es, daß der Teure gar keinen Gedanken der Gefahr hat. Noch arbeitet er täglich an der Vollendung seines Buches über die Unsterblichkeit, allein es ist sichtlich, wieviel Anstrengung es ihm kostet. Durch Vorlesen und Gespräche suchen wir ihn davon abzuleiten, so geht der Morgen hin. Nachmittags geht er zu mir herüber, und es sind die behaglichsten Minuten, die ich mit meinen beiden Töchtern ihm gewähren kann. Seine Wünsche gehen nicht weiter hinaus als nach dieser ungestörten Ruhe, und so ist er oft unglaublich heiter. Jacobi, Herder, die Schriften von Herbart und Kästner hört er mit unvergänglichem Interesse an, oft auch etwas Ästhetisches. Überraschend ist immer noch im Gespräch mit interessanten Fremden, wie z. B. Schelling, sein Scharfsinn und sein unversiegbarer Witz. In solchen Minuten täuscht er selbst meine bange Furcht durch den Glauben, eine so kräftige Natur könne sobald nicht untergehen.

Richard Otto Spazier, der zweiundzwanzigjährige Sohn der Dresdner Schwester von Jean Pauls Frau, der nach Bayreuth gekommen war, um an der Herausgabe von Jean Pauls Sämtlichen Werken mitzuarbeiten, erzählt in seiner Schrift „Jean Paul Friedrich Richter in seinen letzten Tagen und im Tode":
Am Abend des 24. Oktober 1825 trat ich zu ihm in seine Studierstube. Alles war im Zimmer noch wie sonst; nur auf dem Arbeitstisch schien nicht mehr die streng ordnende Hand zu walten — die Fenster waren mit grünen Vorhängen verhangen.

Der Lichtschirm auf dem Tische verbarg mir ihn bei meinem Eintritte einen Augenblick; — ich trat herum — und tiefe Wehmut erregte mir sein Anblick. — Der sonst so kräftige, einer fast herkulischen Natur sich erfreuende Mann, der früher, ehe noch die

Schneeglöckchen unter der vor dem nahenden Frühling sich lösenden Eisdecke des Winters hervorgekommen, stundenlang im Freien gearbeitet, lag in einem Pelzüberrock auf seinem Sofa — das Gesicht seltsam verlängert— der sonst so starke Körper in den oberen Teilen zusammengeschwunden — mit erlöschenden Augen — die Füße mit Kissen bedeckt. — Innigst bewegt über ein solches Wiedersehen und darüber, daß ich jetzt schon wiederkommen mußte, ihm die jungen Kräfte und Augen zu leihen, reichte er mir die Hände entgegen — und mit dem gerührtesten Ton seiner Stimme rief er, mich suchend, „wo denn?" — „Der Himmel", sagte er dann, „straft mich jetzt mit doppelten Ruten — und die eine (Augenschwäche) ist bereits zu einem tüchtigen Knüttel geworden — aber es wird schon wieder werden! — Ach, wir haben so viel miteinander zu reden — aber wir haben ja auch nun tausend Stunden, wenigstens Minuten." — Leiser und langsamer war seine Sprache geworden, und tief drang jedes Wort ins Herz, wenn er von seinem Zustande und seinen Hoffnungen, von den Freuden der nächsten Gegenwart und von dem, wie wir miteinander leben, tun wollten, sprach. Unendlich schienen ihn diese vorläufigen Bestimmungen und Beschreibungen zu erquicken — und unbehaglich sagte er sein: „schon?" — als spät die um ihn besorgte Gattin mich abrief. — Was ich indes an diesem Abend noch von den Seinen über ihn vernahm, mußte das schmerzlich bewegte Herz noch tiefer verwunden. — Wohl war sein Leben in allen seinen geistigen Bestandteilen noch unverändert wie in seinen glänzendsten Tagen; ungeschwächt das ununterbrochen gewohnte Bedürfnis nach den höchsten geistigen Beschäftigungen — nach Mitteilungen von geistreichen Menschen — aus den gediegensten Schriften. Immer noch wie sonst erging er sich gern mit andern in den allgemeinen großen Ideen der Welt- und Menschengeschichte — ebenso lebendig war noch das Wohlgefallen an Beobachtungen über die Ursachen und Beziehungen jeder psychologischen Erscheinung. — Aber allmählich immer sichtbarer zeigte sich ein Aufhören seiner sonst so unendlich großen Teilnahme an den kleinern Dingen der Außenwelt. — Und wem die ganze Bedeutsamkeit seiner innersten Natur, wie

sie in den kleinern Kreisen des täglichen Lebens unverkennbar sich aussprach, tiefer aufgegangen, der mochte dieses Zeichen nicht mehr aus einem momentan kränklichen Zustande des Körpers zu erklären wagen. Bei einem Menschen, der vorher immer die kleinsten Gegenstände in seinen Hausvorräten, wie die geringsten Gegenstände in den meisten Wissenschaften, jeden kleinsten Vorgang in seiner Familie, wie die politische und wissenschaftliche Lage der Völker und Zeiten mit derselben Schärfe und Umsicht zu überschauen gewohnt war, war das bei der sonst in allem sich so gleich stark erhaltenden Geisteskraft dennoch steigende Aufgeben der kleinern Dinge aus seinem Beobacht- und Wirkungskreise ein langsames Zurückziehen der Seele in die feinern innern Organe, wodurch sie ihr baldiges Dahingehen anzeigte.
Schon frühmorgens aus dem ihm bei Anbruch des Tages verhaßten Lager in sitzende Stellung auf seinem Sofa verlangend, war er in den nächstfolgenden Tagen so tätig und geistesstark, hatte so viel energische Plane für die Zukunft, daß der Eindruck des ersten Wiedersehens einem sorgloseren Sinne, der den größten Teil des Tages über kaum der Kränklichkeit des Greises sich bewußt wurde, Platz machte. Mit der größten Fürsorge räumte er mir den kleinen Tisch am Instrument, den früher seine Vögel bewohnt, ein, und nun harrte er jedesmal fast mit Ungeduld der Stunde, die er zur Morgenarbeit bestimmt hatte. Schon am ersten Tage vermochte ich ihn zur Aufzeichnung des vollständigen Plans, nach dem die Sämtlichen Werke dargeboten werden sollten, und weit eher, als er es für möglich gehalten, konnte zu den Verbesserungen der einzelnen Schriften selbst geschritten werden. Ich las ihm vor, er schob seine Änderung gleich selbst ein, oder ich machte da, wo ich nach seinem Plane eine für passend hielt, durch Anhalten der Stimme ihn aufmerksam. Mit großer Milde und Duldsamkeit ließ er sich Vorschläge machen, erwog, tadelte, lobte, verwarf. — Das unerwartet schnelle Vorrücken, die Beseitigung von Schwierigkeiten, das gleichsam geistige Wiederholen seines ganzen Lebens erhob ihn in diesen Stunden weit über die traurige Gegenwart . . .

So kam er nachmittags aus seiner Studierstube in das Wohnzimmer seiner Gattin, in der ersten Zeit noch geführt und gestützt auf seinen Rosenholzstab, späterhin gefahren auf einem mit Rädern versehenen Sessel, und sobald mußte das Vorlesen beginnen. — Wie er schon seit dessen erstem Auftreten das Streben des Philosophen Herbart in Königsberg mit Aufmerksamkeit verfolgt, später immer mehr die Klarheit, Tiefe und Originalität seiner Schriften geschätzt, so verlangte er auch jetzt immer zuerst nach Herbarts Psychologie. Stundenlang folgte er hier mit der gespanntesten Teilnahme dem Vorlesen über die Deduktion des Selbstbewußtseins, bis er, durch das zu angestrengte Denken ermüdet, anfangs andre Bücher begehrte, später aber von einem leichten, immer häufiger und anhaltender sich einstellenden Schlummer überfallen wurde, so daß nach einiger Zeit dieses Buch ganz beiseite gelegt werden mußte. Auch hier war die Erinnerung des Zustandes seiner Seele in weit zurückliegender Vergangenheit ihm so klar, daß er bei dem Kapitel über das erste Bewußtwerden des subjektiven Daseins im Kinde, dem sich bildenden Gefühle des Ich, mit großer Freude und Lebhaftigkeit von dem Augenblicke erzählte, in welchem ihn als Knaben zuerst dies Gefühl plötzlich wie ein leuchtender Blitz durchdrungen, und genau den Ort und die Umstände, in denen er sich dabei befunden, beschrieb, z. B. daß er gerade in der Haustüre in Joditz gestanden usf. Oft schien ihn später, selbst als er eingeschlummert war, die Idee, welche ich in dem Augenblick gelesen, in welchem ihn der Schlummer übermannte, während des Schlummers seltsam zu beschäftigen. Denn er sprach zum Erstaunen aller beim Erwachen wieder über dieselbe, als ob er lange und tief über sie gesonnen. Später war dies auch bei andern Dingen immer häufiger, und oft, wenn stundenlang um ihn, der im tiefen Schlafe von allem nichts zu vernehmen schien, gesprochen wurde, weckte eine von jemandem hingeworfene Idee, eine komische, seltsame Bemerkung ihn plötzlich und machte ihn lange über dieselbe sprechen. So einmal, als ich, trotzdem daß er eingeschlafen war, versuchsweise lange in seinen Exzerpten fortlas, richtete er sich plötzlich bei der vorkommenden naturhisto-

rischen Bemerkung, daß die Hunde ihren Schwanz immer auf der linken Seite trügen, nie auf der rechten, auf und sprach lebhaft über diese ebenfalls von ihm oft gemachte Beobachtung und seine darüber angestellten Betrachtungen.

Das Buch, das er jedesmal begehrte, wenn ihn der Herbart zu ermüden angefangen oder er sich durch den Schlummer, in den er verfallen, wieder erholt hatte, waren Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ... Aus dem zweiten Bande über die Organisation der Völker auf dem Erdball, dem er wieder lange aufmerksam zuhörte, häufig die geistreichsten Bemerkungen und Erklärungen einstreute, las ich ununterbrochen fort bis an den Tag seiner Auflösung, wenn auch täglich einige Seiten weniger. Mehrmals verlangte er außerdem mit großer Sehnsucht nach Herders Volksliedern, von denen dann die sanften lettischen Weisen ihm am wohlsten taten ...

War die Zeit der Lektüre vorüber, die gewöhnlich bis in den Abend hinein dauerte, so kamen, da er bis an die letzten Tage, in denen die Zeit für ihn ihre Bedeutung verlor, nur zur gewohnten Zeit zu Bett verlangte, die Stunden, ... in denen er an den lebendigen Lebensquellen um ihn, nicht an den in Gefäßen aus der Vergangenheit und Ferne ihm zugetragenen sich erfreuen wollte ...

Je mehr in seinen letzten Tagen eignes Schaffen und Lektüre ihn anzustrengen anfing, um so lieber hatte er mündliche Mitteilung und Unterredungen. Meine Aufgabe war es daher, ihm solche verschaffen zu helfen ... Gern ging ich auch, wenn er mich entlassen wollte, des Abends in die Harmonie und machte für ihn aus den Journalen Auszüge. Dabei mußte ich freilich schon froh sein, wenn ich nach stundenlangem Suchen zehn bis zwölf ihn interessierende wissenschaftliche oder komische Notizen gefunden hatte. Brachte ich dann so reichen Fund nach Hause, erntete ich gewiß Dank und Lob ...

Aber größer noch war seine und aller Freude, wenn einer oder mehre seiner Freunde kamen, wir alle dann um ihn herum saßen und nun durch vielseitigere Anregung noch verschiedenartigere Materien und Ideen im Gespräch abwechselten. Auch hier be-

herrschte er alles, blitzte mit seinem Wetterleuchten in die Reden hinein, ein Lichtfunke nach dem andern entsprühte ihm und sprang in die Hörer über . . .

Unter mehren Abenden will ich kurz einen herausheben, einen der erstern, an dem sein ältester Freund [Christian Otto] zu ihm gekommen war.

Wie immer ging anfangs das Gespräch von der Politik aus . . . .

Dann wurde erzählt, wie der König von Bayern nicht mehr wie sonst alles sich in München konzentrieren lassen wolle: — der Staat würde dadurch von den Kongestionen geheilt, die er bisher immer nach dem Kopfe gehabt hätte, sagte Jean Paul . . .

Bei der Erwähnung, wie besonders der Geruch so lange in der Erinnerung nachwirke, erzählte er den großen Eindruck, den der Geruch des allerschlechtesten Tabaks — Lausewenzel, sagte Jean Paul — auf ihn gemacht, da sein Vater, wenn er weggegangen, ihn als Kind oft eingesperrt und dann, wenn er wieder ins Freie gekommen, der Geruch des Tabaks der rauchenden Zimmerleute ihn empfangen habe . . . Hierauf entwickelte er sehr schön, wie durch den Geruchsinn, wegen der unbestimmten, dunkeln Empfindung, die er erwecke, das Romantische so sehr erregt werde. So habe Schiller besonders am Geruch der Rose sich erfreut, während Goethe, der Maler und Plastiker, mehr durch ihre Gestalt bewegt worden wäre.

In der allerletzten Zeit konnte er freilich immer weniger Anteil an den Gesprächen nehmen. Tief schmerzte ihn dies; rührend bat er deshalb oft um Verzeihung und um Erlaubnis, dem vor ihm vorübergehenden Fluß des Gesprächs bloß aufmerksam folgen und aus ihm trinken zu dürfen. Nur bei einzelnen Gegenständen, die ihn sehr berührten, äußerte er sich lebhafter. So sprach er an einem Abend, als die um ihn versammelten Freunde Bilder ihrer Reisen austauschten, darüber, daß er nie in seinem Leben das Meer erblickt, sich schmerzlich aus. Um so rührender ist mir die Erinnerung hieran, indem ich, von einer Reise aus der Schweiz zurückgekehrt, durch Schilderungen den Wunsch in ihm erregt hatte, in seinen alten Tagen doch noch auf den Rigi zu wallfahrten, von seiner

Höhe auf einmal die Natur in ihrer größten Erhabenheit und Schönheit zu schauen ...
Seine Augen erloschen gänzlich; — acht Tage vor seinem Tode war es tiefe, schwarze Nacht um ihn! — Ach, unter allen Schmerzen, die in den letzten Jahren sein Herz angefallen hatten, war dies der schwerste, dies der einzige, wobei er den tiefen Kummer seiner Seele nicht zu verbergen vermochte! ...
Fast alle Abende, wenn ihn der Tag erschöpft, verlangte er sehnsuchtvoll nach Gesang. Und wir gingen dann hinaus in die Nebenstube an das größere Instrument — von wo die Töne wie aus einer Ferne zu ihm hinschwammen — und von fernen Stimmen schienen sie dunkel zu kommen, die er aber dennoch erkannte und liebte. Er legte sich dann wohl auf das Sofa, das Gesicht gegen die Wand gekehrt ... Und kamen wir dann wieder herein, so fanden wir ihn aufrecht sitzend und selig in der Erinnerung an die Welt, die wir ihm wieder erweckt, und in den Zügen seines Gesichtes glänzten die Tränen des Dankes und der Rührung, die das erloschne Auge nicht mehr weinte. Vor allem ergriffen ihn die Stellen aus Schuberts herrlicher Komposition des Goetheschen Erlkönigs: „Du liebes Kind, komm, geh mit mir" und „Sie wiegen und tanzen und singen dich ein"; das ahnungvolle, heimliche, durch die Stimmen und die Begleitung durchtönende verheißne Glück lockte auch ihn mit magischer Gewalt zu einem verklärten schöneren Sein. Dann auch Zelters Lied des Harfners im Meister: „Wer nie sein Brod mit Tränen aß" und besonders die mehrstimmigen kleinen Volkslieder, wie „Soviel Stern' am Himmel stehen" usw.; auch wohl Goethes „Im Felde schleich' ich still und wild" von Zelter. So selig wiegten ihn diese Lieder ein, daß selbst über den Körper sich ein wunderbares physisches Wohlbehagen zu verbreiten schien und er besonders an einem Abende nicht genug die wonnige Empfindung, die er während des Singens gehabt, da ihm gewesen wäre, als hätte ihn jemand warm und weich zugedeckt — während doch niemand bei ihm gewesen war — beschreiben konnte ...
Einmal äußerte er, er habe das bestimmte Gefühl, daß er diesmal nicht sterben werde. Nur der Gedanke an eine lange Krankheit

war ihm sehr widrig. In Briefen sprach er immer nur von den Martern seiner Genesung, die ihn jetzt quälten, und von dem Frühlingswetter, das ihn ganz heilen sollte, und fast erzürnt war er, als jemand von ganzen Monaten sprach, während welcher er noch krank sein könnte. Oft verbarg er dem Arzte geflissentlich alle schlimmen Symptome und stellte ihm die verlebten Stunden ziemlich gut dar, wenn sie auch noch so elend gewesen waren, um nur von diesem die Zufriedenheit mit dem Fortgang der Krankheit aussprechen zu hören und sich selbst mit jenem zugleich zu täuschen. Indes so viel Schwierigkeit es früher machte, ihm irgendeine Medizin aufzudringen, und der Arzt erst lange Sitzungen und Beratungen mit ihm selbst darüber halten mußte, ehe er seine Genehmigung dazu gab, so ließ er jetzt fast ohne Widerrede sich jede neue Arznei vorschlagen und entwickelte immer hintennach selbst alle die Gründe, warum diese gerade für ihn gut sei, und auf welche Teile sie besonders wirken müsse. So ließ er sich in der ganz letzten Zeit ohne irgendein besonderes Gefühl Moschus eingeben, und wiewohl er selbst sagte: „Moschus gibt man eigentlich den Sterbenden" ...

Während die Töne des irdischen Gesanges beseligend in seine Nacht tönten, die Stimmen des Jenseits immer öfter zu ihm sprachen, die Seele fast nur im Ohre die Außenwelt deutlicher vernahm, mit dem Auge aber, dem der Blick auf die Erde versagt war, immer in sich selbst hineinschaute, bildete sie sich einen wunderbaren heiligen Tempel, ein Denkmal, das noch von ihr und ihrem großen Walten zeugte, als sie schon in die Töne der ewigen Sterne und der glänzenden Sonnen hinaufgeklungen war: Immer mehr vergrößerte und wölbte sich die schon vorher so erhabne Stirn, auf sie heraus schienen die Gedanken zu treten, um auf ihr sich dem Himmel entgegen zu sonnen. Kräftiger, schöner, feiner zeichnete sich die sanftgebogne Nase, der herrliche Mund, den immer die höchste lieblichste Milde umschwebte ...

Immer kleiner wurde die Zahl der Empfindungen und Eindrücke, die seine immer mehr nach innen fliehende Seele erreichten ...

Aber die Worte der Verehrung und Liebe aus Briefen taten seinem

Herzen wohl, dagegen hörte er der Rezension seiner Bücherschau im Literarischen Konversationsblatte mit wenig oder gar keiner Aufmerksamkeit zu, so sehr er sonst auf Rezensionen aufmerksam war und sich vor kurzem noch beklagt hatte, daß so wenig, weder Tadelndes noch Lobendes, über seine neuern Schriften gesagt würde ... Aber mit der innigsten Teilnahme und der größten Anstrengung folgte er den in einer einsamen schönen Morgenstunde ihm vorgelesenen Mitteilungen eines jungen Mannes, der noch das Glück hatte, vor dem geliebten Greise, der durch seinen Titan einst ihm Sonne in seine dunkle Klosterschule gebracht, die Wünsche und Hoffnungen seiner innersten Seele auszuschütten. Noch einmal erwachten da auch in ihm alle Plane und Aussichten für die Zukunft. „Du sollst sehen," sagte er zu seinem Christian, „du sollst sehen, ich will mit den Engeln ordentlich eine Menuett tanzen; man soll merken, daß man in der Welt noch etwas werden kann, wenn es auch spät ist." Dies geschah am 13. November. An diesem Tage hörten wir bald auf, miteinander zu arbeiten, weil er zu sehr ergriffen wurde ... Am Morgen des 14. Novembers kam ich zu ihm, seine Studierstube war leer: drüben saß er in der Wohnstube seiner Gattin auf dem Sofa; um ihn schon die Freunde und der Arzt. Wechselweise sah ich die Umstehenden und seine Gattin ihre Ohren dicht an seinen Mund halten, um ihn zu verstehen, weil seine Sprache so schwach und unverständlich geworden. „Guten Abend!" rief er mir entgegen, als er meine Stimme erkannte. Durch die beständige Nacht um ihn, durch das unregelmäßige Schlafen am Tag und das zeitige Aufwachen in der Nacht hatte er die Zeiten verwechselt, glaubte, es sei jetzt Abend, bestärkt in diesem Glauben durch den ungewöhnlichen frühen Besuch, der immer nur des Abends zu kommen pflegte ... Wohl las ich ihm dann, wie gewöhnlich, die Zeitungen, dann aus dem Herder. Aber er verlangte doch wieder vorzüglich nach dem Gespräch und den Stimmen der Seinen. Bald war die heiterste Unterhaltung angesponnen. Die vor kurzem in Baireuth stattgefundene Übergabe der Prinzessin von Lukka und die dabei vorgekommenen Zeremonien gaben den Stoff dazu ...

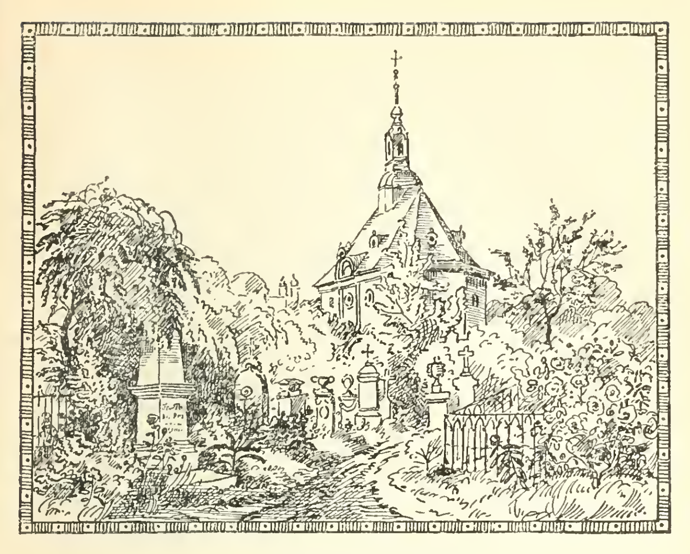
Der Mittag war unterdes herangekommen; er glaubte, es sei Nacht, und wünschte in sein Bett gebracht zu werden ... Bald darauf brachte seine Gattin ihm Blumen, die eine Freundin ihm gesandt, welche von jeher seine Tage zu verschönern gesucht. Er freute sich innig über das Bild von Blumen, das vor seiner Seele stehen mochte ... Kurz darauf sank er in einen tiefen Schlaf, fing in ihm immer mit den Händen nach der Bettdecke und suchte sie zu sich hinaufzuziehen.

Es war bald gegen 8 Uhr, seine Kinder hatten das Zimmer verlassen. Zu den Füßen des Lagers stand der Arzt; der Freund, die Gattin und ich saßen vor ihm; da ging der Atem langsamer, ein tiefer Zug — und er stand auf immer still; schnell ging über den Mund noch ein kleiner krampfhafter Zug — die tiefste Stille rings.

Jean Pauls Witwe an Hofrat Jung in Frankfurt a. M. [24. November 1825.] Sein edles Gesicht, welches im Leben sich schon so sehr verändert hatte, nahm im Tode einen Ausdruck von Ernst und tiefem Nachdenken an, als wenn er die großen Angelegenheiten der Schöpfung nun tief durchdächte, und diesen Ausdruck behielt er bis zum vierten Tage, wo er unter feierlicher Begleitung in die Erde zu seinem geliebten Sohne gelegt ward.



Jean Paul auf dem Totenbett



Jean Pauls Grab

Wilhelm Müller erzählt [in der „Zeitung für die elegante Welt", 1826, was ihm Frau Rollwenzel nach Jean Pauls Tode mitgeteilt hat]: Eine schattige Kastanienallee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da, wo er eine scharfe Ecke bildet und sich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirtshause halt, vor dessen Tür uns eine ältliche, wohlbeleibte kleine Frau, mit einem klugen und beredten Gesicht, in einer zwischen Stadt und Dorf schwankenden Tracht, wie liebe Bekannte begrüßt und zu sich herein ladet. Gute Alte, woran hast du es uns Fremdlingen abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in deine Schenke treten? Du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten; du führst uns geheimnisvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Tür und sprichst zu uns mit Tränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: „Das ist die Stube! Hier hat Jean Paul seit zwanzig Jahren fast tagtäglich gesessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet,

ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft gesagt: 'Herr Legationsrat, Sie arbeiten sich zu Tode! Schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus!' — Wenn ich manchmal um 2 Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: 'Herr Legationsrat, befehlen Sie zu speisen?' dann saß er da, die Augen rot und groß aus dem Kopfe heraussteheud, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. 'Gute Rollwenzeln,' sprach er dann, 'noch ein Stündchen'. Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geist ließ ihn noch nicht zu sich kommen, und wenn er endlich aufstand und die Treppe herunter kam, da schwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die bösen Menschen, die ihn nicht kannten, er hätte zuviel getrunken. Aber, so wahr mich Gott selig mache, das war es nicht. Ein Fläschchen Roussillon des Tages über, abends manchmal ein Krug Bier, mehr hat er bei der Rollwenzeln nicht zu sich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit ein paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm keiner so recht machen wie die alte Rollwenzeln, und er hat viel, sehr viel auf mich gehalten. Aber ich habe ihn auch gepflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angesehn, und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zusammen gewesen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! Und wenn ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe, denn er wollte es nicht haben, so bin ich doch immer so glückselig gewesen, wenn ich hörte, wie sie weit und breit gelesen und gelobt würden, als hätt' ich selber daran geholfen. Und die Fremden, die hierher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrat wollte schätzen lernen. Denn hier in Bayreuth haben sie ihn gar nicht zu estimieren gewußt. Aber in Berlin, da haben sie seinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben sie auch meine Gesundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrat selber aus dem Briefe von Berlin vorgelesen. Und er hatte mir auch versprochen, in seinem neuen Buche sollte ich den Schluß machen. Ach Gott, wenn er nur noch lebte,

ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen . . .
Ach Gott, wenn ich bedenke, wie viel der Herr Legationsrat hier, hier auf dieser Stelle geschrieben hat! Und wenn er sich hätte ausschreiben sollen! Funfzig Jahre noch hätte er zu schreiben gehabt, das hat er mir selber oft gesagt, wenn ich ihn bat, sich zu schonen und das Essen nicht kalt werden zu lassen. Nein, nein, so ein Mensch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieser Welt. Ich habe oft so darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm gesagt: ‚Herr Legationsrat, lachen Sie die alte Rollwenzeln nicht aus: ich habe mir Sie so vorgestellt wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen ist, und wo er bleibt.' Und ein anderes Mal, als er seinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Rollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrat doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes schönes Blatt Papier schreiben lassen: An diesem Tage sahe Er das Licht und Er ward Licht. Wie er sich nun zu Tische setzte, da lagen unter seinem Teller viele Gedichte und Glückwünsche, gedruckte und geschriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte sein ganzes Gesicht vor Freude, und er gab mir die Hand und sagte: ‚Das ist von meiner guten Rollwenzeln.' Gott hab' ihn selig! Er war's hier schon. Eine Blume konnt' ihn selig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer, wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tische, und alle Tage steckt' ich ihm einen Strauß ins Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht' ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußt' ich mich ans Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. ‚Schlecht, Herr Legationsrat,' antwortete ich, ‚bis Sie mich wieder beehren.' Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht' ich: er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich gesehn, das Tier ist nicht mehr zu kennen.
Gott, nun hast du ihn bei dir! Aber ein Begräbnis hat er bekom-

men, wie ein Markgraf mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menschen hinterdrein, man kann's nicht erzählen. Ich war vorangegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie ich so allein vor dem Grabe stand, in das er hinunter sollte, da dacht' ich mir: Und da sollst du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht' ich, das ist Jean Paul nicht, der da hinunter kömmt. Und wie der Sarg vor mir stand, da dacht' ich wieder so: Und da liegst du drinnen, Jean Paul? — Nein, das bist du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine Leichenpredigt gehalten, und sie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab' ich sitzen müssen, als ob ich dazu gehörte, und als alles zu Ende war, haben sie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren."

Denkrede auf Jean Paul

Wenige Tage nach der Beerdigung gehalten von Ludwig Börne in Frankfurt am Main

Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wiedererscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn! Und ein Hoherpriester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgendeine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft, der kränkelnde Süden seine goldene Sonne, das finstere Spanien seinen Glauben, die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben und heiteren Scherz und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen, die Krone der Liebe, die Den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der

Hohepriester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahingeschieden, und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks, die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der

Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt und all unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt. In den Ländern werden nur die Städte gezählt, in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste, in den Häusern ihre Herren, im Volke die Kameradschaften, in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an, und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur e i n e Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme und über gefrorene Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu

teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore, aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest Du dann umher, ob kein Auge Dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer Deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an Dich heran und sagt Dir leise und lächelnd: „Ich kenne Dich!" Du verbirgst Deine Freuden, weil sie Dir zu kindlich scheinen für die Teilnahme der Würdigen; Du verheimlichst Deine Schmerzen, weil sie Dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet Dich auf und Deine

verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo Du einsam weinest, wirft sich an Dein Herz und sagt: „Ich komme, mit Dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgendeine kindliche Neigung in Deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die Dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht, wie Andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen; er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: Ich liebe Dich. Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: Wir lieben Dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius

der Liebe! Ich achte Dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und will Dich nie verkennen, Du magst wohnen im engen Alpental oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und Du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!" Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechtes. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken —: dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige

Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sich gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute ver=

gibt weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln, kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts; sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen je einmal der Schiffbruch des Zufalls irgendein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen. Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen

wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohltat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohltat vergißt, sich nur des Wohltäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brotfrucht und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet, Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von

Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen Händen aus und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackeren Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

O du, dem unter Narrheit, unter Witzen
der Sehnsucht Zähren an der Wimper blitzen,
in Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant!
Der Kunstform unbarmherziger Vernichter,
du Feuerwerker, der romanische Lichter,
Raketen aufwirft, Wasser, Kot und Sand!
O du, dem hart am überschwellten Busen
ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
der Todfeind des Erhabnen, der Verstand!
Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, selger Freude Bringer
im armen Hüttchen an des Lebens Strand!
Du Kind, du Greis, du Kauz, Hanswurst und Engel,
durchsichtger Seraph, breiter Erdenbengel,
im Himmel Bürger und im Bayerland!
Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
komm, laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
in Bier und Tränen mächtiger Kneipant!

Friedrich Theodor Vischer an Jean Paul

*

Abschied. Lebt also wohl! Vergebt mir, wenn ich, da an den Wagen meiner Psyche so verschiedene Pferde angeschirret sind, Engländer, Pollacken, Rosinanten, sogar Steckenpferde, wenn ich im Bündel so vieler Zügel für einen ganzen Marstall zuweilen fehlgreife oder ermatte. Kommt recht fröhlich wieder vor mein künftiges Titelblatt. Ertragt Bücher und Menschen und euch! ... Und übrigens wünsche ich euch nichts als einen kalten, aber blauen Morgen des Lebens, worin keine Blume zugeschlossen bleibt, gegen zehn Uhr hin eine Wolke voll warmer Regentropfen, in der Mittagshitze einen Seewind, nachmittags die Siesta des Lebens und abends kein Gewitter, sondern eine sanfte Sonne und ein langes Abendrot hinter Nachtviolen, und irgend jemand in der Finsternis. Jean Paul

*

Quellen-Nachweis
und Inhalts-Übersicht

Im Herbst 1925 sind zwei außerordentlich wertvolle Biographien und Würdigungen Jean Pauls erschienen, die eine von Walther Harich bei H. Haessel in Leipzig, die andere von Johannes Alt bei C. H. Beck in München. Von beiden durfte der Herausgeber vorliegenden Buches die Korrekturbogen durchsehen, um nachzuprüfen, ob seine eigene Arbeit angesichts des gegenwärtigen Standes der Jean-Paul-Forschung bestehen könne. Sehr wesentlich erleichtert wurde ihm seine Aufgabe durch die schöne mühe- und liebevolle wissenschaftliche Herausgeberarbeit, die Eduard Berend seit Jahren in mustergültiger Weise geleistet hat und die in den folgenden, auch hinsichtlich der Ausstattung vortrefflichen Werken in die Erscheinung getreten ist: Jean Pauls Persönlichkeit. Zeitgenössische Berichte, gesammelt und herausgegeben von Eduard Berend. Mit 5 Bildbeigaben, München 1913 bei Georg Müller. Die Briefe Jean Pauls. Herausgegeben und erläutert von Eduard Berend. Mit vielen Bildbeigaben. In 4 stattlichen Bänden, wovon bis jetzt 3 erschienen sind: München 1922—1925 bei Georg Müller. Von den anderen Büchern, die der Herausgeber des vorliegenden durchgearbeitet hat, seien noch genannt: Jean-Paul-Studien von Dr. Josef Müller. München [jetzt Altona], Dr. H. Lüneburg, Verlag. Jean Paul. Biographie und Spruchauswahl von Dr. Josef Müller, Leipzig 1913 im Xenien-Verlag. Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart von Dr. Josef Müller. Leipzig 1923, Verlag Felix Meiner. Ferner: Von Paul Nerrlich 1) Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1889. 2) Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin 1876. 3) Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Berlin 1902. Endlich, an älterer Literatur: Die vier Bände Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter, die [sein Schwiegersohn] Ernst Förster zur Feier des 100. Geburtstags 1863 in München herausgegeben hat, die 8 Bändchen Wahrheit aus Jean Pauls Leben, die von 1826—1833 in Breslau erschienen sind, Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul, Heidelberg 1833. Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freund Christian Otto, Berlin 1869. Jean Paul Friedrich Richter in seinen letzten Tagen und im Tode, von [seinem Neffen] Richard Otto Spazier. Breslau 1826. — Einzelausgaben der meisten Werke von Jean Paul sind in Reclams Universal-Bibliothek erschienen. — An neuen Versuchen, Jean Pauls Werke in Auswahl herauszugeben, sind zu nennen: 1) Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Jean Pauls Werk, gesammelt von Richard Benz, 3 Bände in altmodischer, sehr reizvoller Ausstattung, München 1924 bei R. Piper & Co., 2) Jean Pauls Werke. Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben von Manfred Schneider, Stuttgart 1924 bei Walter Hädecke.

Inhaltsübersicht

Georg Forster

Das Abenteuer seines Lebens, unter Wiedergabe vieler Briefe erzählt von Wilhelm Langewiesche

278 Seiten. Holzfreies Papier. Fadenheftung
In Leinenrücken gebunden Mk. 3.50

Ein deutscher Pfarrerssohn wird auf dem Umweg über Rußland, England, die Südseeinsel O-Taheiti eine europäische Berühmtheit, Professor am Carolinum zu Cassel, Rosenkreuzer, Verzug der Wiener Aristokratie, polnischer Geheimrat, Universitätsprofessor zu Wilna, Universitätsbibliothekar zu Mainz, Lehrer Alexanders von Humboldt in der Kunst des Reisens und der Reisebeschreibung, endlich französischer Jakobiner. Die Zarin Katharina II. und Friedrich der Große, Cook und Franklin, Joseph II. und der letzte König von Polen, Fritz Jakobi in Düsseldorf und der Historiker und Staatsmann Johannes von Müller, der Anatom Sömmerring, der Archäologe Heyne, der Physiker und Satiriker Lichtenberg, Goethe, Herder, Schillers Freund Huber, das sind die bekanntesten Zeitgenossen Forsters, die uns auf seinem abenteuerlichen Wege begegnen. In dem Paris der Schreckensmänner Marat, Danton und Robespierre, wo der erste, rasch gescheiterte Versuch einer Rheinischen Republik unter französischer Oberhoheit von ihm als Deputiertem des Mainzer Konvents unternommen wird, von den Wirklichkeiten der Revolution ernüchtert, aber an dem großen Gedanken der Freiheit festhaltend, stirbt er, von seiner Frau verraten und verlassen, von den Freunden in der Heimat geächtet, noch nicht vierzig Jahre alt, in Armut und Einsamkeit den schweren Tod in der Fremde. — Seltsam zeitgemäß wirken seine in dem oben angezeigten Buch wiedergegebenen Briefe aus der Revolution, die sich zuweilen lesen, als bezögen sie sich nicht auf das Frankreich von 1793, sondern auf Parteien, Personen und Zustände im gegenwärtigen Deutschland. Die geschichtlichen Verbindungen zwischen den einzelnen Briefzyklen lassen alle Zusammenhänge verstehen und bilden, mit aller Sorgfalt gearbeitet, eine kurze Geschichte der französischen Revolution, deren Kenntnis heute nicht in dem Maße verbreitet ist, wie sie nützlich sein könnte.

Erstes bis fünfzehntes Tausend:
Herbst 1925

*

Papier:
Sieler & Vogel in Leipzig

*

Satz und Druck:
Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

*

Einband:
Spamersche Buchbinderei in Leipzig

*







